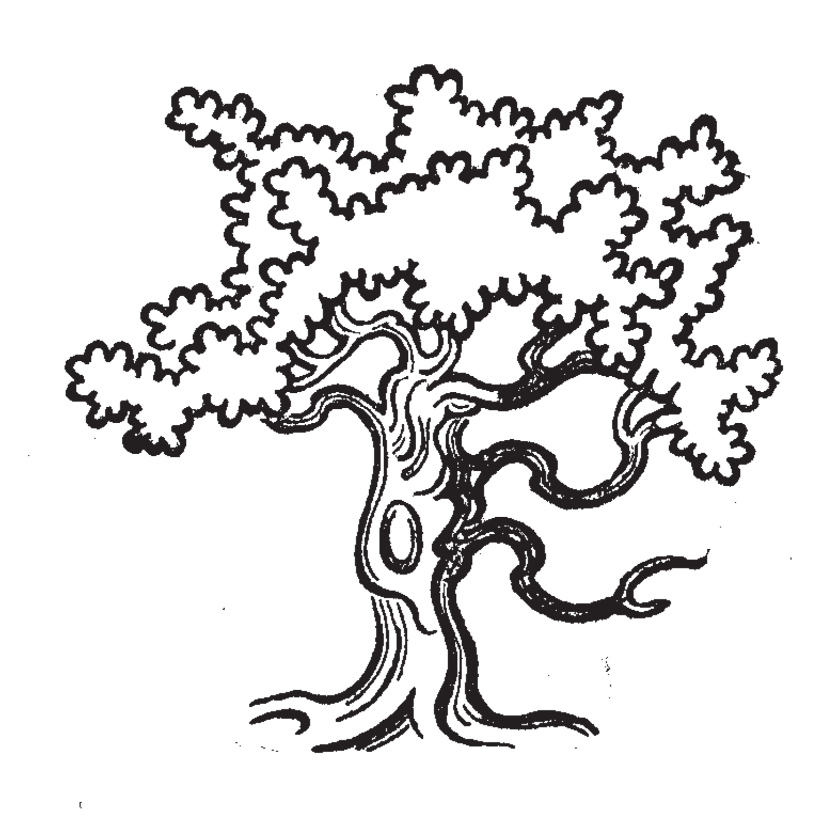
Hans Klein

Heide Rieke

Heide Rieke

Heide Rieke



Roman von
Hans Klein

Verlag von Bischof & Klein · Lengerich in Westfalen

Druck von Bischof & Klein, Lengerich in Westfalen
Umschlag und Titel sowie Strichzeichnungen von A. Roenelt

Heulend fegt der Herbststurm durch die schlanken, hohen Föhren, die in majestätischer Würde den kleinen See des Waldes umgeben. Klatschend prasselt der Regen gegen die Fensterscheiben des Forsthauses, das etwa hundert Meter vom See gelegen ist. Der Mond lugt zuweilen hinter den schnell dahineilenden Regenwolken hervor und wirft gespenstische Schatten über die Wasserfläche des Waldsees.

Ein hohes Lied vom Kampf um Werden und Vergehen singt der Sturm. Der kleine See ist aufgewühlt von der Macht des Windes. Krachend bricht hier und dort ein morscher Zweig. Das Waldgetier flüchtet und sucht Schutz im Dickicht des Unterholzes.

Förster Ernst Rieke sitzt gemütlich am runden Tisch seines Wohnzimmers. Eine kurze Mutzpfeife hängt aus seinem Mund, und zuweilen tut er einen kräftigen Zug, um sie unter Dampf zu halten. Er ist ein stattlicher Dreißiger, gesund und im Besitz der besten Kräfte seiner Jahre. Das Leben draußen in der Natur, in seinem geliebten Wald, erfüllt ihn ganz und gar. O, wie wohl ist es ihm, wenn der Wind durch den Wald fegt, wenn es rauscht in den hohen Gipfeln der mächtigen Bäume, dann fühlt er sich so ganz mit der Natur verbunden. Ein feierliches, ja heiliges Gefühl durchzieht seine Seele. Er grübelt und denkt über das Werden und Vergehen aller Erscheinungen nach, und dieses Nachdenken bringt ihn immer wieder in Widerspruch zu den angelernten Religionsformeln.

Er, der Forstmann, der stündlich mit der Natur sich

beschäftigen muß, ist schon längst ein Zweifler geworden. Seit Jahren sah ihn die Kirche nicht mehr. Der Herr Pfarrer hat es nie unterlassen können, bei zufälligem Zusammentreffen entsprechende Bemerkungen zu machen. Ja, hat nicht seine nun schon seit einigen Jahren verstorbene Mutter immer gesagt: „Meine Kirche ist der Wald", und ist er nicht täglich, ja fast stündlich draußen mitten in der Erhabenheit der Natur? Gewiß, früher besuchte er Sonntag für Sonntag den Gottesdienst, er ist beseelt von dem Willen gewesen, ein guter, anständiger Kerl zu werden, aber jedesmal, wenn er sich bemühte, den Worten des Pfarrers zu folgen, ertappte er sich selber bei anderen Gedanken. Seine Augen stahlen sich herüber zu jener Bank, wo ein schmuckes, blondes Mädel verstohlen hinter dem Gesangbuch herlugte und seinen Blick auffing. Der Bauer Meyring, der neben ihm saß, war meistens längst eingeschlafen. Nur wenn um halb 11 Uhr die Turmuhr schlug, dann zog auch er, wie die meisten Kirchenbesucher, seine Uhr heraus, um sie mit der Zeit zu vergleichen und sie aufzudrehen. Die Seelen der Gläubigen wurden durch dieses Geräusch wieder wacher, war es doch das Zeichen, daß die Predigt in aller Kürze ihr Ende finden würde und alle Zuhörer erleichtert aufatmen konnten. Bauer Meyring, sein Nachbar, schnäuzte sich kräftig, das gab wenigstens etwas Leben in dem dumpfen Gewölbehaus. Im übrigen freute er sich auf den Schnaps, den er gleich nebenan in der Kneipe mit seinen Berufskollegen vereinnahmen würde. Dieses oder Aehnliches waren meistens die Gedankengänge, mit denen sich die männlichen Teilnehmer während der Predigt des Geistlichen beschäf-

tigten. Von den weiblichen Besuchern waren es die älteren Tanten und Frauen, die sich krampfhaft bemühten, einen Sinn in das Redewerk des Pfarrers hineinzubringen. Meistens konnten sie jedoch keinen Einklang mit ihrem eigenen Erleben schaffen. Darüber machte sich keiner der Kirchenbesucher Gedanken. Sie überließen das Nachdenken dem Herr Pfarrer und sangen voll tiefster Ueberzeugung das Kirchenlied: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet." Den jungen Mädchen war es in der Hauptsache um den Putz und um die jungen Männer zu tun, und das scheint auch wohl das natürlichste zu sein. Das alte Lied ewig junger Liebe verlangt unerbittlich sein Recht.

Förster Rieke denkt über das alles nach. Er erinnert sich noch genau, wie er damals nach der Kirchzeit Hilde Ohle angesprochen hat, wie sie dann zusammen, weit ab von den Menschen, über blühende Felder in den nahen Wald gingen. Er sieht sie noch vor sich, dieses hübsche Mädchen mit den jungen, bewegten, vollen Brüsten, den blauen Augen und den langen blonden Zöpfen. Sein Herz wollte ihm vor Wonne zerspringen, und in glühendem Verlangen sagte er ihr, daß er sie lieb, sehr lieb habe. Er wollte sie an sich reißen, sie küssen, aber sie entwand sich ihm und entfloh. Er entsinnt sich noch genau, wie geschlagen er damals nach Hause ging. Die Welt schien ihm so leer, so fahl. Aber dann, einige Jahre später, als er die Forstschule besuchte und kurz vor dem Examen stand, trifft er das junge Mädchen plötzlich auf einem Spaziergang im Walde. Sie gingen schweigend nebeneinander her. Etwas ruhiger und gesetzter war er geworden. Hilde Ohle neben

ihm, eine aufgeblühte Rose. Und wieder stieg aus dem Unterbewußtsein jenes stürmische Verlangen und erfaßte ganz seine Seele. Er sieht noch die Bank an dem kleinen Waldsee, wo er ihr zum zweiten Mal seine große Liebe gestand. Da legte sie die Hand in die seinige, und stürmisch suchte er ihren roten, schönen Mund. Nicht mehr lange darnach wurden sie Mann und Frau.

Der Förster hat sich in seinen Lehnstuhl zurückgelegt. Die Zeitung ist ihm aus der Hand gefallen. Seine Augen blicken herüber zu seiner jungen Frau, die auf einer Liegestatt gebettet ist und jetzt die Geburt ihres zweiten Kindes erwartet. Ernste Falten legen sich auf die Stirn des Försters. Er denkt an die Geburt seines ersten Sohnes Harald, der jetzt drei Jahre alt ist und im Nebenzimmer wohl schon im seligen Schlummer liegt. Damals war seine Frau nur durch schnelles Eingreifen des Arztes gerettet worden. Er hatte furchtbar um sie gebangt, bis dann glücklich die Krise überstanden war. Wie wird es jetzt ausgehen?

„Ernst", unterbricht seine Frau die Stille, „ich glaube, es wird Zeit, daß du in die Stadt gehst und die Frau holst. Ich fühle die ersten Zeichen des kommenden Erdenbürgers.

Der Förster erhebt sich, setzt sich auf den Rand des Bettes, schaut ihr in die schönen blauen Augen und streicht behutsam über das blonde, wallende Haar.

„Gut, liebste Hilde, ich will jetzt gehen und mich beeilen, damit es nicht zu spät wird. Aengstige dich nur nicht. Den Harras lasse ich dir als Bewachung hier. Ich selbst lasse mich von Hektor begleiten. Du brauchst dich um mich nicht zu sorgen."

„Ernst, zieh' dich nur warm und regendicht an. Hör' nur, wie der Regen gegen die Fenster schlägt. Der Regenmantel hängt im Flur links an der Garderobe."

„Gut, Liebste, leb' wohl, ich beile mich, so gut ich kann."

Förster Rieke zieht sich an, wirft sein Gewehr über die Schulter und stampft, den Hektor an der Leine, zur Tür hinaus. Hui, wie der Wind pfeift und wie peitschend der Regen ihm entgegenschlägt. Der Schein einer kleinen elektrischen Lampe läßt ihn die Kanten und Abhänge des ihm an sich bekannten Weges erkennen. Furchtlos und sicher schreitet er in die dunkle Nacht. Der Herbststurm heult sein ewig altes Lied. Tausende von Blättern tanzen im Kreise über und unter ihm. Morsche Aeste fallen ächzend zu Boden. Doch solches Geschehen stört den Förster nicht. Er kennt den Sturm und liebt ihn, liebt ihn, wie eine Mutter nur ihr Kind zu lieben vermag. Ihm ist's wohl inmitten dieses gewaltigen Naturkampfes. Seine Gedanken sind unaufhörlich bei seiner jungen Frau, und die Sorge um sie und der Wille, schnell wieder zurück zu sein, läßt ihn seine Schritte vergrößern.

Plötzlich bleibt er wie vom Blitz getroffen stehen. Ein Schuß ist gefallen, und im nächsten Augenblick sprengt ein Rehbock knapp vor ihm über den Weg. Hektor ist kaum noch zu bändigen. Der Förster beruhigt ihn und überlegt, was zu tun ist. Diese stürmischen, nassen Regentage sind für die Wilddiebe die willkommensten Gelegenheiten, ihrem üblen Handwerk nachzugehen. Er hat sich schon oft mit diesen Frevlern herumschlagen müssen. Da der Wind von der Schußrichtung kommt, so nimmt er mit Recht an, daß

die Wilderer ihn infolge des Unwetters noch nicht bemerkt haben; darum beschließt er, zunächst festzustellen, wieviel Wilddiebe hier am Werke sind. Schnell verbirgt er sich mit seinem Hund Hektor hinter einem Busch in einer Vertiefung. Der Hund folgt willig dem Befehl seines Herrn. Ungeduldig und mit gespannten Nerven wartet der Förster auf das Kommende. Nach einer kurzen, ihm jedoch eine Ewigkeit dünkenden Zeit, sieht er plötzlich zwei verkleidete Gestalten fast geräuschlos den Weg überqueren, der Spur des geflohenen Rehbocks folgend. Hektor ist maßlos erregt, und der Förster hat große Mühe, ihn zu beruhigen, um nicht durch das Bellen seines Hundes verraten zu werden. Schnell ist sein Plan gefaßt. Die Sorge um seine Frau läßt ihn sein erstes Vorhaben, die Wilddiebe sofort zu stellen, nicht ausführen. So eilt er so schnell wie möglich in das Dorf, um der Hebamme Bescheid zu sagen.

Vom Regen triefend klopft er fast gegen Mitternacht an die Haustür der Hebamme. Nach langem Warten, das dem Förster eine Ewigkeit erscheint, öffnet sie die Tür und fragt:

„Wer ist denn draußen?"

„Ich, Frau Kiesink, der Revierförster Rieke."

„Was um alles in der Welt, führt Sie zu mir, mitten in der Nacht? Ist es schon so weit?"

„Ja, liebe Frau Kiesink, es ist so weit. Bitte machen Sie sich so schnell wie möglich fertig. Ich habe noch hurtig einen Gang zu besorgen. In einer viertel Stunde bin ich zurück, dann müssen Sie reisefertig sein."

Nach diesen Worten ist der Förster mit seinem Hund verschwunden. Eiligen Schrittes läuft er zur Oberförsterei, die im Dorfe nicht weit von der Wohnung der Frau Kiesink liegt. Kurz und knapp berichtet er dem Oberförster alles das, was vorgefallen ist.

„Lieber Rieke“, sagt der Oberförster, „Die Kerle müssen wir noch heute abend dingfest machen. Gehen Sie herüber zur Frau Kiesink, es ist wichtig, daß die Hebamme schnell fertig wird. Ihre Frau wird sich doch sicherlich um Sie ängstigen. Der Schuß wird auch von ihr wahrgenommen worden sein. Ich werde inzwischen noch weiteren drei Revierförstern Bescheid zukommen lassen. In einer Viertelstunde bin ich mit den drei Förstern bei Frau Kiesink.“

„Jawohl, Herr Oberförster, ich werde alles wie gewünscht ausführen.“

Wie verabredet, stellen alle Beteiligten sich gegen Mitternacht vor der Wohnung der Frau Kiesink ein.

Der Zug bewegt sich hintereinander zunächst auf dem bekannten Weg, der zur Försterei des Försters Rieke führt.

Es ist die Absicht des Oberförstes, die Wilddiebe einzukesseln, das heißt, die Förster so zu verteilen, daß sie bildlich gesehen einen Kreis um die Frevler bilden. Von diesen Stellungen aus soll dann zur Mitte nach einem abgegebenen Zeichen einzeln vorgegangen werden. An Hand der Aussage des Försters Rieke rechnet der Oberförster unter Berücksichtigung der verflossenen Zeit ungefähr den augenblicklichen Stand der Wilddiebe aus. Bei der näch-

sten Wegkreuzung wird halt gemacht und jedem Förster der Platz angewiesen, der von ihm eingenommen werden muß. Ebenso werden die Verständigungspfiffe bekannt gegeben. Zu einer genau festgelegten Zeit muß die Streife zur Mitte des Kreises begonnen werden.

Da Förster Rieke zunächst Frau Kiesink zur Försterei bringen muß, so hat der Oberförster für ihn als Ausgangspunkt die Försterei vorgesehen.

Die Zeit ist längst verstrichen. Sie trennen sich schnell, und Förster Rieke eilt mit Frau Kiesink der Försterei zu. Der Sturm hat glücklicherweise etwas nachgelassen, und die Stellung des Windes begünstigt das Gehen. So langen sie nach einer guten halben Stunde im Forsthause an. Harras, der Bewacher von Frau Hilde, hat bereits angeschlagen, beruhigt sich jedoch bald, als er die Schritte seines Herrn wahrgenommen hat.

Frau Hilde atmet erleichtert auf, als sie die Stimmen draußen vernimmt. Gewiß, sie ist tapfer, unerschrocken und nicht ängstlich, aber die Ungewißheit ihrer Niederkunft und der vor einer halben Stunde von ihr gehörte Schuß, sowie die kurz danach deutlich vernommenen Schritte, nicht weit von der Försterei, haben sie in eine nicht zu verbergende Erregung versetzt. Harras hat die Ohren gespitzt und durch Knurren kundgetan, daß hier nicht alles in Ordnung ist. Bald darnach ist alles ruhig. Nur der Wind singt weiter sein sturmbewegtes Lied.

„Guten Abend, Hildchen, wie geht es dir? es hat etwas länger gedauert, als ich beabsichtigt habe, aber den Grund erzähle ich dir später. Hier bringe ich dir Frau Kiesink."

Mit diesen Worten begrüßte der Förster seine junge Frau, küßte ihren schönen Mund und strich ihr über das blonde Haar.

Frau Hilde umschlang stürmisch seinen Hals, und Tränen rollten über ihre blassen Wangen.

„Ach, ich bin ja so froh, daß du wieder da bist. Ich habe mich furchtbar um dich geängstigt. Du hast doch gewiß den Schuß gehört, er kam aus deiner Gehrichtung. Als du nun nicht kamst, glaubte ich, dir sei ein Unglück zugestoßen. Aber jetzt bist du doch bei mir, und ich habe dich wieder, lieber, lieber Ernst."

Frau Hilde sprach es mit dem Ausdruck einer inneren Befreiung, und sie fuhr fort und erzählte von den Schritten, die sie deutlich kurz darnach in der Nähe der Försterei vernommen habe und von dem unruhigen Gebaren des Hundes, wodurch ihre Annahme bestätigt sei.

Der Förster schaut seiner Frau in die schönen blauen Augen, und indem er ihr immerzu das blonde Haar streichelt, erzählt er, was vorgefallen ist und was jetzt zur Ergreifung der Wilddiebe unternommen wird. Er sieht auf seine Uhr und fährt fort:

„Liebste Hilde, in fünf Minuten muß ich von hier aus die Streife antreten. Es ist alles so eingerichtet, daß ich in zwei Stunden wieder zurück sein kann. Ich nehme Harras mit. Du brauchst dich nicht zu ängstigen."

Frau Hilde ist in dem Beruf ihres Mannes groß geworden, ist sie doch auch ein Försterskind und kennt somit alle Aufregungen, die dieser Beruf mit sich bringt. So ist sie tapfer und schweigt, ist doch auch jetzt Frau Kiesink bei ihr, so daß sie allein fertig werden können.

Sie wünscht ihrem Mann guten Erfolg, denn ihr ist der Schaden den diese Waldfrevler anrichten, nur zu gut bekannt.

Zur festgelegten Zeit rückte Förster Rieke seinem Ziele entgegen. Das ist jedoch nicht ganz einfach. Die Dunkelheit, das Brechen der Zweige und die Nässe lassen ein nur langsames Vorankommen zu. Dazu kommt noch, daß nicht auf dem üblichen Weg, sondern querwaldein die Streife vollzogen werden muß. Der Bericht seiner Frau ließ ihn vermuten, daß die Wilddiebe mehr auf seiner Seite sein müssen. So bleibt er des öfteren stehen und lauscht in die unheimliche, finstere Nacht. Aber nichts ist zu hören. Der Sturm hat wieder gewaltig zugenommen. Durch die Zweige der hohen Tannen pfeift der Wind, und aus dem Unterbewußtsein tritt vor ihn die Vorstellungswelt der Ahnen, saust Wotan auf weißem Schimmel und schwingt Thor wuchtig den Hammer. Förster Rieke ist ein Philosoph. Diese Naturereignisse regen ihn immer und immer wieder zum Nachdenken an. Er will das Geheimnis des Seins ergründen. Die Fragen: „Was ist dieses alles, was hat das Leben für einen Sinn, warum muß der Mensch sterben, was ist die Natur, was ist Gott?" treten immer wieder in sein Bewußtsein und lassen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Gewiß hatte er sich mit unseren Philosophen Kant und Schopenhauer, wenn auch zunächst oberflächlich beschäftigt. Er weiß, daß der große Königsberger ein für alle Mal die Grenzen der Vernunft festgelegt hat, daß der Mensch also vermittels seiner Vernunft nur die Erscheinungswelt, also alles das, was dem Raum, der Zeit und der Ursäch-

lichkeit unterordnet ist, erfassen kann. Aber damit kommt er nicht weiter. Ihm wird das Gedankengut des Philosophen Schopenhauer klar, der die Welt als Wille sieht. Ja, das leuchtet ihm ohne weiteres ein. Aber, was ist denn nun das Ziel all dieses Willens? Was soll mit all dem Gewordenen erreicht werden? Die primitive Auslegung seiner anerzogenen Religion weiß nur darüber zu sagen, daß diese Erscheinungswelt ein großes Jammertal sei, durch welches der Mensch schreiten muß, um mit gläubigem Vertrauen und Beten durch die Gnade nach dem Tode droben im Himmel die ewige Seligkeit zu erreichen." Denn durch Trübsal hier, geht der Weg zu dir", wie oft hat er es damals als Konfirmand gesungen. Aber, sagte er sich, wenn es so ist, wenn alles in der Welt, die doch letzten Endes von Gott kommt, wenn diese von Gott geschaffene Welt nur Elend, Jammer, Trübsal und Leid birgt und erst droben im Himmel eitel Lust und Freude herrschen, warum, ja warum jammern und flehen all diese, auf dieser verfluchten Erde verdammten Menschen, stets so ungeheuerlich beim Tode eines ihrer Angehörigen? Müssen nicht diese um das Grab des Verstorbenen Freudentänze veranstalten im Hinblick auf das selige, herrliche Himmelreich und im Hinblick auf die Güte dieses Gottes und Heilandes, der das Erdenschäfchen voller Gnade zu sich in die fetten Pfründe nimmt? Das sind doch Widersprüche, die zu denken geben. Und überhaupt, ist es denn wirklich so elend und jammervoll auf dieser Welt? Ist es nicht wundervoll, im Sturm oder im Sonnenschein durch die Majestät des Waldes zu schreiten? Kündet nicht jeder Vogelruf vom göttlichen Wesen? Zeugen nicht die

wundervollen Farben der großen Blumenwelt von erhabener Schönheit und göttlichem Wollen? Und all die stolzen, flinken und formgestalteten Tiere seines geliebten Waldes, sind sie nicht herrliche Erzeugnisse eines erhabenen Schöpfers? Wie kann die Kirche hier vom Jammertal reden, ist das nicht Gotteslästerung? Tausend und abertausendmal sind diese zweifelnden Gedanken in sein Bewußtsein getreten, ohne daß er zur Klarheit gelangt. Nur eines wird ihm immer deutlicher, je tiefer und ernster er darüber nachdenkt, daß die ihm in der Jugend angelernte Religion nicht im Einklang mit seinem inneren Erleben zu bringen ist. Hier stimmt etwas nicht.

Plötzlich wird er durch das Knurren seines Hundes aus diesen Gedanken herausgerissen. Gespannt lauscht er in die Dunkelheit. Nichts ist zu vernehmen, aber an der Unruhe seines Hundes erkennt er, daß irgendetwas Ungewöhnliches in der Nähe sein muß. Die Nacht ist so dunkel geworden, das man kaum die Hand vor den Augen sehen kann. Der Sturm singt unentwegt sein lautes Lied, so daß irgendwelche Geräusche kaum zu vernehmen sind. So mag er wohl einige Minuten gestanden haben, als plötzlich ein kurzer Pfiff die Stille der Nacht durchdringt. Das war das Zeichen seiner Kollegen, das Gefahr erkennen ließ. Soeben ist er im Begriff, sein Gewehr zu entsichern, als er plötzlich von hinten angegriffen und zu Boden geschleudert wird. Ein furchtbarer Kampf entsteht. Der kurze Pfiff des Försters bedeutet für Harras die Gefahr seines Herrn, und mit ungestümer Kraft zerrt er an der Leine, mit der er an einem abseits gelegenen Baum befestigt ist. Endlich reißt

das Halsband, und mit der ganzen Leidenschaft eines treuen Hundes stürzt er sich wütend auf den zweiten Wilderer, der soeben im Begriff ist, seinem Komplicen Hilfe bei seiner üblen Tätigkeit zu leisten. Ein Biß in den rechten Arm löst ihn von seinem Opfer. Inzwischen bemüht sich der Förster Rieke, sich aus seiner ungünstigen Rückenlage zu befreien. Es ist ein Ringen auf Leben und Tod. Mit allen Kräften versucht der Gauner, die Gurgel des Försters zuzudrücken und ihm seine Hände vermittels eines Strickes zusammenzubinden. Gelingt letzteres, dann ist es um ihn geschehen. Gerade will der Wilddieb zum letzten Hieb ansetzen, als Harras sich auf ihn stürzt. Dieser Augenblick ist die Rettung des Försters. Mit übermenschlichen Kräften entwindet er seine Hände denen des Gegners, und mit einem kühnen Schwung entledigt er sich des Angreifers. Schnell springt er auf seine Beine. Inzwischen ist jedoch der zweite Komplice auf ihn zugesprungen. Neue Gefahr droht. Die Kampffähigkeit des zweiten Wieldiebes ist durch die von Seiten des Hundes erfolgten Angriffe zwar bedeutend geschwächt, aber sie genügt immer noch, den Förster ernstlich zu bedrohen. Da streckt ein gewaltiger Faustschlag unterhalb des Kinnes den Verbrecher zu Boden. Harras hat sich mit einer Zähigkeit an den anderen Wilddieb geklammert, die geradezu bewunderungswürdig ist. Der Förster ist eben im Begriff, auch diesen Kerl unschädlich zu machen, als er durch das Herannahen eiliger Schritte auf eine neue Gefahr aufmerksam gemacht wird.

„Halloh, Rieke“, hörte er die Stimme des Oberförsters, „leben Sie noch?“

Jawohl, Herr Oberförster, heiß war der Kampf, aber es hat geklappt."

Diesen Augenblick will der zweite Kerl benutzen, um schleunigst das Weite zu suchen. Aber er hat nicht mit der Wachsamkeit des Hundes gerechnet. Bald wird nun auch dieser Verbrecher überwältigt, gefesselt und gemeinsam mit dem anderen Komplicen der gerechten Strafe zugeführt. Durch das Bellen des Hundes sind die Förster auf den Kampf, der hier stattfand aufmerksam gemacht worden und im Eilmarsch herbeigeeilt. Zum Glück ist dem Förster Rieke, bis auf einige Kratzwunden im Gesicht, nichts zugestoßen.

„Das haben Sie gut gemacht, Rieke", sagte der Oberförster, „nun beeilen Sie sich, daß Sie zu ihrer Frau kommen, sie wird sicherlich Sie sehnlichst zurückerwarten."

„Ich tat nichts anderes als meine Pflicht Herr Oberförster, doch gestatten Sie mir jetzt, daß ich mich verabschiede."

Mit diesen Worten trennte sich Förster Rieke von dem Oberförster und seinen Kollegen. Den Hund an der Leine geht es nun in Eilschritten zurück zum Forsthause. Seine Gedanken sind ganz auf seine Frau eingestellt. Wie mag es ihr gehen? Bange Ahnungen bemächtigen sich seiner Seele, und noch schneller beginnt er zu laufen. Endlich erblickt er durch das Tannengeäst ein schwaches Licht. Je näher er seiner Wohnung kommt, um so härter und aufgeregter schlägt sein Herz.

Harras, du guter Junge, beginnt er vor sich hinzureden, dir verdanke ich mein Leben. Warum bange ich um mein Leben? Nein, es geht ja gar nicht um mich, es geht

nur um die Pflicht, die ich auf mich genommen habe, die ich meiner Sippe schuldig bin.

Schon beginnt er wieder, sich in eine unbegreifliche Ideenwelt zu versenken, als Harras durch lautes Freudenbellen den Zurückgebliebenen des Hauses von der Rückkehr des Hausherrn Meldung macht.

Da wurde die Haustür aufgerissen, und ein Schrei der Freude dringt freudeerregend an sein Ohr.

„Herr Förster, ein Mädchen, ein kleines, süßes Mädel ist angekommen!" Laut und freudig rief es ihm Frau Kiesink, die Hebamme, entgegen.

Der Förster ist von dieser Nachricht innerlich so überwältigt, daß er kein Wort hervorbringen kann. Dieses Ungewisse, dieses fiebernde Bangen um das Liebste, was er besitzt, hat seine Nerven bis zum Zerreißen gespannt. Und nun diese frohe Botschaft. Seine Augen werden feucht, und in seiner Seele spürt er jenes göttliche Erleben, das ihn so oft übermannt, wenn die Natur sich ihm in all ihrer überschwenglichen Schönheit offenbart. Er ist erschöpft. Wortlos legt er Mantel und Hut ab, tritt in das Zimmer seiner Frau, setzt sich wie stets auf den Rand ihres Bettes und schaut voller Bewunderung in die leuchtenden, frohen Augen seiner Hilde. Dieser Anblick ergreift zutiefst sein Herz, und leise fallen einige Tränen auf die zarten Hände seiner geliebten Frau.

Ein Wunder ist geschehen. Ein neues Wesen, nur einmalig in dem ganzen Kosmos, ist geboren. Ist es nicht wunderbar, dieses Werden ganz zu begreifen? Wie achtlos gehen doch die meisten Menschen an solchem Geschehen vorüber. Haben sie jemals über den Sinn dieses Ent-

stehens und Werdens nachgedacht? Wie kommt es, daß die große Mehrheit der Menschheit so achtlos und gleichgültig all diesen Dingen gegenübersteht? Woran liegt es, daß das Entstehen, Keimen und Werden eines Men-



schen, besonders bei den Jugendlichen, mit schmutzigen Phantasien und Zoten bedacht wird? Soll auch nicht hier wieder der tiefere Grund eine falsche Religionsauffassung sein? Förster Rieke erinnert sich der Stelle in der Bibel:

„Um der Hurerei willen, habe ein jeglicher sein eigen Weib, und wie hieß es an einer anderen Stelle: „Siehe,

ich bin aus sündigem Samen erzeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen". (Psalm 50 : 5.)

Er blickt unwillkürlich sein Kind an, welches sorglich gebettet neben seiner Frau liegt. Sein ganzer Gottesstolz bäumt sich in ihm auf. Die ganze Unmoral dieser Lehre liegt wie ein finsterer, schmutziger Abgrund vor ihm. Sein Inneres erbebt vor Zorn und Kummer.

„Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge, eine Gotteslästerung. Deine Mutter hat dich nicht in Sünden empfangen. Heilig ist die Empfängnis, heilig das Werden, und heilig ist deine Mutter", so schreit es in seiner Seele.

Stürmisch preßt er sich an die Brust seiner jungen Frau, liebkost sie und küßt stumm ihren schönen Mund. Behutsam nimmt er sein Kindchen auf den Arm und strahlt vor Glück und Zufriedenheit. Seine Seele hat den Ausgleich gefunden.

„Ich danke dir, liebste Hilde, du gabst mir das Liebste auf der Welt. Erst einen Knaben und jetzt ein Mädel, ein wonnig, süßes Mädel. Hast du viel erdulden müssen, und hast du dich sehr geängstigt? erzähle doch."
Förster Rieke unterbricht mit diesen Worten das Schweigen.

„Ja, lieber Ernst, es war nicht einfach, aber der Gedanke an das Kind und an dich macht mich immer wieder standhaft und glücklich. So ist es nun einmal in der Welt. Wir Mütter sind die Quellen des Volkes, wir geben ihm die Kinder, versiegt dieser Quell, dann stirbt auch das Volk."

So ist es, und deshalb Hilde, hat jeder einzelne des Volkes die Verpflichtung, vor der Frau Achtung zu ha-

ben und sie nicht zum Gegenstand schmutziger Witze zu machen."

„Die Frau ist dem Manne gleichwertig, nur wesensverschieden", sagte einst der große Feldherr Ludendorff.

„Weißt du Ernst, es tut mir immer sehr weh, wenn sich, wie ich es so erlebt habe, die jungen Männer am Biertisch über diese oder jene Frau lustig machen und sich die gewöhnlichsten Witze erzählen. Ich habe sehr oft schon zu überlegen versucht, welche Ursache solchem Handeln zugrunde liegt. Unsere Vorahnen sehen doch in der Frau etwas Heiliges. Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, berichtet uns ausführlich darüber. Wie ist es möglich, daß das heutige Geschlecht eigentlich, sagen wir es ehrlich, schmutzig über das Werden des Menschen und insbesondere über eine Frau denkt."

„Hierfür die Erklärung zu finden, ist an sich sehr einfach, liebste Hilde, Sieh nur, damals zur Zeit des Tacitus, lebten unsere Vorfahren, die Germanen, in einem Glauben, oder sagen wir Mythos, der aus ihrer germanischen Seele geboren war und der im Rahmen der damaligen Vorstellungswelt im Einklang stand mit dem Erleben göttlichen Geschehens. Ihr Glaube war kein Dogmenglaube, sondern frei. Das war auch der Grund, warum das germanische Volk sich so stark entwickeln und das römische Joch unter Hermann, dem Cherusker, abschütteln konnte. Dir ist doch die Schlacht im Teutoburger Wald bekannt. Das deutsche Volk hat dem Befreier vom römischen Joch, Armin, bei Detmold ein Denkmal gesetzt. Armin hebt drohend ein Schwert gegen Süden und zertritt mit dem Fuß die römischen Gesetzbündel. Deutschland wurde durch

ihn befreit. Erst als das Christentum im deutschen Volk durch Karl den Großen, ich nenne ihn den Sachsenschlächter, durch Mord und Brand, durch Verbrennung vieler deutscher Frauen, die als Hexen bezeichnet wurden, durch furchtbare Inquisitionen seitens der Pfaffen und Priester, durch Vertreibung deutscher Bauern von ihrem angestammten Hof, eingeführt war, begann die langsame, schleichende, seelische Versklavung des deutschen Volkes. Und gerade die deutsche Frau war es, die sich diesen Priestern am fanatischsten entgegenstellte. Sie ließ sich stolz erhobenen Hauptes auf dem Scheiterhaufen eher verbrennen, als sie sich dem fremden Glauben beugte."

„Ja", unterbrach Frau Rieke ihren Mann, „aber heute sind doch gerade wieder die Frauen unseres Volkes die besten Vertreterinnen des Fremdglaubens, wie du das Christentum bezeichnest, während der Mann diesem Glauben mehr oder weniger gleichgültig gegenübersteht und aus alter Tradition, ohne nachzudenken, mitläuft."

„Das ist richtig, liebe Hilde, hier hast du den Beweis, wie eine an sich deutsche Eigenschaft, nämlich die Treue, sich ungeheuerlich schädlich für ein Volk auswirken kann, wenn sie einem fremden Glauben gilt. Nachdem nun durch die Jahrhunderte unser Volk vermittels unzähliger Priester, Mönche und Pfaffen von Generation zu Generation mürbe gemacht war, trat an Stelle des Kampfes die Gewohnheit und Gleichgültigkeit, die durch die Treue, diesen edlen Charakterzug unseres Volkes, das Fundament der Fremdlehre formten. Nun hielt der Deutsche fest an dem neuen Glauben, nachdem dieser sich außerdem den Gewohnheiten und Festen unserer

Vorfahren sehr geschickt angepaßt hatte. Es würde zu weit führen, die ganze Christianisierung unseres Volkes zu erzählen. Du liest es am besten selbst. Bücher habe ich genügend zur Verfügung. Aber wo wollte ich hinaus? Ach so.

Die Bibel, als Grundlage des Christentums, ist jüdisch. Wir haben doch in der Schule gelernt: Die Juden sind das auserwählte Volk. Palästina ist das heilige Land, und über die Frau:

„Das Weib schweige in der Gemeinde"
„Eine jede Frau sei untertan dem Manne"
„Heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser"
„Um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein Weib"
Jesus sagt zu seiner Mutter: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen" usw.

Die Stellung des Mannes zur Frau ist nach der Bibel, dem Gotteswort der Christen, eine verächtliche.

Diese Religion ist aber die seelische Grundlage, die uns und unsern Kindern als von Gott gegeben, gelehrt wird. Ist es da wunderlich, wenn die männliche Welt verächtlich über die Frau denkt und am Biertisch schmutzige Witze darüber reißt?"

„Da hast du recht, das ist mir nun erklärlich. Aber, um alles in der Welt, wird dagegen nicht eingeschritten?" wirft Frau Hilde ein.

„Religion ist Macht, Hilde. Tausende von Pfarrern, Mönchen, Nonnen und Schwestern sorgen auch heute noch dafür, daß durch Drohungen von Höllenqualen das Volk abgestumpft und verängstigt wird. Keiner wagt mehr, den germanischen Kopf stolz zu heben. Gebeugt, geknickt geht das deutsche Volk einher, nicht mehr fähig, sich gegen diese

seelische Versklavung und Unterdrückung zu erheben. Eine Fremdreligion hat ihre Aufgabe vollzogen. Aber, Hilde, ich habe den festen Glauben, einmal wird ein Großer erscheinen, der wird dem Volke dann den Weg zeigen, wie es aus dieser Lage sich befreien kann. Wieder werden Jahrhunderte durch die deutschen Lande gehen, und dann wird das deutsche Volk getreu den Worten der Edda:

„Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint
und richte dich selbst nach dir selber"

wie einen nassen Mantel das ganze Lügengewebe von seiner Seele streifen um frei und stolz zurückzufinden zu seinem deutschen Gotterleben."

Förster Rieke erhob sich. Er war innerlich sehr erregt und fürchtete, daß er wohl zu lange seine noch von der Geburt stark mitgenommene Frau unterhalten hätte.

Begeistert hatte Frau Rieke ihrem Mann zugehört. Sie liebte es, wenn er so ganz innerlich aufgewühlt mit einer fanatischen Leidenschaft über diese sie auch stark bewegenden Dinge sprach. Dann schaute sie ihm in seine feurigen Augen und erlebte alles gemeinschaftlich mit ihm. Jetzt wandte sie sich zu ihm.

„Ernst, hast du schon über den Namen unseres Kindes nachgedacht? Weißt du, wie wir es nennen wollen? Heide. Dieser Name ist so schön, er birgt alles, was eine deutsche Seele empfinden kann. Draußen in der Heide, draußen in der schönen Natur, dort ist es, wo der Mensch dem Göttlichen am nächsten ist. Hier soll auch unsere Heide das finden, was jeden Menschen am tiefsten und innigsten bewegt. Was meinst du zu meinem Vorschlag?"

Förster Rieke war ergriffen. Schöner konnte doch der Name nicht gewählt sein, er paßt ganz in seine Gedankengänge. So sagte er:

„Aber, liebste Hilde, natürlich bin ich damit einverstanden, das ist ein großartiger, kühner Gedanke von dir."

Förster Rieke nimmt noch einmal sein kleines Mädel auf den Arm. Leise raunt er ihr ins Ohr: „Heide".

Frau Kiesink ist inzwischen ins Zimmer zurückgekehrt. Ihr freundliches, stets hilfsbereites Wesen, ihr Mitgefühl auch für andere, ihre taktvolle, bescheidene Zurückgezogenheit, machen sie zu einem Menschen, der immer gern gesehen ist, und den man stets um sich haben kann.
So hat sie sich beim Eintritt des Försters zurückgezogen und die beiden Eheleute mit ihrem Glück allein gelassen.

Jetzt aber wird es Zeit, den neuen Erdenbürger zurechtzumachen. Sie nimmt dem Förster das Kind aus dem Arm und richtet alles für die noch übrig gebliebenen Nachtstunden ein.

„Es wird Zeit, daß Sie, Frau Hilde, und Sie, Herr Förster, jetzt schlafen. Besonders bedarf die junge Frau für die nächsten Tage der Ruhe. Also gehen Sie ins Bett, befiehlt Frau Kiesink."

„Sie haben Recht, gehen wir schlafen. Gute Nacht, mein Liebling, schlafe und träume süß in den ersten Tag unseres neuen Glückes."

Der Förster spricht es, küßt seine Frau und streichelt ihre heißen, roten Backen.

„Gute Nacht, Ernst".

Der sechsjährige jüngste Sohn Hans des Bauern Franz Schulte, wird plötzlich gegen Mitternacht durch irgendein Geräusch aus dem Schlaf geweckt. Er reibt sich die Augen, richtet sich auf, weil er einen eigentümlichen Geruch wahrzunehmen glaubt. Nichts Gutes ahnend, schlüpft Hans in seinen Anzug, reißt seine Tür auf und ist im Begriff, die Stiege, die zu seiner Kammer führt, hinunter zu steigen, als ihm eine große Rauchwolke entgegenschlägt.

„Brand, Brand, schreit er mit allem ihm zur Verfügung stehenden Stimmaufwand und eilt zurück in die Schlafkammer seiner Eltern, die direkt neben der seinigen liegt. Der Bauer und die Bäuerin sind bereits durch das Schreien ihres Sohnes geweckt worden und bemühen sich, sich schnell anzukleiden.

„Hans", rief der Bauer, „weck' sofort deine Geschwister und lauf' hinüber in das Gesindehaus und zur Feuerglocke. Schnell, schnell Alarm, Alarm."

„Vater, wir können hier nicht mehr herunter, die Stiege brennt bereits, wir müssen durchs Fenster."

In wahnsinniger Hast hatte Hans geschickt einige Bettücher zusammengeknotet und das eine Ende am Fensterrahmen seiner Schlafkammer befestigt.

„Vater, ich laß' mich schon herunter. Die lange Leiter drüben am Gesindehaus schaffen wir schnell herbei und du kannst dann mit Mutter, Rolf und Ilse heruntersteigen." Rief's, und fort war er.

Das Gesindehaus liegt noch im tiefsten Schlummer, aber durch das starke Klopfen und Rufen ist bald alles auf den Beinen. Der Großknecht Heinrich ist der erste, der durch sein Kammerfenster lugt und seinem Mißfallen durch knurrende Mißtöne Ausdruck verleiht. Er scheint noch gar nicht richtig geschlafen zu haben. Vielleicht kann man, menschlich gedacht, Verständnis für seine schlechte Laune haben, wenn man berücksichtigt, daß Heinrich sich mit der Magd Gesine soeben ein Stelldichein gegeben hat und nun dabei gestört war. Die Magd Gesine ist die zweite, die durch ihr Kammerfenster schaut. Sie liebt den wilden Heinrich und er sie, und das ist für beide das Ausschlaggebende. Allerdings fehlt es nicht an bösen Zungen, die über das Verhältnis üble Nachrede jedem Neugierigen geheimnisvoll zuflüstern. Doch Gesine und Heinrich stören sich nicht daran. Sie sind sich in ihrem Gefühl vollkommen einig. Was kann ihnen schon das Geschwätz böser Gerüchtemacher anhaben?

Gesine, die Magd, ist wie aus allen Wolken gefallen. Anstatt sich schleunigst anzuziehen, tippt sie öfters in das kleine Weihwassergefäß, das sie in einem Warenhaus billig erstanden hat, weil es nach ihrer Ansicht schön war. Dieses Zierstück hängt über ihrem buntkarierten Bett, und während sie hineintippt und sich bekreuzigt, schreit sie so laut ihre Stimme es ihr ermöglicht: „Heilige Maria, Heilige Mutter Gottes, hilf uns, hilf uns!" Sie ist in dem Glauben, daß dieses Bitten und Flehen seine Wirkung nicht verfehlen wird. Wenigstens hat der Pfarrer es sie so gelehrt. Sie kennt den Spruch noch sehr genau: „Ist die Not

am größten, ist dir Gott am nächsten" oder „Alle eure Sorgen werfet auf ihn."

Als der Großknecht ihre Kammertür aufreißt und sie holen will, steht sie noch immer im Hemd da.

„Zum Donnerwetter, nun höre doch endlich mit deinem Geplapper auf", schreit er sie an. „Die Feuerspritze ist mir lieber und ist zuverlässiger, als alles Wimmern und Bitten. Lassen nicht die Pfarrer auch auf ihren Kirchen aus Zweckmäßigkeitsgründen sich Blitzableiter anbringen, weil sie scheinbar zu dem lieben Gott, dessen Haus doch letzten Endes nach deren Meinung die Kirchen sind, wohl nicht das rechte Vertrauen haben? Sonst kann ich mir doch nicht vorstellen, daß der mächtige Christengott sich sein eigenes Gotteshaus durch einen Blitz zerschlagen läßt."

„Sei ruhig, Heinrich, du bist ein Lästerer. Ich will nichts mehr davon hören. Du belastest nur mein Gewissen. Lauf', daß du herüber kommst und sieh zu, daß der Bauer mit seiner Sippe gerettet wird."

Erregt hat es Gesine gesprochen und schlägt ihm die Türe vor der Nase zu. Das ist der einzige Punkt, worin sie sich nicht einig werden können. Nur einer ist im Dorf, der das Geheimnis der beiden kannte. Das ist der Pfarrer des Dorfes. Gesine erinnert sich noch gut jener Ohrenbeichte, in der sie, ein noch kaum erwachsenes Mädchen, einem ihr eigentlich vollkommen fremden Manne das Schönste und Liebste, was ihre Seele bewegte, offenbaren muß. Sie hat es nicht freiwillig getan. Wie hat sie mit sich gerungen und gezaudert, ob sie es tun sollte. Es ging doch das eigentlich den Pfarrer gar nichts an. Aber die ihr von dem Geistlichen immer wieder vor Augen geführten

Höllenqualen, haben bei ihr ein derartiges Angstgefühl ausgelöst, daß sie einfach nicht anders handeln konnte. Als Sünde hatte der Pfarrer ihre noch reine Minne zu Heinrich damals gebrandmarkt und sie bis ins Kleinste über ihr Verhältnis zu ihm ausgefragt. Sie fühlt noch jetzt die Röte in sich aufsteigen, die sie immer und immer wieder befällt. Ja, und das ist das schlimmste, selbst ihrem Heinrich durfte sie es nicht sagen, alles, alles war Sünde. Sicherlich ist Heinrich auch katholisch, aber er denkt gleichgültiger über diese Dinge. Er würde sich auch nicht scheuen, den Pfarrer darüber zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er es wüßte. Alle diese Gedanken sind in diesem Augenblick in ihr aufgetaucht. Aber jetzt wird es Zeit, sich zu beeilen.

Der Bauer ist inzwischen mit seiner Sippe in die größte Not geraten. Das Feuer hat bereits eine derartige Ausdehnung angenommen, daß die Stiege, die zu den Schlafgemächern führt, zu brennen beginnt. Mit aller Kraft ruft er über den Hof. Endlich sieht er seinen Sohn Hans und den Großknecht mit der Leiter heraneilen. Es ist die allerhöchste Zeit. Kaum hat der Bauer als letzter die Leiter bestiegen, als es in seinem Schlafzimmer zu bersten und krachen beginnt. Es ist ein gigantisches, aber auch trostloses und trauriges Schauspiel. Ein riesiges Flammenmeer wogt gegen den dunkeln Himmel.

Inzwischen haben der Großknecht und das Gesinde eiligst das Vieh aus den Ställen gezogen. Das ist nun gar nicht so einfach. Die Pferde und die Kühe sträuben sich, herauszulaufen, und oftmals muß ein Wasserstrahl aus der Spritze der Feuerwehr ein wenig nachhelfen. Leider kann nicht alles Vieh gerettet werden. Ein kleiner Teil wird ein Opfer des Brandes.

Da steht nun der Bauer mit seiner Sippe vor dem Trümmerhaufen seines einst so stolzen niedersächsischen Bauernhauses. Es war ein Fachwerkbau, weiß getüncht, mit schwarzem Holzfachwerk durchzogen. Ein riesiges Tor mit alten Schnitzereien auf dem Balkenwerk bot dem Beschauer einen sauberen und einladenden Anblick. Ueber diesem Tor stand von einem Urahnen mit viel Mühe und großer Liebe eingeschnitzt der Spruch der Bibel: „Wo der Herr nicht das Haus baut, da bauen umsonst, die daran bauen."

An diesen Spruch muß der Bauer gerade denken. Wie kommt es, daß der Herr ihn so straft? Ist er denn nicht immer ein treues, frommes Schaf in der Herde seines Herrn und Heilandes gewesen? Geht er nicht jeden Tag gehorsam mit seiner ganzen Sippe zur Frühmesse, um dem Herrn zu dienen? Bittet er nicht täglich die heilige Mutter um ihren Segen, ihn zu schützen und vor Kummer und Leid zu bewahren? Ja, hat er sich nicht durch seinen Pfarrer für sehr viel Geld einen Generalablaß vom heiligen Vater besorgen lassen und ist ihm dadurch nicht von allen Sünden, auch von denen, die er noch macht, Absolution erteilt? Ja, hat er nicht auf Drängen und Raten des Pfarrers dem Wunsche seiner Frau nachgegeben und versprochen, seinen jüngsten Sohn Hans der heiligen Kirche zu schenken und ihn Kaplan oder Mönch werden zu lassen? Ist das alles nicht genug gewesen?

Und dafür sendet der Heiland jetzt den Blitz und läßt seinen stolzen Hof zu einem Trümmerhaufen werden? Er kann sich bei diesen Gedanken eines leichten Zweifels an der Allmacht nicht erwehren.

So mag er wohl eine Weile gestanden haben, als er durch einen Schlag auf die Schulter aus seinen Gedanken gerissen wird.

„Guten Morgen, Bauer Schulte!“

„Guten Morgen, Herr Pfarrer!“

„Ja, lieber Schulte, das ist ein großes Unglück, von dem Sie betroffen worden sind, aber lassen Sie nicht den Kopf hängen.“

„Man kann wirklich an der Gerechtigkeit der Welt zweifeln, Herr Pfarrer, ich habe doch nun alles getan, um meinem Heiland zu dienen. Sogar meinen Sohn habe ich der Kirche versprochen und trotz alledem dieses Unglück.“

„Gewiß, gewiß, mein lieber Schulte, ich weiß das alles. Besonders kenne ich die Bäuerin als eine gottergebene Frau, die ihr Letztes für die heilige Kirche hergeben wird. Der liebe Gott sendet oft Prüfsteine und besonders denen, die ihm treu dienen. An solchen Prüfsteinen erkennt er dann die wahren Schafe seiner großen Herde. In der heiligen Schrift, in unserem Gotteswort, lesen wir: „Wen Gott liebt, den züchtigt er.“ Der Mensch soll über das, was Gott ihm schickt, nicht richten. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ (Matth. 7,1). Sie kennen doch das Kirchenlied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille, wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten stille. Er ist mein Gott, der in der Not mich wohl weiß zu erhalten, drum laß' ich ihn nur walten.“ Wer weiß, lieber Herr Schulte, wofür auch dieses Mißgeschick gut ist. Also Kopf hoch und auf Gott vertraun.“

„Es ist manchmal sehr schwer, Herr Pfarrer, sich mit allem zurechtzufinden. Aber, Sie haben recht, ich will mein Los geduldig tragen. Herr, schicke, was du willst, ob Liebes oder Leides, ich bin beglückt, daß beides aus deinen Händen quillt."



„Es ist nun schon mal so, lieber Schulte, wer sein Schicksal aus der Hand unseres Herrn und Heilandes geduldig nimmt, ohne zu murren, den wird der Heiland nie vergessen. Die ewige Seligkeit ist ihm gewiß. Was nützen denn alle Besitzungen, was nutzt der Ruhm und vieles Geld? Das sind alles äußere Dinge, die nach dem

Tode zurückbleiben müssen. Was sagt doch unser Herr und Heiland: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen! Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." (Matth. 6, 19—21).

Der Kaplan hat mit großer Leidenschaft und mit allem Nachdruck auf den Bauer eingeredet und sich dann stumm von ihm verabschiedet.

Bauer Schulte reckt sich. Er ist ein stattlicher Mann im Alter von 45 Jahren. Das blonde Haar und die blauen Augen zeugen von reiner niedersächsischer Herkunft. Zehn Jahre hat er bereits nach dem plötzlichen Tode seines Vaters den Eichenhof, so wurde sein Hof im Volksmund genannt, mit Tatkraft und kühnem Entschluß verwaltet. Er ist ganz und gar kein Duckmäuser. Ein energischer Zug zeichnet seinen feingeschnittenen Mund. Für ihn gilt nur das Wort „die Tat", und deshalb stehen seine charakterlichen Vorzüge mit seiner anerzogenen demütigen Frömmigkeit in Widerspruch. Das ist aber nur darauf zurückzuführen, daß seine streng religiöse, christliche Mutter ihm eine entsprechende Erziehung angedeihen ließ, die sich naturgemäß zwiespältig für den Sohn auswirken mußte. Immer und immer wieder befindet er sich in den ersten Jahren dieser Erziehung in Seelenkonflikten mit der ihm von seinem Kaplan eingehämmerten Lehre, die stets das Gegenteil von dem fordert, was das Blut raunt. Aber mit den Jahren hat er sich langsam unter dem ständigen Einwirken seines Pfarrers an diese Gedanken-

gänge gewöhnt und das logische Denken in religiösen Dingen dabei verloren. Nur bei besonderen, ihn stark bewegenden Ereignissen, scheint tief aus dem Unterbewußtsein wie ein Lichtstrahl ein klarer, logischer Gedanke sein Gehirn zu durchfluten. Dann läuft er in seiner Gewissensnot zum Pfarrer, der stets versteht, durch einige passende Worte den Zweifler auf die richtigen Wege zu bringen. Hinzu tritt noch der tägliche Einfluß seiner durch und durch kirchlich eingestellten Frau, die als Bäuerin außerordentlich tüchtig ist, doch religiös vollkommen der Suggestion des Kaplans unterliegt. Sie ist es auch, die den Bauer beeinflußt hat, die Genehmigung für den Eintritt des jüngsten Sohnes Hans als Pfarrer in die katholische Kirche zu geben.

Inzwischen ist das stattliche, herrliche Niedersachsenhaus heruntergebrannt. Ein rauchender Trümmerhaufen zeugt nur noch von einstiger Größe.

Die alten, tausendjährigen Eichen, die das Haus umsäumen und nach denen der Hof im Volksmund den Namen „Eichenhof" erhielt, ragen gespensterhaft, vom Scheine des Feuers beleuchtet, gegen den dunklen Himmel. Als treue Wächter zieren sie auch heute noch wie vor tausend Jahren kühn und erhaben den Niedersachsenhof. Einst waren sie Zeugen des gigantischen Kampfes dieses Bauerngeschlechtes gegen die Ausrottung und Abtötung seines alten Glaubens durch eifernde und fanatisierte Pfaffen, Priester und Mönche. Manchmal, wenn der Wind durch die Gipfel dieser stolzen Bäume fährt, scheint es, als vernehme man noch den Schrei dieser als Hexen bezeichneten deutschen Frauen, die stolz und würdevoll für ihren Glau-

ben auf dem Scheiterhaufen ihr Leben ließen. Lieber tot als Sklaven, so schrie es damals durch die deutschen Gaue. Rom hatte sich Schergen und Verräter erkoren, um dieses stolze Volk der Sachsen zu christianisieren und auf die Knie zu zwingen. Aber der Gottesstolz bäumte sich immer und immer wieder gegen diese Knechtung. Die Bauern verteidigten hart und zäh, ohne Rücksicht auf Verluste, ihren Glauben. Da erließ Karl, der Sachsenschlächter, auf dem Reichstage zu Lippspringe 34 Verfügungen, die jeden Rest germanischen Glaubens mit dem Tode bedrohten. Blutgesetze von ungeheurer Wirkung waren erlassen. Mit Waffengewalt wurden die nunmehr abgekämpften Bauern an die Altäre getrieben und mußten von Besitz und Einkommen den Zehnten an die Zwangskirche bezahlen. Die Eintreibung der Steuern wurde von den Priestern rücksichtslos durchgeführt. Da brach unter dem Sachsenherzog Widukind ein allgemeiner Aufstand aus. Ein Volk, von den Priestern bis aufs Blut gepeinigt, erhob sich in heller Empörung gegen seine Peiniger. Tausende, die schon über ein Menschenalter Christen waren, schüttelten die Fremdreligion ab, so wenig Eindruck hatte das Christentum auf die germanische Seele gemacht. Klöster, Kirchen, Kreuze, alles, was mit der Fremdreligion zusammenhing, wurde zerstört und die alten heiligen Haine wieder aufgerichtet. Die Sachsen und Friesen hatten furchtbar Gericht gehalten.

Haßerfüllt hatte Karl den Freiheitskampf der Bauern mit angesehen, aber dann sann er auf Rache. Diese war furchtbar. In Verden an der Aller ließ er 4,500 der Edelsten des Bauerngeschlechtes kurzerhand hinrichten, nach-

dem er sie unter falschen Versprechungen dorthingelockt hatte. Damit war das Rückgrat der Bauern gebrochen, das Land wieder zurückerobert und die geflohenen Priester, Pfaffen und Mönche konnten ihr Teufelswerk von neuem beginnen. Mit einem geradezu bis an den Wahnsinn grenzenden Eifer gingen die Vertreter christlicher Nächstenliebe daran, das Werk gründlich zu vollziehen. Die heiligen Haine, alles, was den Ahnen heilig war, wurden restlos vernichtet. Wer sich nicht bis zu einem festgesetzten Termin taufen ließ, wurde kurzerhand hingerichtet. Alle Menschen, ob Mann oder Frau, die irgendwie im Mittelpunkt des Volkes gestanden hatten, mußten den Priestern ausgeliefert werden. Mit dem Tode wurde derjenige bestraft, der die christliche 40-tägige Fastenzeit nicht einhielt und welcher irgendwie gegen die Christenlehre eingestellt war. Grausamere Gesetze hatte die Weltgeschichte wohl noch nie erlebt. Ein herrliches, stolzes Volk, im Besitz der schönsten Eigenschaften und freiesten Gotterlebens, war zum Sklavenvolk herabgewürdigt worden und unter das Joch einer asiatischen Religion gebeugt. Aber immer und immer wieder raunt dieses Germanenblut in den Adern der Enkel und Urenkel, es will nicht zur Ruhe kommen.

Es kann sich nicht beugen unter dem Kreuz Jehovas und mögen auch Jahrzehnte oder Jahrhunderte vergehen. Einst wird das Raunen anschwellen zu einem mächtigen Vulkan, und ein neuer Widukind wird mit den Widersachern gründlich aufräumen.

So hatte der Wind in den Gipfeln der Eichen sein Lied gesungen. Er wußte noch zu singen von jener stolzen Frau Hildegard, die zu jener Zeit auf diesem Eichenhof von

früh bis spät schaltete und waltete. Luidger, der Mönch, ein Abtrünniger seines Stammes, hatte immer und immer wieder versucht, sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Wiederholt hatte sie stolz diesen Eiferer vom Hof verwiesen. Aber der List und Falschheit dieses Apostels war die germanische Seele nicht gewachsen. Sie wurde eines Nachts von den Schergen des Mönches aus dem Bett gezerrt und abgeführt. Ihr Mann, der Bauer, hatte sich zur Wehr gesetzt, wurde jedoch erschlagen. Vor ein Inquisitionsgericht gestellt, wurde sie nochmals gefragt, ob sie bereit wäre, sich taufen zu lassen. Da antwortete sie stolz: „Lieber will ich sterben, als eurem furchtbaren Gotte dienen. Ein Tod in Freiheit ist besser, als ein Leben in Sklaverei. Ich lasse mich nicht taufen." Stolz und gefaßt stand sie auf dem Scheiterhaufen, ohne zu wimmern und ohne zu zagen. Ihr langes, blondes Haar wallte über die Schultern ihres schönes Leibes, und ihre blauen Augen blickten mitleidvoll auf die sie umgebenden Priester und Mönche, die mit ihren Kreuzen wie Wahnsinnige in der Luft herumgestikulierten. Eine stolze germanische Seele erlosch.

Dieses stolze Leuchten der Augen der Ahnin hat sich auf den Urenkel, den jetzigen Besitzer des Eichenhofes, vererbt, aber es ist nicht mehr derselbe Glanz, derselbe Widerschein eines reinen, klaren Quells, der ungetrübt in der Seele sprudelt. Fremde Einflüsse und Anschauungen, fremdes Gottestum von Generation zu Generation hineingezwängt, hat diesen Born der Seele getrübt. Und diese Trübung gibt seinen Augen den Ausdruck einer leichten Unsicherheit.

Ein geller Schrei durchdringt plötzlich die stille Nacht. Der Bauer horcht gespannt auf. Was ist geschehen? Er eilt, so schnell er kann, in die Richtung des Rufes. Nun vernimmt er ihn schon wieder. Ist das nicht die Stimme seines ältesten Sohnes Rolf? Richtig, schon ist er an der Brandstelle angelangt, von der der Hilfeschrei gedrungen ist. Der Großknecht Heinrich als auch sein jüngster Sohn Hans sind schon zur Stelle und bemühen sich mit größter Anstrengung, Rolf aus der lebensgefährlichen Lage zu be- befreien. Unermüdlich hat Rolf bei den Aufräumungs- arbeiten mitgeholfen und immer wieder versucht, alles, was noch aus den rauchenden Trümmern zu retten war, zu bergen. Plötzlich stürzt die Seitenwand einer Kammer ein, und ein Balken des Fachwerkes wirft ihn so unglücklich um, daß Rolf in eine mißliche Lage gerät. Er ist einge- klemmt. Glücklicherweise ist an dieser Stelle das Feuer erloschen. Nur die immerhin noch bestehende Glut und der furchtbare Qualm drohen seinem Leben ein Ende zu machen. Der Großknecht und Hans, bemühen sich ver- gebens, den Balken an die Seite zu werfen, und so ist es ein Glück, daß der Bauer jetzt zur Stelle ist. Mit über- menschlicher Kraft stemmen die drei Männer sich gegen die Last. Schon ist das Wimmern seines Sohnes Rolf verstummt. Da endlich, endlich nach qualvollen Minuten gelingt es, den Balken zu bewegen. Kurz entschlossen springt Hans in die Unglücksstelle und zerrt mit äußerster Kraftanstrengung seinen inzwischen schon ohnmächtig ge- wordenen Bruder unter den Trümmern hervor. Die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche des Bauern führen glücklicherweise zu dem gewünschten Erfolg. Rolf schlägt

bald die Augen auf. Der Großknecht begleitet ihn in das Gesindehaus, wo er der Pflege der Bäuerin übergeben wird.

Die Bäuerin hat inzwischen mit ihrer Tochter Ilse und der Magd Gesine die geeigneten Räume im Gesindehaus so eingerichtet, daß die Sippe notdürftig untergebracht werden kann. Beim Nahen des geretteten Sohnes Rolf in Begleitung des Großknechts bricht sie in Schreikrämpfe aus. Gewohnheitsgemäß bekeuzigt sie sich, indem sie fortgesetzt die Worte stammelt: „Heilige Maria, Mutter Gottes, hilf mir, Heilige Maria, Mutter Gottes, hilf mir!" Im ersten Augenblick ist sie vollkommen arbeitsunfähig. Wie gelähmt setzt sie sich erschöpft auf einen Stuhl. Der Kaplan hat sie gelehrt, alle ihre Sorgen dem Herrn und Heiland zu überlassen. Der Großknecht kennt genau die Einstellung der Bäuerin. Er hält es jedoch mit dem Bauern. „Selbst ist der Mann" und legt kurzerhand den Bauernsohn in sein Bett. Die fanatisch christliche Einstellung der Bäuerin muß sie naturgemäß aus ihrem deutschen Erbgut herauslösen. Ihr Handeln ihren Angehörigen und besonders den Angestellten gegenüber läßt sehr viel zu wünschen übrig, obgleich sie sich nach außen hin auch bemüht, den Schein der Würde und der Gerechtigkeit zu wahren. Doch das Gesinde, besonders Gesine, aber auch ihre Tochter Ilse, haben ständig unter ihrer Ungerechtigkeit zu leiden. Schon oftmals sind sie bei dem Bauern hierüber vorstellig geworden. Aber der Bauer will in seiner Sippe keinen Unfrieden aufkommen lassen und schweigt. Oft nimmt er sich vor, bei einer passenden Gelegenheit die Beschwerden anzubringen, doch meistens unterbleibt es,

oder es bewirkt das Gegenteil. So ist es verständlich, daß die Magd Gesine sich auch in solchen Fällen mit dem Großknecht vereinigt und ihm alle ihre Sorgen vorträgt.

Damals, als Gesine auf dem Eichenhof eintrat, war sie noch ein junges Ding von kaum sechzehn Lenzen, und alle die Demütigungen und Unduldsamkeiten, die sie von der Bäuerin täglich erlebte, bedrückten ihre junge Seele. Sie hatte sich ernstlich vorgenommen, fleißig, aufmerksam und gefällig zu sein, aber alles, was sie auch tat, wurde von ihrer Herrin getadelt. Oftmals war sie ganz verzweifelt, und der Teich drüben hinter der Pferdeweide wurde häufig Zeuge ihres Kummers. Wie oft hatte sie vor ihm gestanden, um diesem trostlosen Leben ein Ende zu machen. Eines Tages, als sie wiederum vor dem Wasser stand, mit sich rang, und gerade im Begriff war, hineinzuspringen, wird sie rücklings von einer starken Männerhand festgehalten und zurückgezogen. Der Großknecht hatte Gesine schon länger beobachtet und festgestellt, daß sie unter der Bäuerin unendlich leidet. Seinen Augen war es nicht entgangen, daß sie oftmals abends vor dem zu Bett gehen allein hinaus ins Feld wanderte. Gesine war ein dralles Mädchen. Der junge Körper war für seine sechzehn Lenze gut entwickelt. Als gesunder Bursche war Heinrich natürlich solchen Dingen sehr zugänglich. Aber nicht nur das war es, was ihn an dieses Mädel fesselt. Er wußte selbst nicht, was sich ihn immer wieder mit Gesine beschäftigen ließ. So war auch er an diesem Abend ihr nachgeschlichen, nichts Gutes ahnend.

„Gesine, was machst du hier", hat er sie angeschrien. Gesine war erschrocken, sie war wie aus den Wolken gefallen.

„Nichts", sagte sie, „komm, laß mich in Ruh', laß mich allein."

„Ich weiß, Gesine, du hast irgend etwas auf dem Herzen, das dich bedrückt, ich habe dich schon oft beobachtet. Komm, setz' dich mit mir auf diese Bank, und dann heraus mit der Sprache."

Die trostvollen Worte des Großknechts trafen die zarten Saiten ihrer jungen Seele, und all ihre Qual und der Kummer lösten sich in einen Tränenstrom aus. Schluchzend erzählte sie dem Großknecht alles, aber auch alles, was ihr jugendliches Herz bis jetzt allein standhaft getragen hatte.

Unbemerkt hatte er sie in die Arme genommen und sie an sich gedrückt. Sie fühlte sich so recht an seiner Seite geborgen, und ein merkwürdiges Gefühl, das ihr bis jetzt unbekannt geblieben war, ergriff plötzlich ihre Seele. Gewiß, sie hatte oft bei der Arbeit drüben auf dem Eichenhof heimlich zu ihm hinübergeschielt. Heinrich war nun einmal ein schmucker Kerl, aber tiefere Gefühle für ihn zu hegen, hatte sie nicht zu hoffen gewagt. Und jetzt lag sie in seinen Armen, und all die tröstenden und ermunternden Worte, die über seine Lippen kamen, wurden Balsam ihrer wunden Seele.

„Das mußt du nicht alles so ernst nehmen, liebe kleine Gesine, die Bäuerin ist nun manchmal recht launisch. Wenn du jetzt etwas auf dem Herzen hast, dann kommst du zu mir, versprichst du mir das?"

„Ja, Heinrich", mehr konnte sie nicht über die Lippen bringen.

Und dann geschah etwas für sie Unfaßbares. Der Großknecht hatte ihren Kopf zwischen seine großen Hände genommen und sie gefragt, ob sie ihn liebe. Sie hatte nichts sagen können, nur ihn mit ihren dunkeln Augen angeschaut. Heinrich hatte ihren Blick verstanden und stürmisch ihren Mund geküßt.

Aber dann kam jene gräßliche, zermürbende Stunde, in der sie ihr schönes Geheimnis in der Beichte einem fremden Manne durch ein vergittertes Loch kniend preisgeben mußte. Bis in alle Einzelheiten hatte dieser Kaplan sie ausgefragt und manchmal von ihr Dinge wissen wollen, die sie selbst nicht kannte. Immer und immer wieder ist ihr die Schamröte ins Gesicht gestiegen, bis sie sich auf einmal vor Fragen gestellt sah, die sie einfach nicht beantworten konnte und wollte. Kurzerhand war sie dem Kaplan davongelaufen.

Seit diesem Zusamentreffen waren beide ein Herz und eine Seele. Aller Kummer, alles Herzweh wurde täglich dem Heinrich gebeichtet. So schlossen sie sich immer enger zusammen, bis durch das erste große Erlebnis der Bund fürs Leben zusammengefügt war. Dieses Geschehen trägt sie als heiliges Geheimnis in ihrer jungen Seele, und selbst der Beichtstuhl vermag ihr kein Wort hierüber zu entreißen, wenn ihr auch voll bewußt ist, hierdurch eine schwere Unterlassungssünde zu begehen.

Heute hat die Magd alle Hände voll zu tun. Ilse, die Bauerntochter, ist ihr eine treue Helferin. Der große Kaffeetisch, der von der Bäuerin in der Häckselkammer vorgesehen ist, sieht fast festlich aus. Zwischen den einzelnen Tassen und Tellern hat Gesine geschmackvoll kleine Tan-

nenzweige gelegt, und in der Mitte der Tafel stehen 12 Kerzen, die dem Ganzen die rechte Stimmung verleihen.

Eigentlich sind diese Lichter für das Opferbild irgend eines Heiligen in der Kirche bestimmt gewesen, denn die Magd glaubt, durch solche Taten ihr Gewissen von allen Sünden wieder entlasten zu können, aber je älter sie wird, um so öfter treten Zweifel über die Zuverlässigkeit dieser Methoden in ihr auf. Sie hat schon sehr oft festgestellt, daß das plappernde Herunterbeten ihres Rosenkranzes und das Kreuze schlagen keinen Erfolg mehr versprechen. Aber die durch den Kaplan ihnen anerzogenen Höllenverängstigungen lassen sie nicht frei werden.

So hat sie denn diese 12 Kerzen aus der unteren Schublade ihrer Kommode herausgeholt und sie auf den Kaffeetisch gestellt, denn die Bauerntochter feiert heute ihren zwölften Geburtstag.

Ilse ist ein prächtiges, aufgewecktes Mädchen. Sie ist ganz und gar der Bauer. Das strohblonde, helle Haar, ist in langen Zöpfen zusammengebunden. Die blauen Augen schauen froh in die Welt. Man kann ihr Gesicht nicht eine ausgesprochene Schönheit nennen, aber ihr Auftreten und ihre stolze Haltung geben diesem schlanken Mädchenkörper ein geradezu majestätisches Aussehen.

Sie weiß, was sie will, hat der Bauer oft zu seiner Frau gesagt, wenn diese in irgendwelche Zänkereien mit ihrer Tochter geraten ist, was allerdings in der letzten Zeit nicht ganz selten vorkommt. Die Bauerntochter ist ihrer Mutter meistens in solchen Fällen ausgewichen. Es schmerzt sie, immer und immer wieder mit der Mutter in Streit zu geraten, aber ihr klarer, stark ausgeprägter Gerechtigkeits-

sinn läßt ihr keine andere Möglichkeit. Sie kann es einfach nicht mit ansehen, wenn die Mutter die Magd Gesine ungerecht behandelt, und nie unterläßt sie es, ihre Mutter darauf aufmerksam zu machen. Dieses Eintreten löst natürlich stets einen Streit aus. So ist es erklärlich, daß die Magd die Bauerntochter immer mehr ins Herz schließt. Sie ist auch die einzige, die trotz des Brandes Ilses Geburtstag nicht vergessen hat.

„Was ist denn hier los, Gesine, wozu diese Verschwendung mit dem Licht? Die Kerzen solltest du lieber zum Opferaltar bringen." Mit diesen Worten betritt die Bäuerin die Kammer.

„Ilse hat Geburtstag, Bäuerin."

„So, dafür muß diese Verschwendung getrieben werden? Haben wir nicht allen Grund, jetzt noch mehr zu sparen, nachdem der Hof ein Opfer der Flammen geworden ist?"

Die Magd findet keine Erwiderung.

„Laß doch, Mutter, Gesine hat es doch gut mit mir gemeint, und der Vater wird sich auch freuen, wenn er jetzt nach dem großen Unglück einen schönen Kaffeetisch vorfindet."

Doch dieses Eintreten ihrer Tochter für Gesine reizt die Bäuerin noch mehr, und eben ist sie im Begriff, kurzerhand die Kerzen auszublasen, als der Bauer mit seinem Sohn Hans in das Zimmer eintritt.

„Aber, Maria, was machst du denn?" wendet er sich an seine Frau. „Laß doch die Kerzen brennen. Es ist geradezu feierlich in diesem Raum, ein Freudentropfen in unserem Mißgeschick. Ja, da fällt mir gerade ein, Ilse, du hast ja heute Geburtstag", mit diesen Worten zieht der

Bauer seine Tochter an sich, setzt sie auf seinen Schoß und gibt ihr einen Kuß. „Da wünsche ich dir alles, alles Gute. Nehmen wir das uns soeben betroffene Unglück als ein gutes Zeichen für eine für dich glückliche Zukunft."

Ilse ist gerührt. Bei ihrem Vater fühlt sie sich immer wohl. Er hat Verständnis für sie, geht stets auf ihre sie manchmal bedrückenden kleinen Sorgen ein und weiß sie immer zu zerstreuen.

„Ich danke dir, lieber Vater! Aber jetzt laßt uns Kaffee trinken. Rolf wird sich inzwischen von seinem Schreck erholt haben. Hans, hol' ihn doch herein und sag auch dem Großknecht Bescheid."

Nach kurzer Zeit sitzt die ganze Sippe des Bauern Schulte mit Gesinde um den festlich geschmückten Kaffeetisch, und sie lassen es sich alle gut schmecken.

Neben dem Großknecht Heinrich sitzt Gesine, und gerade hat ersterer versucht, sich mit seinem rechten Fuß ihr zu nähern, um ihr dadurch wieder seine heiße Liebe zu beweisen, als durch die Morgenstille die Glocken der Frühmesse erbarmungslos zum Gottesdienst rufen. Heinrich stößt einen Fluch aus. Gesine und die Bäuerin bekreuzigen sich, während der Bauer und die Bauerntochter schweigen und das, was sie denken, für sich behalten.

„Los", kommandiert die Bäuerin, „alles anziehen und sofort in die Frühmesse. Wir müssen Gott danken für alle Güte, die er uns angedeihen läßt und ihn um neuen Segen bitten."

Ich danke für den Segen, denkt der Bauer bei sich, aber er wagt es nicht, dies auszusprechen, und auch Ilse fängt an, sich über die Allmacht dieses Christengottes Ge-

danken zu machen. Dem Bauer und der Tochter will es nicht in den Kopf, gerade jetzt, wo sich nach ihrer Ansicht die Wohltat Gottes in so gütiger und eigenartiger Form an ihnen vollzogen hat, sogar noch ein Dank- oder ein Bittgebet loszulassen. Das scheint ihnen wie eine Ironie.

Aber die Bäuerin läßt nicht nach, und trotzdem noch niemand geschlafen hat, müssen alle gehorsamst in die Kirche gehen. Als Ilse vor einem mit Kerzen beleuchteten Heiligenbild steht, fühlt sie zum ersten Mal ein Unbehagen in ihrer Seele, und es fällt ihr schwer, das ihr zur Gewohnheit gewordene und auswendig gelernte Gebet zu verrichten.

Nach geraumer Zeit erscheint der Bauer mit seiner Sippe wieder vor der Kirchentür. Ilse atmet befreit die frische Morgenluft ein und begeistert sich an dem herrlichen Vogelgesang, der ihr so wohltuend entgegenschlägt. Da sieht sie am anderen Ende der Dorfstraße Förster Rieke aus der Oberförsterei herauskommen und in den dahinterliegenden Wald einbiegen. Ihre Blicke und Gedanken folgen ihm, und unwillkürlich raunt es aus dem Unterbewußtsein: Er ist zwar ein Ketzer, aber ein stolzer freier Mann.

Die Ehe des Bauern ist nicht eine glückliche zu nennen. Auf der einen Seite die frömmelnde, der Kirche ganz untergeordnete und dienende Bäuerin, die ihr höchstes Glück in dem Zusammenscharren des Mammons sieht und aus diesem Grunde geradezu einem ekelhaften Geiz huldigt, und auf der anderen Seite der ruhige, fest in sich geschlossene Bauer, der sich bemüht, auf Grund seiner Erziehung den an ihn gestellen kirchlichen Forderungen gerecht zu werden. Die Sparsamkeit und die Pflichterfüllung, denen er sich unterordnete, erfüllen nur den einen Sinn und Zweck, den ihm von seinem Vater vererbten Hof hochzuhalten, weiter auszubauen, um ihn einst an seinen Sohn Rolf im guten Zustande und schuldenfrei abtreten zu können. Sein Handeln bedeutet ihm göttliche Verpflichtung, und wenn er über die blühenden Felder seines Besitzes schreitet oder die blitzsauberen Stallungen seines Besitztums besichtigt, wenn er im Vorspann seiner Rappen hinter dem Pflug die Heimaterde durchfurcht oder im kalten Winter am offenen Dielenfeuer seinen Kindern alte Mären erzählt, immer fühlt er sich zutiefst mit seiner Scholle verbunden. Ein Gefühl innerer Befriedigung läßt göttliche Wünsche in seiner Seele ahnen. So vermeidet er es, irgendwelche Streitigkeiten zwischen sich und der Bäuerin aufkommen zu lassen, trotzdem die Bäuerin ihm hierzu sehr oft Veranlassung gibt.

Ohne Zweifel ich seine Frau sehr fleißig und tüchtig, das anzuerkennen fordert sein gerechtes Denken, aber die Ver-

schiedenartigkeit der inneren Eigenschaften lassen ein gemeinsames, harmonisches Seelenleben nicht aufkommen. So lebt jeder auf seine Art sein Eigenleben. Dieser innere Mißklang zwischen den Eltern wirkt sich naturgemäß auch auf die Kinder aus. Besonders leiden der älteste vierzehnjährige Sohn Rolf, der Erbe des Hofes, aber auch Ilse unter diesem unerfreulichen Zustand. Beide Geschwister haben schon häufig gegenseitig darüber ihre Gedanken ausgetauscht. Rolf beklagt sich bitter darüber, daß der Kaplan so häufig die Mutter besucht und sie durchaus ungünstig gegen den Vater beeinflußt. Der Kaplan weiß immer den Besuch so einzurichten, wenn der Vater in die Stadt gefahren ist, um dort irgend welche Besorgungen zu machen und gewöhnlich erst spät abends nach Hause kommt.

Als Ilse eines Abends ganz plötzlich in die Wohnstube tritt, um sich noch ein Buch zu holen, sieht sie deutlich, wie der Kaplan den Arm aufgeschreckt wie ein ertappter Schuljunge von der Schulter ihrer Mutter herunternimmt und mit der Mutter ein harmloses Gespräch beginnt. Diese Beobachtung hat Ilse sofort ihrem Bruder Rolf erzählt. Rolf ist darüber aufs äußerste empört, das Blut ist ihm vor innerer Erregung und Zorn in Wallung geraten, und eines Abends, als der Vater wieder in die Stadt fährt, beschließt er, das Verhalten des Kaplans seiner Mutter gegenüber einwandfrei festzustellen. Zu diesem Zwecke verkriecht er sich in den Schrank, der in dem kleinen Zimmer neben der Wohnstube steht. Dieser Raum ist durch eine Glastür getrennt, deren Scheiben mit einer Gardine verdeckt sind. Rolf kann von hier aus das Wohnzimmer

gut übersehen. Es widert ihn an, ein Horcher zu sein, doch er weiß keinen anderen Weg, den Kaplan zu entlarven und sein schmutziges Handeln zu unterbinden.

Es ist gegen 9 Uhr abends, als Rolf seinen Horchposten bezogen hat. Jetzt muß der Kaplan bald kommen. Richtig, nach kurzer Zeit vernimmt er draußen den bekannten pastoralen Ton des Pfarrers, der sich bereits in lebhafter Unterhaltung mit seiner Mutter befindet. Deutlich hört er die Wohnzimmertür aufklinken und die Aufforderung seiner Mutter, im Sofa Platz zu nehmen. Seine Mutter hat bereits eine Flasche Wein und die Zigarren zurechtgestellt, und nach kurzer Zeit zeigt die Stimmung des Kaplans, daß der Wein seine Wirkung nicht verfehlt. Der Augenblick ist gekommen, in welchem Rolf sein Versteck vorsichtig verlassen muß, um sich an die Tür zu schleichen. Die Scheiben der Glastür, verdeckt durch die Gardinen, bieten ihm ein gutes Blickfeld über das Zimmer. Seine Mutter sitzt strickend im großen Lehnstuhl, dem alten Sippenstück, in welchem bereits der Urgroßvater in Stunden abendlicher Erholung sein kleines Nickerchen gehalten hat. Die alte Pendeluhr gegenüber der Glastür neben dem dunklen Kachelkamin schlägt im gleichmäßigem monotonen Rhythmus das vertraute Lied.

Rolf beobachtet deutlich, wie der Kaplan im Flüsterton auf seine Muter einredet und des öfteren mit ihr anstößt. Die Mutter schüttelt oftmals den Kopf. Jetzt faßt er sogar die Hand der Mutter, die sie ihm jedoch entzieht. Rolf freut sich zu sehen, daß seine Mutter den Liebeswerbungen des Kaplans nicht gewogen ist, umsomehr staunt er über die Frechheit des Priesters, mit der er immer wieder versucht,

seinem Ziele näherzukommen. Wieviel Stellen des heiligen Gotteswortes mag wohl der Kaplan herangezogen haben, um sein Handeln der Bäuerin gegenüber zu rechtfertigen und es mit dem Willen seines christlichen Gottes in Einklang zu bringen. Wie heißt es doch in der Bibel: „Ich aber sage euch, daß ihr dem Uebel nicht widerstreben sollt." (Matth. 5.39)



Doch die Seele der Bäuerin scheint noch nicht vollkommen von dem Geist der Fremdlehre durchdrungen zu sein. Aus dem Unterbewußtsein sprudelt immer wieder über viel Morast und Unmoral ein altes Erbgut der Germanen, der Wille, gut und treu zu sein. Aber die Zähigkeit

und die Begründung, die der Kaplan auf Grund seiner Erfahrung und seiner Bibelkenntnisse vorbringt, bedeuten immerhin eine große Gefahr für die Bäuerin. List, Tücke, Falschheit und Unaufrichtigkeit sind stets gefahrvolle Gegner einer deutschen Seele, und da die Bäuerin in religiöser Beziehung dem Pfarrer voll und ganz ergeben ist, so besteht die Gefahr, und das ist auch der Gedankengang des Kaplans, daß die Bäuerin eines Tages in einer an sich verabscheuungswürdigen Tat ein gottgefälliges Werk sieht. Solche Fälle stehen in der Bibel nicht vereinzelt da. Nach dem Wort der heiligen Schrift ist alles auszulegen. Nicht umsonst studieren die Theologen insbesondere die Auslesungskunst, um allen zweifelnden Glaubensgenossen gerecht zu werden.

Es muß also etwas getan werden, daß der liebe Herr Pfarrer nicht während der Abwesenheit des Vaters den Hof betritt, überlegt sich Rolf.

Als nun Rolf noch beobachtet, wie der Kaplan die Wangen seiner Mutter zu streicheln sich bemüht, und letztere sich wehrend, ihn auf die Hände schlägt, ist Rolfs Plan gefaßt. Er schleicht sich behutsam durch die Tür der kleinen Nebenkammer auf die Diele des Bauernhauses, holt sich einen Eimer voll Wasser und klettert wie ein Eichhörnchen auf den großen Eichbaum, unter welchem der Weg herführt, den der Kaplan auf seinem Heimweg benutzen muß Rolf sitzt gespannt auf einem großen Zweig, der bis zum Dach des Bauernhauses reicht. Da vernimmt er plötzlich Stimmen.

Das Schließen der kleinen Kammertür durch Rolf hat ein Geräusch verursacht, wodurch der Kaplan beunruhigt

wird. Sein schlechtes Gewissen erregt ihn innerlich derart, daß er sich bald von der Bäuerin verabschiedet. Rolf hört die Abschiedsworte seiner Mutter. „Gute Nacht, Herr Pfarrer, schlafen Sie wohl." Er hört deutlich, wie seine Mutter die Haustür verschließt, und wie die Schritte des Kaplans sich immer mehr seinem Verstecke nähern. Jetzt, gut gezielt, ein Armschwung. Der ganze Wassereimer ergießt sich über den Kaplan und kühlt seinen Liebesdrang erheblich ab. Wie ein begossener Pudel steht dieser da und bemüht sich, das Wasser abzuschütteln, um dann nach dem Übeltäter Ausschau zu halten. Aber ehe der Priester überhaupt so recht zur Besinnung kommt, ist Rolf blitzschnell wie eine flüchtende Katze über den bis an das Dach des Bauernhauses reichenden Ast des Eichenbaumes geeilt. Ein Sprung durch sein Kammerfenster, und er ist geborgen. Mit einem befriedigten, wohltuenden Gefühl zieht er sich die Bettdecke über die Ohren, und bald künden Atemzüge von einem tiefen, erquickenden Schlaf. Er hat sich auf seine Jungenart Genugtuung verschafft mit dem Erfolg, daß der Kaplan seitdem seltener auf dem Hof seiner Eltern erscheint. Der Zweck ist erreicht.

Sein Bruder Hans ist allerdings über Rolfs Tat anderer Meinung und meint, daß es feige sei, hinterrücks diesen Gottesmann zu überfallen. Er will den Worten seines Bruders Rolf keinen Glauben schenken, daß der Kaplan gegenüber der Mutter sich unkorrekt benommen haben soll. So spricht er von dem Diener Gottes, vor dem man allergrößte Achtung und Ehrfurcht haben müsse, und der jetzt sicherlich vom himmlischen Vater die schwersten

Strafen erbitten werde, um den Täter empfindlich zur Rechenschaft zu ziehen.

Hans hat in religiöser Beziehung sehr viel von seiner Mutter geerbt. Die Bäuerin kannte die Frömmigkeit ihres Sohnes, und wohl aus diesem Grunde ist von ihr beschlossen worden, ihn einen Diener der Kirche werden zu lassen. Andererseits erhofft sie, durch dieses persönliche Opfer jeglicher Qual des Fegefeuers zu entgehen und einst unbelastet von Sünden in die ewigen seligen Himmelspfründe eingehen zu können, getreu den Worten ihres Herrn und Heilandes:

> Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert. (Matth. 10/37)
>
> Denn ich bin kommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein (Matth. 10/35 +36) So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Bruder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. (Lukas 14/26)

Nach solchen Grundsätzen zu leben erscheint selbst der Bäuerin manchmal widersinnig, denn tief in ihrer Seele sträubten sich die auch ihr eingeborenen göttlichen Wünsche gegen derartige Lehren, aber allein die Tatsache, daß ja der Herr Kaplan, als Vermittler zwischen Gott und den

Menschen, dieses sie so gelehrt, genügt ihr als Beweis der Richtigkeit solchen Denkens.

Ist es da verwunderlich, daß bei Einhaltung und Durchführung solcher Auffassungen ein innerliches, harmonisches Sippenleben nicht aufkommen kann?

Für den Bauern beginnen nach der Unglücksnacht harte Tage voller Sorge und Arbeit. Gewiß ist er bei der Versicherung gut gedeckt, aber die Besorgung und Beschaffung der für den Bau benötigten Materialien machen ihm sehr viel Kopfzerbrechen. Mit der ihm eigenen Entschluß- und Tatkraft beginnt er das neue Werk. Schon nach einem halben Jahr kann die Haushebung stattfinden. Stolz ragt das Balkendach in den blauen Himmel, und verheißungsvoll vom Winde bewegt schaut die mit Tannen und Bändern geschmückte Krone über das weite Land. Das ganz Dorf ist an dem Fest beteiligt, und wieder klingt frohes Lachen auf dem Eichenhof, als der Zimmermann von hoher Warte in fröhlichen Worten die Vollendung des Rohbaues verkündet und dem Bauherrn ein weiteres gutes Gelingen wünscht.

Wieder ist ein weiteres halbes Jahr voller Arbeit und Mühe ins Land gezogen, und mit Befriedigung kann der Bauer auf den nunmehr fertiggestellten und einzugsbereiten Neubau sehen. Ein schönes, stattliches Niedersachsenhaus in hübscher, schwarz-weißer Fachwerkbauart errichtet, kündet von zäher Arbeitskraft und Entschlossenheit und mahnt die folgenden Generationen, ihren Dienst an Scholle und Heimat zu erfüllen. Die alten Eichen stehen wieder wie damals stolz als Wächter des Hauses, und durch ihre Zweige rauscht der Wind ewig, ewig das Lied vom Werden und Vergehen.

Die Erde hat ihr Winterkleid angezogen, der große Tannenforst, der die Försterei des Försters Rieke umgibt, leuchtet im festlich weißen Kleide in der Wintersonne. Ein herrlicher, ja feierlicher Anblick bietet sich dem Wanderer, der still durch die Pracht dieses Naturbildes schreitet. Schwer hängen die Zweige der riesigen Tannen vom Schnee belastet herab, für wache Seelen ein göttliches Erlebnis.

Förster Rieke schreitet, ihm zur Seite sein sechsjähriges Töchterchen Heide, über den herrlichen Waldweg dem Forsthause zu. Der Schnee knirscht vor Frost unter seinen Stiefeln. Eisig kalt ist es heute, und darum freut er sich, im trauten Sippenkreise gleich gemütlich den Weihnachtsstollen kosten zu können. Ja richtig, heute ist heiliger Abend. Die kleine Heide ist schon recht ungeduldig, und so hat es an Unterhaltung während dieses kleinen Waldspazierganges wahrlich nicht gefehlt. Tausende von Fragen weiß sie an ihren Vati zu richten, die stets von ihm ruhig und korrekt beantwortet werden. Er wundert und freut sich über das lebhafte Gedankengut dieses kleinen Köpfchens, und so gut er kann, hilft er ihr zurecht, um ihren Wissensdrang zu stillen.

Heide ist ein hübsches Mädel geworden, blond und blauäugig. Aeußerlich ähnelt sie stark der Mutter, während ihre seelischen Eigenschaften wohl zu einem großen Teil dem Erbgut des Vaters zu entstammen scheinen. So ist festzustellen, daß sie schon frühzeitig eine große Liebe zur Natur zeigt. Sie kann begeistert einen Käfer beobachten oder

dem Fluge eines Schmetterlings zusehen. Oftmals sitzt sie vor einer Raupe, die sich an dem Kohl des Gartens mästet und wartet geduldig, bis sich das Tierchen von einer Stelle zur anderen bewegt. Ueber alles dieses kann sie dann ihren Eltern wunderbare Geschichten erzählen, wobei ihr Köpfchen immer vor Begeisterung glüht. Dieser ausgeprägte Natursinn führt manchmal zu Unachtsamkeiten, die eine gewisse Gefahr in sich bergen.

An einem Abend des letzten Sommers ist sie durch ein Loch der Gartenhecke gestiegen, welche die Försterei einzäunte. Ihr Wissensdrang trieb sie, festzustellen, was sich wohl dort hinter der Einfriedigung ereignen kann. Die kindliche Phantasie träumte von einem Märchenwald mit unzähligen lustigen Zwergen, die eine schöne Prinzessin umgeben und ihr huldigen. Viele Rehe und Hirsche mit zahlreichen Elfen tummeln sich auf grünen Wiesen und Matten. Was eine kindliche Seele sich nur zu erträumen imstande ist, glaubt sie dort zu finden.

Die Mutter hat sie bereits früh zu Bett gelegt. Es ist an einem lauen Sommerabend. Der Mond scheint lächelnd in ihr Schlafkämmerlein und malt allerlei gespensterhafte Figuren an die Wand. Jetzt huscht sie ganz leise aus dem Bettchen, kleidet sich, so gut sie es allein vermag, an und klettert durch das Fenster ihres Schlafzimmers, das in Erdhöhe liegt.

Ach, wie herrlich ist es doch draußen, märchenhaft schön leuchtet der Mond über die Forstwiese, und die aufsteigenden Nebelschwaden erscheinen ihr wie tanzende Elfen. Ihr kleines Seelchen bebt vor hellem Entzücken, und immer weiter treibt es sie bis zu dem Gatter. Nun ist sie schon

hindurchgestiegen. Unter den hohen Tannen schleicht sie behutsam vorwärts, sie möchte doch die sie erwartende Märchenwelt nicht stören, nur alles sehen und alles erleben. Jetzt kommt sie an ein Bächlein, das fröhlich plätschernd sich durch den Wald schlängelt. Der Schein des Mondes spiegelt sich malerisch und spukhaft in den kleinen Wellen des Wassers wieder. Diesem Bächlein läuft sie nach, und da gelangt sie an einen Waldsee, der geheimnisvoll und friedlich zwischen hohen Tannen eingebettet liegt. In ihrer Phantasie sieht sie aus dem Wasserspiegel Nixen und Wassermänner heraussteigen, und wenn ein Nachtvogel, aufgescheucht durch ihr Erscheinen, davonfliegt, so denkt sie an Kobolde, die jetzt ihr nächtliches, geheimnisvolles Spiel beginnen.

Aber was ist das? Auf der anderen Seite des Sees erblickt sie plötzlich durch eine Lichtung eine Wiese, auf der sich etwas bewegt. Sie vermag es noch nicht zu erkennen. Sollten dort etwa die Zwerge, Schneewittchen, Rotkäppchen, Dornröschen, der Prinz und die Elfen sein? Vorsichtig tastet sie sich bis zur Lichtung und legt sich behutsam unter eine Tanne ins Moos. Von hier aus kann sie die Wiese gut überschauen. Jetzt sieht sie deutlich ein ganzes Rudel Rehe friedlich, vom Schein des Mondes beleuchtet, äsen. Das haben ihre Kinderaugen noch nicht gesehen, und staunend betrachtet sie die wunderbaren Tiere, die hier friedlich und ahnungslos ihren Hunger stillen. So mag sie wohl eine Zeitlang im Staunen und Betrachten verweilt haben, als der Schlaf sie überwältigt und sie in einen schönen Traum hinübergleiten läßt.

Als am anderen Morgen die Eltern in das Schlafzimmer ihres Töchterchens treten, um Heide anzuziehen, sind sie überrascht und erschrocken, Heide nicht in ihrem Bettchen vorzufinden. Das offenstehende Fenster läßt vermuten, daß das Mädel in den Garten gestiegen ist. Als man es jedoch auch hier nicht findet, ist Förster Rieke entschlossen, in Begleitung der Hunde das Suchen im Walde aufzunehmen. Die Erregung der Eltern ist bis zum äußersten gestiegen, konnte doch der Heide im Dunkeln des Waldes etwas zugestoßen sein. Auch der Gedanke eines Raubes tritt in ihre Gedankenwelt. Grauenhafte Vorstellungen schwirren wie ein Labyrinth von quälenden Schmerzen in dem Bewußtsein des Försters und treiben ihn zur größten Eile. So hat er schon eine lange Zeit gesucht, als er plötzlich durch das Bellen seines Hundes Harras vom Grübeln an die Wirklichkeit erinnert wird. Hastig folgt er der Richtung des Schalles. Da sieht er zu seiner Freude weit in der Ferne seine Heide. Vor Freude und Begeisterung ist sie dem großen Harras um den Hals gefallen. Vater Rieke zürnt nicht, er will ihr das Reich der Phantasie nicht zerstören, und deshalb beschränkt sich der Förster darauf, sie auf die Gefährlichkeit solchen Handelns hinzuweisen. Heide aber ist von den Erlebnissen dieser Nacht so erfüllt, daß sie den Vater bittet, später einmal mit ihr nachts in den Wald zu gehen, was er ihr auch verspricht.

Inzwischen ist der Förster mit seinem Töchterchen im Forsthause angekommen. Sein Sohn Harald hat bereits das Herannahen der beiden vernommen und öffnet ihnen die Haustür. Frau Hilde kommt ihnen strahlend ent-

gegen, und wie von einer schweren Last befreit, umarmt sie stürmisch ihr Töchterchen.

„Vati, Mutti hat schon lange auf euch gewartet, der Kaffeetisch ist bereits fertig", unterbricht Harald die Begrüßung.

„Das ist ja großartig ,mein Junge, Heide und ich haben einen Mordshunger, nicht wahr, Heide?"

„Ja, aber weißt du, Vati, ich kann doch vor lauter Aufregung nichts essen. Harald, was meinst du, was bekomme ich wohl vom Weihnachtsmann?"

„Sei nicht so neugierig, Heide, entgegnet würdevoll der ältere Bruder, du wirst es gleich sehen."

Inzwischen haben der Förster und Heide abgelegt. Sie treten in die Wohnstube, in welcher Frau Hilde mit viel Liebe und Geschmack die weihnachtliche Kaffeetafel hergerichtet hat. Der Förster ist begeistert und gibt ihr einen Kuß auf die Stirn. „Wie schön und gemütlich du alles gemacht hast, Hildchen. Ist alles in Ordnung, oder muß in der Weihnachtsstube noch einiges erledigt werden?"

„Nein, Ernst, ich habe, so gut es geht, alles gerichtet."

„Wie schön ist es, wenn man eine Mutti hat, die für alles sorgt, nicht wahr Kinder?"

Mit diesen Worten setzt der Förster sich an den Kaffeetisch und fordert seine Sippe auf, dasselbe zu tun. Ueber der Tafel hängt ein großer aus edlen Tannenzweigen angefertigter Julmondkranz, auf welchem rote Kerzen ein warmes anheimelndes Licht spenden und die Wohnstube mit Tannenduft weihnachtlich erfüllen.

Wer kennt nicht den Zauber einer Vorweihnachtsstunde? Welche Seele kann an einem solchen Erleben keinen Anteil haben? Ist es nicht das köstlichste im Erdenleben, sich einmal loszulösen von allen kleinlichen Sorgen, ganz ausgeglichen der Welt gegenüberzustehen. Ewigkeitsgedanken erfüllen die Seele. Sie schwingt sich empor zu lichten Höhen. Der Blick in die Augen seiner Lieben läßt ihn Göttliches ahnen. Frei ist der Mensch, losgelöst von seiner Unvollkommenheit, nur erfüllt mit den göttlichen Wünschen, nur mit dem Willen, Göttliches zu erleben. Deutsche Weihenacht!

Frau Hilde hat ihre Hilfe Gertrud, genannt Trude, ins Dorf geschickt, um noch einiges zu erledigen. Trude ist erst 17 Jahre alt, fleißig, jedoch in der Arbeit etwas flüchtig. Mit großer Liebe hängt sie an den beiden Kindern, besonders ist ihr Heide sehr ans Herz gewachsen.

„Mutti, wann kommt Trude zurück?" fragt Heide.

„Gleich, mein Kind, sie muß jeden Augenblick erscheinen!"

Und wirklich, es dauert nicht mehr lange, da ertönt die Zugschelle im Flur. Harald öffnet ihr.

„Trude, mach' schnell, wir wollen bescheren, wir warten schon auf dich", drängt Heide.

So sitzen alle gemütlich am Kaffeetisch und lassen es sich wohl sein. Ja, wirklich anheimelnd ist es in dieser Försterstube. Das Knistern der brennenden Scheite im Kamin, dazu der wohltuende, trauliche Duft angebrannter Tannenzweige, vermischt mit Kaffee- und Kuchengerüchen, gibt dem Ganzen eine recht weihnachtliche Stimmung. Vater Rieke merkt es der Ungeduld, besonders der Heide an, daß es nun wohl an der Zeit ist, zu bescheren. So ver-

schwindet er schnell in das Weihnachtszimmer und trifft die nötigen Vorbereitungen. Die Kinder stehen mit Trude ungeduldig vor der Tür. Plötzlich klingelt es einmal, zweimal, dreimal, und dann öffnet sich die Weihnachtsstubentür. Frau Hilde sitzt am Klavier. Mit dem Liede: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter" marschieren die unruhigen Seelen in das festlich geschmückte Zimmer. Ach, was gibt es dort alles zu sehen. Mit fiebernden roten Backen blicken die strahlenden, leuchtenden Augen der Heide in den mit vielen Lichtern erhellten Weihnachtsbaum. Vor lauter Staunen und Begeisterung ist sie ganz still geworden. Rings um den Baum stehen die Tische mit den Geschenken, die durch ein weißes Tuch den Blicken verdeckt sind. Harald bemüht sich vergebens, an Hand der Form des zum Verdecken benutzten weißen Tuches zu raten, was wohl darunter stecken mag.

Der Förster hat sich neben dem Tannenbaum in einen Sessel niedergelassen. Harald und Heide setzen sich beide auf seinen Schoß, und er beginnt, ihnen eine Geschichte über den Sinn des Weihnachtsfestes und dessen Entstehung zu erzählen.

„Seht mal Kinder", so beginnt der Förster, „vor vielen tausend Jahren, da waren die Verhältnisse, unter denen eure Vorfahren, eure Ur-Ur-Ur-Ur-Ahnen lebten, ganz andere, als wir heute zu leben gewohnt sind. Es gab weder Eisenbahnen, noch Autos, auch keine Maschinen, mit denen Geräte wie z. B. Hammer, Säge, Beil, Harke und was ihr alles heute als selbstverständlich hinnehmt, gemacht werden konnten. Alle diese Dinge mußte sich der Mann oder die Frau selbst anfertigen. Ein Haus in der Form, wie ihr

es heute gewohnt seid, kannten unsere Vorfahren auch nicht. Sie fertigten sich innerhalb von Felsen Behausungen an oder bauten in späteren Jahren in der Form von Dächern unserer niedersächsischen Bauernhäuser, die unmittelbar auf dem Boden standen, ihre Wohnungen. Gewehre, Revolver Eisenschwerter und Dolche gab es damals auch noch nicht. Könnt ihr euch wohl denken, daß der Mann, der täglich in den Urwald zog, um das Essen für den Haushalt zu bestreiten, manchen Kampf mit wilden Tieren zu bestehen hatte? Zu jener Zeit gab es noch Wölfe, Büffel und Bären. Wildschweine kamen in großen Herden vor, und sehr oft konnte der germanische Mann, also euer Vorfahr, sich nur vor dem Tode retten, indem er schnellstens auf einen Baum kletterte. Die damaligen Männer und Jünglinge standen täglich im Kampfe um ihr Dasein, und dieser Kampf machte aus ihnen Helden, die keine Angst und Furcht kannten. Als Waffe benutzten sie meistens eine große Holzkeule und eine Lanze, die oben eine Steinspitze trug, denn Eisen kannte man in dieser Zeit noch nicht. Alle Geräte wurden aus Holz und Stein angefertigt. Mehrere große Hunde führten die Ausziehenden als ihre treuen Begleiter und Helfer auf ihren Streifzügen stets mit sich.

Ja, da fällt mir gerade eine Geschichte ein, die über einen Kampf mit wilden Tieren berichtet. Mein Vater, also euer Großvater erzählte sie mir, wollt ihr zuhören?"

„Ja, Vater, bitte, bitte", erschallt es aus beider Munde. Heide hat sich ganz in den Arm ihres Vaters geschmiegt, und ihre roten Wangen zeugen von innerer Spannung und Erleben. Sie ist mit ihrem ganzen Herzen bei der Sache. Auch Harald ist begeistert. Der Förster fährt fort: „Versetzt

euch mal zurück in jene ferne Zeit. Der germanische Mann einer solchen Behausung weckt früh morgens seinen 18-jährigen Sohn Willibrant. Die Frau des Hauses bleibt mit ihrer Tochter Gisa allein zurück. Willibrant nimmt drei große Hetzhunde an die Leine, und nun gehen Vater und Sohn, nachdem sie sich mit Waffen versehen haben, gemeinschaftlich zur Jagd. Die Hunde haben die Aufgabe, das Wild aufzuspüren. Der Weg führt sie immer tiefer in den Wald hinein. Mächtige Bäume umsäumen den schmalen Pfad, und riesige Farne verhindern des öfteren das unbehinderte Weiterschreiten. Solche Wälder könnt ihr euch kaum vorstellen, die gibt es wohl nur noch in Afrika. Nach einer Weile werden die Hunde unruhig, und einer von ihnen nimmt eine Fährte auf. Willibrant, der Sohn, übergibt zwei Hunde dem Vater, während er den Spürhund fest an der Leine hält. Das Tier drängt mit aller Kraft voran. Die Lanze fest unter den rechten Arm geklemmt folgt Willibrant vorsichtig seinem Hund. Plötzlich bleibt der Hund vor einem riesigen Dickicht stehen und gibt Laut, ein Zeichen, daß sich hier ein Raubtier versteckt hält. Jetzt entsteht die Schwierigkeit, das Wild herauszutreiben Weiter selbst hineinzudringen ist fast unmöglich. Deshalb müssen die Hunde angesetzt werden. Von drei verschiedenen entgegengesetzten Ausgangsstellen aus beginnen sie den Angriff. Wie wahnsinnig stürzen sich diese in das Buschwerk und bald kündet lautes Bellen, daß die Hunde das Wild gestellt haben. Ein kräftiges, wütendes Brummen dringt an das Ohr der Jäger, woraus sie deutlich erkennen daß es ein Bär ist. Um der Bestie den Garaus zu machen ist es notwendig, sich ebenfalls durch das Gebüsch bis

zur Kampfstelle durchzuschlagen. Das Steinbeil des Vaters ist hierbei ein zuverlässiger Helfer. Mit kräftigen Schlägen wird schnell und sicher ein Weg bis zur Kampfstelle geschlagen. Willibrant ist als erster an der Stelle. Plötzlich sieht er sich von einem riesigen Bären bedroht, der von den Hunden verfolgt wird. Das Tier richtet sich auf, um Willibrant anzugreifen, da durchbohrt seine Lanze die Brust des Raubtieres. Doch dieser Stich führt nicht zur Kampfunfähigkeit des Bären, im Gegenteil, bis zum äußersten gereizt stürzt er sich nun auf Willibrant und wirft ihn zu Boden. Willibrant schwebt in großer Lebensgefahr; wenn jetzt nicht dem Bär der Garaus gemacht wird, ist es um ihn geschehen. Der Vater hat von einer anderen Stelle aus die Gefahr blitzschnell erkannt. Schnell springt er an das Raubtier heran und versetzt ihm mit seiner Keule einen so wuchtigen Schlag, daß das Tier bewußtlos zurücktaumelt und liegen bleibt. Ein zweiter Keulenschlag löscht ihm das Lebenslicht aus. Die Hunde haben sich wohl an dem Bär festgebissen, aber trotzdem nicht zu hindern vermocht, daß der Sohn angegriffen wird. Glücklicherweise ist Willibrant nur mit einigen Kratzwunden im Gesicht davongekommen. Da es nicht möglich ist, das Tier fortzutragen wird es an Ort und Stelle abgezogen, zerlegt und nach Hause geschafft. Ihr könnt euch denken, wie sich die Mutter gefreut hat, als Vater und Sohn mit einer solchen fetten Beute nach Hause kamen. „Seht ihr, das ist die Geschichte, hat sie euch gefallen?"

„Ja, Vati, das war schön. Der Willibrant war doch ein tapferer Junge", meinte Harald.

„Nun hört weiter zu. Früher kannte man weder elektrisches Licht noch Petroleum, und wenn die langen Winternächte kamen und der eisige Nordwind um die Hütten dieser germanischen Menschen pfiff, dann mußte man sich mit dem Licht des Herdfeuers begnügen. Streichhölzer gab es ebenfalls nicht, und man machte sich Feuer, indem zwei harte Steine, Feuersteine genannt, gegeneinander geschlagen und dadurch Funken hervorgebracht wurden.

Nun könnt ihr euch denken, daß die Menschen sich freuten, wenn der Tag im Jahr kam, an welchem die Sonne wieder anfing, die Tage zu verlängern und die Nächte zu verkürzen. Und dieser Tag, der Tag der Sonnenwende, wurde alljährlich festlich nach ihrer Art begangen. Es war ja auch der schönste, der am heißesten herbeigesehnte Tag. Jetzt begann ein neues Hoffen. Der Frühling zog bald ins Land, und die Sonne durchwärmte die kalte Erde. Neues Leben erwachte. Aus fernen Jahrtausenden hat sich bis auf den heutigen Tag der alte Name herübergerettet, und so hieß die Zeit in altdeutsch „Ze wihen nachten" das bedeutet „heiligen Nächten" oder auch „an den geweihten Nächten". Das Weihnachtsfest ist also ein urdeutsches Fest.

Als nun am Ende des vierten Jahrhunderts die Arianer besiegt und das Christentum mit brutalem Zwang, Morden und Verbrennungen bei den germanischen Völkern eingeführt wurde, war dieses deutscheste Fest von der Romkirche als Kirchenfest anerkannt und zum Fest der Geburt des Jesu von Nazareth ernannt, um die germanischen Völker besser für sich zu gewinnen. So ist auch, und das müßt ihr

euch merken, das Osterfest, das Ostarafest, ein urdeutsches Fest und hat nichts mit der Auferstehung des Nazareners zu tun.

Aber auch der lichtfrohe grüne Weihnachtsbaum, den ihr nun staunend bewundert, ist eine ureigene deutsche Einrichtung. Der Papst in Rom hat ihn sogar als heidnische Sitte für die christlichen Familien in eigenen Ländern verboten, stellt euch das mal vor. Aber die deutschen Familien lassen sich diese schöne deutsche Sitte nicht nehmen. Ueberall, auch in der kleinsten deutschen Hütte, strahlt heute der Weihnachtsbaum, doch nur in deutschen Sippen. Bei den Franzosen, Italienern oder Spaniern, ist der Weihnachtsbaum nicht Sitte, denn dieser ist nun einmal aus einer deutschen Seele geboren.

Vor vielen Jahrhunderten schmückte die germanische Frau in der Zeit vor dem Weihnachtsfest ein Wagenrad mit Tannengrün, und der Bauer hing es mitten in die Diele seines Bauernhauses. Festlich sollte diese Zeit begangen werden, und so beschenkte man sich mit allen nützlichen Sachen. Der alte germanische Gott Wotan zog dann brausend durch die Lüfte. Aus diesem Geschehen entstand später die Sitte des Julklapps oder des Knecht Ruprechts oder des Weihnachtsmannes.

„So, Kinder, jetzt habe ich euch genug erzählt, hat es euch denn gefallen?"

„Ja, Vati, es war sehr schön, später mußt du uns noch mehr erzählen." Heide spricht es voller Begeisterung.

„Aber jetzt wollen wir noch ein Weihnachtslied singen, und zwar das schöne Lied: „O, traute deutsche Weihnacht", wendet die Mutter ein.

Frau Hilde setzt sich ans Klavier. Hell und klar drang durch das Weihnachtszimmer das Lied:

O, traute deutsche Weihnacht,
Wie herrlich schön bist du,
Wenn über weißen Landen
Liegt weihevolle Ruh.
Du gibst uns weise Lehr:
Sinnvoll in uns zu schauen,
Zu leuchten ringsumher.

Viel tausend helle Lichter
Strahlen zur Weihenacht,
Und leuchtende Gesichter
Sehn staunend in die Pracht.
Heilges Naturgeschehn,
Ewig im steten Wandel,
Ein Werden und Vergehn.

Nun leuchtet bald die Sonne,
Das Leben neu erwacht.
Auf Berg und Tal und Hügel
Ein Blühen voller Pracht.
Leis klingt's und singt's dazu:
Heimat, zur deutschen Weihnacht,
Heimat, wie schön bist du.

Wie ein Glöcklein übertönt die reine, klare Stimme der kleinen Heide die anderen Sänger. Es ist geradezu bewunderungswert, zu hören, mit welcher Sicherheit und Reinheit sie singt.

„Heide wird vielleicht noch einmal eine große Sängerin", wendet sich Frau Hilde an ihren Mann.

„Singen ist eine brotlose Kunst, aber es ist vielleicht ratsam, mit ihrem Lehrer Rölling zu sprechen, ob eine Begabung bei Heide vorliegt. Doch das später, jetzt wollen wir zusehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat."

Mit leuchtenden Augen stehen die beiden Kinder vor dem Weihnachtsbaum und können sich gar nicht satt an den schönen Sachen sehen. Ach, was gibt es doch für herrliche Geschenke, wie haben die Eltern für alles gesorgt! Allzu schnell verging der schöne Weihnachtsabend, und der Sandmann klopft leise an die Tür. Harald und Heide danken nochmals ihren Eltern für die große Weihnachtsfreude und begeben sich zur Ruhe. Sie träumen ihren schönsten Traum.

Der Förster hat Heide nicht taufen lassen. Es widerstrebt ihm, sein Kind mit Jordanwasser zu besprengen, dem Wasser jenes Flusses, der durch das jüdische Land Palästina fließt, das Land, das nach der Bibel das heilige Land ist und von den Juden, dem sogenannten auserwählten Volk zum Teil jetzt noch bevölkert wird. Er denkt durch und durch deutsch, und alle die jüdischen, schmutzigen Geschichten der Bibel widern ihn an. Die Juden Abraham, Isaak und Jakob erkennt er nicht als seine Erzväter an. Ihm ist es immer klarer geworden, daß das Christentum reines Judentum bedeutet. Oft denkt der Förster an den Bibelspruch:

„Hier ist kein Jude, noch Grieche, hier ist kein Knecht, noch Freier, hier ist kein Mann, noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Samen, und nach der Verheißung Erben." (Galater 3. 28. 29)

Das ist doch verständlich und läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Jedenfalls bedankt er sich, Abrahams Same zu sein. Seinen Sohn Harald hat Förster Rieke noch mit dem Sakrament der heiligen Taufe versehen lassen, weil ihm damals das Wesen der Christenlehre noch fremd war. Doch heute ist er durch Forschen um manche Erkenntnis reicher geworden.

Frau Hilde denkt in diesen Dingen mehr gefühlsmäßig. Sie vertraut voll und ganz ihrem Manne und war mit dem Entschluß ihres Gatten, bei ihrer Tochter Heide an Stelle der Taufe eine Namensnennungsfeier zu veranstalten, einverstanden. Dieses Vorgehen des Försters hat naturgemäß im Dorfe großes Aufsehen erregt, jedoch bei vielen geraden Menschen auch Bewunderung hervorgerufen. Besonders sind es die Pfarrer beider Konfessionen, die als Vertreter christlicher Nächstenliebe nicht genug dafür sorgen können, das Ansehen des Försters im Dorf zu untergraben. Der evangelische Geistliche hat sogar versucht, den Oberförster zu veranlassen, den Förster Rieke seines Postens zu entheben, ihn also brotlos zu machen. Offenbar denkt dieser Verfechter christlicher Nächstenliebe an den Spruch des Nazareners: „Doch jene meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir.“ (Lukas 19. 27)

Allerdings hat sich der Pfarrer bei dem Oberförster eine gründliche Abfuhr geholt. Aber die Wühlarbeit dieses Priesters bleibt nicht ganz ohne Folgen.

Heide wird von den Spielkameradinnen der Schulklasse immer mehr gemieden. Sie kümmert sich wenig um die ihr nicht wohlwollenden Mitschülerinnen und gewöhnt sich

frühzeitig daran, sich auf sich selbst zu stellen. In der Schule ist Heide ein fleißiges, aufmerksames Mädchen. Der Lehrer hat Freude an ihrer Wißbegierde, die sich besonders in der Naturkunde, aber auch in der Religionsstunde, bekundet. Sie ist jetzt in der zweiten Klasse der Dorfschule, und ihre ausgeprägte Wahrheitsliebe bringt ihren Lehrer sehr oft in Verlegenheit, insonderheit dann, wenn die biblische Geschichte besprochen wird. Doch Lehrer Rölling ist kein Fanatiker. Er selbst befindet sich oft in Widersprüchen mit dem Grundgedanken der Bibel, und weil er daraus auch seinen Schülerinnen gegenüber kein Hehl macht und rücksichtslos alles Undeutsche kritisiert, erobert er sich die Herzen seiner jungen Schülerinnen im Fluge.

Heides liebste Stunde ist der Gesangunterricht. Mit heller Freude und Begeisterung singt sie im Schülerchor gemeinsam in mehreren Stimmen die herrlichen deutschen Volkslieder. Ja, es ist wahrlich ein göttliches Erleben, diesen reinen und klaren Kinderstimmen zu lauschen. Lehrer Rölling ist es nicht entgangen, daß Heide eine kräftige und kristallreine Stimme besitzt. Aus diesem Grunde muß sie schon häufiger im Chor kleine Solopartien übernehmen, die sie auch sicher, ohne jede innere Hemmung und Erregung vorzutragen versteht. Auf Anraten des Lehrers erhält Heide Klavierunterricht, und es ist auch hier wieder eine Freude, festzustellen, wie ihre kleinen, zarten Händchen leicht und sicher über die Tasten gleiten. Im zweiten Jahr ihres Klavierunterrichts spielt sie bereits kleinere Liedchen und singt dazu, nach Vollendung des zehnten Jahres bringt sie schon Sonatinen und leichtere Sonaten von

Mozart, Beethoven, Haydn, Clementi und anderer großer Meister zum Vortrag.

Aber Heide bleibt bei all ihrer Begabung stets bescheiden, sie ist durchaus keine Streberin, nein, oft kann sie sogar recht ausgelassen sein. An lauen Sommerabenden nach Erledigung der Schularbeiten sieht man sie stets mitten im Kreise der großen Jungens, die sich am sogenannten Marktplatz, in der Mitte des Dorfes, ein Stelldichein geben, um hier in weiser Beratung über die demnächst auszuführenden Schandtaten zu planen. Unter diesen Schülern befinden sich auch die beiden Söhne Rolf und Hans des Bauern Schulte, dann Harald, Heides Bruder, Dieter, der Sohn des Oberförsters und seine Schwester Irmgard, Werner und Rotraut, die Kinder des Lehrers Rölling und viele andere. Kurzum, die Dorfjugend versammelt sich unter der Femlinde des Marktplatzes. Ja, es sind tolle Streiche, die sie ausführen, und wenn im Dorf irgendetwas Ungewöhnliches vorgefallen ist, so findet es seine Begründung in den meisten Fällen in dem Wirken dieser verschworenen jugendlichen Gesellschaft, denn keiner verrät den anderen, in diesem Punkt sind sie sich alle einig.

Die größeren Schüler werfen oft verstohlene Blicke zu ihren jüngeren Spielgefährtinnen und beginnen sich für sie zu interessieren, nur ist sich die Männerwelt über die Wahl der Schönen nicht immer ganz einig, so daß es hierüber oftmals zu ernsteren Auseinandersetzungen kommt, die die Einheit zu zerstören drohen. Der sechzehnjährige Hans Schulte hält es mit der zehnjährigen Heide und überall, wo er sie irgendwie erreichen kann, ist er zur Stelle. Es

ist ein kindliches, harmloses Spiel zweier junger Menschen. Heide ist stolz darauf, einen so großen Spielkameraden zu haben. Hans dagegen spürt schon im Unterbewußtsein das leise Regen eines herannahenden Frühlings. Er ist ein großer, stattlicher Junge geworden. Sein dunkelblondes Haar liegt wohlgescheitelt auf dem länglichen Kopf, und die blauen Augen schauen jugendfroh in die Welt. Die leicht gebogene Adlernase gibt seinen Gesichtszügen einen schon jetzt erkennbaren geschlossenen Ausdruck. Fast täglich besucht er Heide in der Försterei und spielt mit ihr vierhändig. Heide ist begeistert und freut sich auf die schönen Stunden. Ihr Verweilen auf dem Hof seines Vaters ist allerdings nicht so häufig, denn Heide spürt, daß ihre Anwesenheit der Bäuerin nicht angenehm ist. Sie kann sich bei der Begegnung mit ihr eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren.

Schon lange hat der Kaplan das Spiel zwischen Hans und Heide beobachtet, welches sein ganzes Mißfallen erregt. Uebereifrig trägt er der Bäuerin sein Bedenken vor und bietet alles auf, um den Verkehr mit dieser Ketzerin zu unterbinden. Besteht doch die große Gefahr, daß Hans seiner Bestimmung, ein Diener der Kirche zu werden, durch weltliche, sündhafte Triebe entsagen könnte. Nein, es mußte alles aufgeboten werden, um das zu verhindern.

Dem Förster, der über die religiöse Einstellung der Bäuerin gut unterrichtet ist und auch den Einfluß des Kaplans auf diese Frau sehr gut kennt, ist das Verhalten der Bäuerin seiner Tochter gegenüber schon zu Ohren gekommen, deshalb verbietet er Heide, den Hof des Bauern Schulte wieder zu betreten. Hans ist darüber äußerst ver-

bittert, und trotzdem ihm seine Mutter den Verkehr mit Heide strengstens untersagt, weiß er doch wohl immer Mittel und Wege zu finden, um zur Försterei oder zu einem Stelldichein hinzufinden. Ein Gefühl innerer Verbundenheit beherrscht ihn, wenn er an Heide denkt, worüber er sich allerdings so recht keine Rechenschaft geben kann. Er weiß nur, daß es die schönsten Stunden sind, wenn er mit Heide in den Wald hinaus läuft, sich mit ihr auf der Wiese tummelt, ihr liebevoll Blumen in das blonde Haar steckt, wenn er und Heide hoch in die Bäume klettern, um nach Nestern von Eichhörnchen oder Eichelhähern zu schauen, wenn sie in dem stillen Waldsee sich von der sommerlichen Hitze abkühlen, sich tollkühn und übermütig in die Wellen stürzen, wenn sie hinter Schmetterlingen, Libellen und Käfern herjagen, sie betrachten und staunen über die Wunderwelt der Natur. Wie oft sitzen sie da stundenlang vor einem großen Ameisenbau und können sich nicht satt sehen an dem emsigen Treiben dieser kleinen Arbeiter. Ja, das sind Stunden der Erholung und Freude. Und dieses Frohsein soll nun alles vorbei sein, weil die Mutter es wünscht? Hans kann und will das nicht begreifen, und doch fühlt er sich jedesmal, wenn er von einem Stelldichein den Heimweg antritt, schuldbewußt eben im Bewußtsein, doch gegen die Anordnungen der Mutter verstoßen zu haben. Hans religiöse Einstellung läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Sein Herz ist bei Heide, aber seine gepeinigte, christlich suggerierte Seele erinnert unaufhörlich an das Unrechte seines Handelns. Es quält ihn immerfort, und um sich endlich von dieser Sünde zu befreien, treibt es ihn zur Beichte.

Ueber das Gesicht des Kaplans huscht dann das Lächeln eines Vampirs, das zwischen den Klauen sein Opfer hält, um es zu vernichten. Grauenhaft ist die Phantasie, mit der der Priester diesem deutschen Jungen die Schrecken der Hölle und des Fegefeuers ausmalt, die ihn erwarten, wenn er weiterhin mit dieser Ketzerin spielt. Er erinnert Hans an seine Bestimmung, Priester zu werden und an die Pflicht, sich an die Entsagungen aller weltlichen Genüsse zu gewöhnen. Mädchen und Frauen sind sündhafte Gefäße. Sie müssen aus seinem Leben und aus seinem Gedankenkreis ausgeschaltet werden. Er warnt ihn unter Androhung furchtbarster göttlicher Strafen, nochmals rückfällig zu werden, denn der Herr, dein Gott, ist ein verzehrend Feuer und ein eifriger Gott. (Moses 4/24)

Mit diesen Worten entläßt ihn der Kaplan. Erschüttert, vollkommen seelisch gelähmt geht Hans nach Hause. Die Sommerabendsonne sendet ihre letzten Strahlen über die blütenschwangeren Wiesen und Felder des schönen Heimatdorfes. Draußen das blühende Leben, und seine Seele tot. Hans schleicht sich in sein Zimmer, und ein Strom von heißen Tränen erleichtert ihm seinen Schmerz. Von nun an wagt er es nicht mehr, sich Heide zu nähern, er geht ihr aus dem Weg. Vor seiner jungen Seele stehen abgrundtief die qualvollen Drohungen des Kaplans, die dieser ihm bei jeder Beichte immer und immer wieder eifernd vor Augen führt. Der Gottesstolz in der Seele dieses einst kraftvollen Bauernsohnes erlischt langsam unter dem ständigen Einfluß dieses eifernden Priesters, bis er schließlich ein willenloses Werkzeug in dessen Hand ist.

Heide empfindet diesen Verlust bitter, aber stolz und würdig überwindet sie das Mißgeschick. In eigener Zurückgezogenheit und Freuen an der schönen Natur auf den vielen Spaziergängen, die sie fast täglich mit ihrem Vater durch Wald und Wiese unternimmt. Wie ist doch alles dort so vollkommen! Wie kommt es nur, daß der Mensch manchmal so schlecht sein kann, solche Gedanken streifen schon ihr junges Gehirn. Aber diese Fragen zu beantworten, ist selbst für den Förster sehr schwer. Er findet sich auch hierin nicht zurecht.

Eines Tages erinnert Heide nun ihren Vater an das ihr vor vier Jahren gegebene Versprechen, einen nächtlichen Sommerausflug in den Wald zu machen. Der Förster willigt ein, und sie beschließen beide, in der nächsten Nacht das Vorhaben auszuführen. Harald bittet seinen Vater, auch mitkommen zu dürfen. Trude, das Mädchen, und die beiden Hunde bleiben als Beschützer von Frau Hilde zurück.

Es ist wieder wie damals eine wunderbare Vollmondnacht. Laue, warme Sommerlüfte durchfluten Wald und Felder. Ueber den Wiesen liegt in dünnen Schichten weißer Nebel. Der Schein des Mondes läßt die Flächen wundervoll erglänzen, dem Auge des Beschauers oftmals einen stillen Bergsee vortäuschend. Wundervoll ist dieser Anblick. Wie eherne Wächter stehen rings um ihn gigantische, stolze Tannen mit riesigen herabhängenden Zweigen und kühnen Spitzen im hellen Schein des sommerlichen Vollmondes. Und aus dem dunklen Waldessaum tritt jetzt deutlich erkennbar einiges Rehwild hervor. Fürwahr, das Herz muß erbeben vor heiliger Ehrfurcht göttlichen Wollens.

Heide ist ergriffen von dem Schönen, das ihre Seele jetzt wieder erlebt.

Leise schreiten sie weiter und gelangen an den stillen Waldsee, der immer noch wie damals in weihevoller Ruhe zwischen hohen Tannen eingebettet liegt. Liebe, schöne Erinnerungen treten in Heides Bewußtsein. Hans Schulte steht im Geiste lebendig vor ihr. Ihre Gedanken verweilen lange in jener Zeit, in der sie voll jugendlichem Uebermuts zu zweien in die Wellen springen und wetteifernd das jenseitige Ufer zu erreichen suchen. Dort liegt auch der alte, morsche Kahn, der sie so oft bis in die Mitte des Sees bringt und sie dann den Sprung ins Wasser wagen läßt. Heide wehrt sich jetzt dagegen, weiter darüber nachzudenken, aber so sehr sie sich auch bemüht, es will ihr so recht nicht gelingen, zutiefst sind die Erinnerungen in ihrer jungen Seele befestigt.

Plötzlich bleibt Förster Rieke mit seinen beiden Kindern wie gebannt stehen. Was ist das? Deutlich vernehmen sie Hilferufe und das Bellen der Hunde. Der Schrei kommt vom Försterhause her. Jetzt durchdringt ein Schuß die Stille der Nacht. In wahnsinniger Hast eilt der Förster mit seinem Sohn der Försterei zu. Heide kann kaum folgen, und bald ist sie wieder auf sich selbst angewiesen. Gerade will der Förster durch die Gattertür seines Gartens dringen, als er im Schein des Mondes eine Gestalt querfeldein davoneilen sieht. Er schreit ihm ein dreimaliges Halt entgegen, aber der Kerl bleibt nicht stehen, sondern versucht in großen Sätzen den Wald zu erreichen. Mit einem Schwung will er sich soeben über das Gatter schwingen, als ihn die Kugel des Försters ereilt und der Verbrecher rücklings auf den Acker fällt.

Jetzt eilt der Förster ins Haus und schickt die Hunde heraus, den Verbrecher, falls er nur verwundet sein sollte, in Schach zu halten.

Harald ist schon vor dem Vater ins Haus geeilt. Wie gelähmt bleibt er an der Tür stehen. Dort sieht er seine liebe, gute Mutti am Boden liegen. Er ruft den Vater, der ebenfalls aufs tiefste betroffen ist, und beide legen sie die Mutti behutsam ins Bett. Der Förster untersucht schnell seine Frau und stellt fest, daß eine Kugel mitten durch die rechte Lunge gegangen ist.

Heide ist eben eingetroffen. Sie kann es nicht fassen, daß ihre so heiß geliebte Mutti krank sein soll. Tief prägt sich dieses grausige Erlebnis in ihrer Seele ein. Der Förster verbindet sachgemäß die Wunde. Frau Hilde ist in eine tiefe Ohnmacht gefallen. Jetzt schlägt sie die Augen auf und lächelt.

„Es ist gut, daß ihr alle da seid", beginnt sie stockend zu reden.

„Ja, Mutti, schlaf nur, reg' dich nicht auf. Wir pflegen dich, und bald bist du wieder gesund„, entgegnet Heide.

„Ernst, sieh doch mal zu, wo die Trude steckt. Ich habe sie gar nicht mehr gesehen", bittet Frau Hilde ihren Mann.

Der Förster erhebt sich, streicht behutsam die Stirn seiner Frau und erwidert:

„Bleib' jetzt schön ruhig, und versuch' zu schlafen, morgen erzählst du uns den Vorfall."

Der Förster geht hinauf zur Mädchenkammer. Er findet sie verschlossen und klopft heftig an die Tür. „Trude, mach' auf".

Endlich nach mehrmaligem Klopfen öffnet sie. Zitternd und bebend steht sie im Nachthemd vor dem Förster.

„Nun sprich doch, was ist geschehen", fordert der Förster das Mädchen auf.

Endlich beginnt sie zu erzählen.

„Herr Förster, Sie waren noch nicht lange fort, als ihre Frau und ich, wir saßen oben in der Wohnstube, plötzlich unten im Flur ein eigentümliches Geräusch vernahmen. Erst glaubten wir, es wäre Harald oder Sie. Aber dann hörten wir deutlich ein Brechen an dem Fenster von Heides Schlafkammer. Gleich darauf fingen die Hunde furchtbar an zu bellen. Frau Hilde stieg sofort die Treppe herab, um nach dem Rechten zu sehen. Kaum war sie die Treppe herunter, als ich den Schuß vernahm. Da bin ich schleunigst auf mein Zimmer geeilt und habe mich eingeschlossen. Die Hunde hörten nicht auf, furchtbar zu bellen, so daß ich glaubte, sie würden den Einbrecher wohl stellen. So verging eine Zeit, für mich eine Ewigkeit, dann muß es dem Kerl gelungen sein, sich dem Bißfeld der Hunde zu entziehen und zu entkommen.

„So", sagt der Förster, „das war gerade nicht tapfer von dir, Trude."

„Aber, Herr Förster, was sollte ich tun, ich war doch allein gegen den Mann machtlos."

„Ist schon gut. Nun wollen wir mal draußen nach dem Verbrecher sehen. Trude bleib' du solange mit Heide bei meiner Frau."

Der Förster und Harald gehen nun zu der Stelle, wo die beiden Hunde vor dem Verbrecher treue Wacht halten.

Lang hingestreckt, mit dem Gesicht nach unten, liegt der Mann auf der Erde. Der Förster stößt ihn an, aber der Körper bewegt sich nicht mehr. Er ist tot. Nun legen sie ihn auf den Rücken und Harald leuchtet ihm ins Gesicht.

„Aha!" stößt Förster Rieke hervor, hat es dich nun endlich erwischt, alter Schwede? Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Friedrich Galle, so hieß der Erschossene, lebte ganz einsam am äußersten Ende des Dorfes. Er war von Beruf Landstraßenarbeiter und ein eifriges Mitglied der heiligen Kirche. Sehr oft sah man ihn mit dem Kaplan. Diesen Mann hatte die Oberförsterei schon jahrelang im Verdacht des Wilderns, aber es war bis jetzt noch nicht gelungen, ihn auf frischer Tat zu ertappen. Jetzt hatte ihm jedoch die Kugel des Försters den Garaus gemacht. Unerklärlich ist es allerdings dem Förster, was der Mann in dem Zimmer seiner Heide für Absichten hegte. Er kombinierte. Ein furchtbarer Gedanke bemächtigt sich seines Gedächtnisses. War etwa Heide für das Opfer einer schrecklichen Tat vorgesehen? Das konnte doch nur allein der Grund dieses Verbrechens sein. Die fanatischen Inquisitionen eines früheren Jahrhunderts treten wieder vor seine Augen, und wie so oft erinnert sich der Förster nochmals der Worte einer heiligen Schrift:

„Doch jene meine Feinde, die nicht wollen daß ich über sie herrsche, bringet her und erwürget sie vor mir."

So hat ein Zufall dieses Verbrechen nicht zur Ausführung kommen lassen. Der Förster behält diesen für ihn feststehenden Gedanken für sich..

Am anderen Tage stellt der Arzt fest, daß die Kugel nicht mehr im Körper steckt. Heide ist sehr besorgt um ihre Mutti und befleißigt sich, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Manchmal sitzt sie stundenlang vor ihrem Bett und liest ihr vor. Unter dieser fürsorglichen Pflege scheint Frau Hilde schnell zu genesen. Doch plötzlich stellt sich Wundfieber ein. Frau Hilde fängt an zu hüsteln. Bange Stunden des Wartens, Hoffens und des Verzweifelns durchbeben das Försterhaus. Der Arzt gibt sich die größte Mühe, die Krankheit zu meistern. Doch bei allem guten Willen geht es mit dem Zustand von Frau Hilde immer weiter bergab. Verzweifelt, bis zum Wahnsinn getrieben, rennt der Förster von einem Arzt zum anderen. Er kann sich einfach nicht vorstellen, daß der unerbittliche Tod ihm sein Liebstes, seinen ganzen Lebensinhalt rauben will. Und Heide sitzt stumm, vom tiefsten Herzeleid erfaßt, zusammen mit ihrem Bruder Harald an dem Krankenbett der Mutti und hält ihre Hand. Frau Förster streicht mit ihren noch schwachen Kräften noch einmal über das Haar der beiden Lieblinge, und als am anderen Morgen die Sonne ihre ersten Strahlen durch die hohen Gipfel der Tannen in das Krankenzimmer sendet, schwindet das Bewußtsein für immer von dieser prächtigen Frau.

Still und friedlich liegt sie da. Ihre ganze reine Seele scheint sich noch einmal in den letzten Gesichtszügen der Toten offenbaren zu wollen. Erschüttert, sein Innerstes vor tiefem Schmerz bis zum äußersten aufgewühlt, steht der Förster mit Harald und Heide am Totenbett der Mutti. Heide ist ganz untröstlich, und unaufhörlich rollen Tränen tiefsten Erlebens über ihre roten Backen. Warum muß die

Mutti so früh sterben, sie ist doch noch so jung. Nun ist alles vorbei, ihr Liebstes hat der unerbittliche Tod von ihr genommen. Dieser ungeheure Schmerz bleibt nicht ohne tiefen Eindruck auf ihr junges Gemüt. Sie empfindet wiederum großes Leid und Weh auf dieser Welt. Jetzt blickt Heide zu ihrem Vater herüber und gefaßt geht sie zu ihm, schmiegt sich in seinen Arm und sagt:

„Vati, sei nicht mehr traurig. Ich will jetzt immer bei dir bleiben und dich nie verlassen."

„Das ist lieb von dir, Heide, Mutti lebt weiter in uns, solange wir leben."

*

Der alte Kantor Rölling, Heides Lehrer, sitzt in seinem Arbeitszimmer an seinem Flügel und spielt die Mondscheinsonate von Beethoven. Er ist ein sehr begabter Musikfreund und gleichzeitig Organist an der evangelischen Kirche. Die Orgel zu meistern, ist für ihn eine Leidenschaft, ein inneres Bedürfnis. Abgesehen davon bringt diese Tätigkeit einen kleinen monatlichen geldlichen Zuschuß, den man als Schulmeister sehr gut gebrauchen kann. Die Predigten des Pfarrers interessieren ihn weniger. Er ist in dieser Beziehung ein Philosoph und hat sich seine eigene Weltanschauung geformt. Automatisch schlägt er jeweils in die Tastatur der Orgel, wenn der Pfarrer während der Litanei, die ihm bekannten Schlußworte oder das Amen gesprochen hat. Von Moses und den Propheten will er nichts wissen. Ueberhaupt scheint ihm der ganze kirchliche Betrieb hohl und ohne

Seele zu sein. Aus diesem Grunde versucht er stets, dort, wo es angebracht ist, mit musikalischen Darbietungen die Seelen der eingeschläferten Gemeinde zu erfrischen Und in der Tat gibt es schon eine stattliche Anzahl von Kirchenbesuchern, die nur seinem Orgelspiele zuliebe in das Gotteshaus kommen.

Lehrer Rölling ist ein mutiger Mann, der mit seiner Meinung nicht zurückhält. Meinungsverschiedenheiten ficht er unerschrocken mit seinem Pfarrer aus, sofern er sich im Recht fühlt. Lehrer Rölling kann sich maßlos darüber empören, wenn der Pfarrer immer wieder versucht, Gemeindemitglieder, die gar nicht oder sehr wenig zur Kirche gehen, auf irgend eine Weise schlecht zu machen.

Förster Rieke ist ein besonders beliebtes Thema des Pfarrers, und Lehrer Rölling hat es nie unterlassen, den Seelsorger auf das Ungerechte seine Handelns hinzuweisen, denn gerade Förster Rieke ist ein ganz besonderer Freund von ihm. Er kennt ihn nur zu gut als einen aufrichtigen, wahrheitsliebenden und deutschen Menschen. Ihre fast gleichen Anschauungen über religiöse und weltanschauliche Dinge führen sie immer enger zusammen. Ist es aus diesem Grunde nicht etwas Selbstverständliches, daß die Kinder des Lehrers, Werner und Rotraut, die besten Spielgefährten von Harald und Heide sind, zumal sie fast im gleichen Alter stehen? Der Pfarrer ist hierüber natürlich unterrichtet, aber gegen das offene und freie Handeln des Lehrers läßt sich nichts unternehmen. In Ausführung christlicher Nächstenliebe hätte er ihn allzugern des Organistenpostens enthoben, aber dazu fehlt ihm der Mut, denn nur zu gut kennt der Pfarrer den Einfluß des Orgelspiels

auf seinen Kirchenbesuch, und gleichwertiger Ersatz ist nicht zu bekommen.

Heute ist Lehrer Rölling sehr niedergeschlagen. Der tragische Tod von Frau Förster Rieke hat ihn tief ergriffen. Wie ein Lauffeuer hat sich die Nachricht von dem Ableben dieser herrlichen Frau im Dorf verbreitet, und man erinnert sich des heimtückischen Ueberfalls im Försterhause, der jetzt mit dem Tod eines stolzen Menschenlebens seinen traurigen Abschluß gefunden hat. Lehrer Rölling spielt in wehmütigen Gedanken an seinen Freund Rieke den ersten Teil der Mondscheinsonate von Ludwig van Bethoven zu Ende. Da klopft es heftig an seine Stubentür, und gleich darauf tritt Förster Rieke sehr erregt ins Zimmer.

„Guten Tag, Herr Rölling."

„Guten Tag, Herr Rieke, darf ich Ihnen mein herzlichstes Beileid aussprechen? Seien Sie gefaßt und denken Sie an Ihre Kinder, denen Sie jetzt auch noch die Mutter ersetzen müssen."

Der Förster kann zuerst, wieder von großem Schmerz erfaßt, nicht antworten, aber dann rafft er sich zusammen und sagt:

„Denken Sie, Herr Rölling, der Pfarrer verweigert mir das Begräbnis. Er will nicht reden, weil ich nie zur Kirche gehe und dadurch einen schlechten Einfluß auf meine Sippe ausübe. Meine innere Einstellung kenne er genau. So leid es ihm an sich tue, wäre er in diesem Fall nicht in der Lage, das Begräbnis abzuhalten. Zuerst übermannte mich der Zorn, und ich konnte nicht anders, als ihm zu sagen, daß er sich durchaus nicht geschämt hätte, meine Kirchengelder einzuziehen. Aber sobald es um Geld ginge, schien

die Kirche nicht so kleinlich zu sein. Dann aber erfaßte mich der Stolz, und ich sagte ihm, daß ich natürlich unter diesen Umständen auf eine Predigt verzichte. Ich sprach's, und fort war ich.

Herr Rölling, und nun müssen Sie mir helfen. Wollen Sie es tun? Meine Hilde wird über die Absage des Priesters nicht böse sein, und ich will ihr die letzten Worte selber sagen. Die Dorfbewohner sollen sehen, daß ein Toter auch ohne das Geplapper eines besoldeten Priesters zur letzten Ruhe gebracht werden kann. Ich habe die Erlaubnis erhalten, meine Frau an einer ihr besonders liebgewordenen Waldstätte bestatten zu dürfen Das ist mir trotz des großen Schmerzes ein kleiner Lichtstrahl, weiß ich sie jetzt in meiner unmittelbaren Nähe. Die Beerdigung findet übermorgen nachmittag statt."

Lehrer Rölling drückt seinem Freunde stumm die Hand. Das gespannte Verhältnis zwischen dem Förster und dem Pfarrer ist ihm längst bekannt, und deshalb ist er bei der Einstellung des letzteren nicht über dessen unglaubliches Verhalten erstaunt.

„Ich komme, Rieke", sagt er, „bleiben Sie stark und denken Sie, wenn Sie der Kummer befällt, stets an Ihre prächtigen beiden Kinder, in ihnen lebt Ihre Frau weiter."

Der Förster antwortet nichts mehr, und schweigend verläßt er das Zimmer dieses aufrechten Mannes.

Golden sendet die Herbstsonne ihre leuchtenden Strahlen auf Wälder und Wiesen. Tausende von Insekten tummeln sich in der ausstrahlenden Wärme über blühende, farbenprächtige Blumen und Felder, als wollten sie noch einmal die ganze Pracht des scheidenden Sommers in sich aufnehmen. Die Blätter des Buchenwaldes glänzen wie Goldtaler und bieten mit ihrer ungeheuren bunten, leuchtenden Fülle einen geradezu überwältigenden Anblick. Der Herbst rüstet die Natur zur letzten Ruhe.

Im Försterhaus sind die traurigen Vorbereitungen beendigt. Förster Rieke hat die Aufbahrung seiner Frau nicht im Inneren des Forsthauses, sondern auf einer direkt am Hause gelegenen Wiese angeordnet. Die vielen eingegangenen Kränze und Beileidsbezeugungen wirken ausgleichend auf sein Gemüt, sind sie doch ein Beweis dafür, daß trotz der widerlichen Hetze seitens kirchlicher Kreise gegen ihn, diese die Anständigkeit und das Mitgefühl seiner Mitbewohner in solchen ernsten Fällen nicht zu beeinflussen vermochte. Ein altes, edles deutsches Seelengut erfüllt auch hier in heiliger Freiheit seine Pflicht. Mit aller kindlichen Liebe und Aufopferung, der sie fähig sind, haben Harald und Heide die Ausschmückung der Aufbahrung ihrer lieben Mutter vollzogen.

Die Dorfbewohner sind teils aus Mitleid, teils aus Neugierde sehr zahlreich erschienen.

Aus dem Fenster des Wohnzimmers, das direkt an der Wiese gelegen ist, erschallt, von Lehrer Rölling gespielt,

das Largo von Händel. Inzwischen hat der Schülerchor in der Nähe des Sarges Aufstellung genommen und unter der Leitung seines Lehrers ertönt das herrliche Volkslied in den sterbenden Herbst:

Im schönsten Wiesengrunde
Ist meiner Heimat Haus,
Da zog ich manche Stunde
Ins Tal hinaus.
Dich, mein stilles Tal,
grüß' ich tausendmal!
Da zog ich manche Stunde
Ins Tal hinaus.
Muß aus dem Tal jetzt scheiden,
Wo alles Lust und Sang.
Das ist mein herbstes Leiden,
Mein letzter Gang.
Dich, mein stilles Tal, usw.
Sterb ich, im Tales Grunde
Will ich begraben sein.
Singt mir zur letzten Stunde
Beim Abendschein:
Dich, mein stilles Tal, usw.

Wie wunderzarte Harfenklänge aus fernen Weiten schweben die klaren reinen Kinderstimmen klangvoll und wehmutsschwer über die Totenwiese, und kristallklar ertönt aus dem Chor Heides liebliche Stimme. Sie hat es sich nicht nehmen lassen, ihrer allerliebsten Mutti die letzten Lieder

mitzusingen. Tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich der Herzen der Teilnehmer, und manche Träne aus edler Gemütserregung quillt aus den Augen vieler starrer Herzen, als nun der Förster gefaßt an den Sarg seiner geliebten Frau tritt und zu sprechen beginnt. Mit aller fast übermenschlichen Kraft reißt er sich zusammen, um nicht unter dem ungeheuren Schmerz, der ihn zu übermannen droht, zusammenzubrechen. Stockend beginnt er:

„Meine liebe Hilde, meine lieben Kinder, liebe Trauergemeinde!

In goldener Pracht legt sich die Natur zum Sterben. Ringsherum, wohin ihr schaut, nur reine Schönheit, die einem das Herz vor göttlichem Erleben erschauern läßt. In Schönheit geht die Natur in den starren Winter, in den Tod, um hiernach, nach vielen langen Nächten im Frühling ein neues, herrliches Auferstehen zu erleben. Was ist denn der Tod? Mußte er nicht kommen, um überhaupt das Leben zu ermöglichen? Ist er uns nicht ein Mahner, all das Göttliche unserer Seele jetzt zu erfüllen, jetzt, solange wir leben, diesen göttlichen Wünschen zum Guten, Wahren und Schönen zu lauschen, als auf Versprechungen des Himmels zu hoffen, deren Erfüllung noch keines Menschen Auge gesehen hat? Solange ihr lebt, ihr meine Kinder, ist euch die Möglichkeit gegeben, das Gute zu tun, das Wahre zu suchen und das Schöne zu wollen. Es sind ewig waltende, göttliche Gesetze, die in der Seele jedes deutschen Menschen eingeboren sind. Jetzt, solange er lebt, hat er die Möglichkeit, sie zu erfüllen. Mit dem Tode, mit dem Schwinden des Bewußtseins, ist alles vorbei. Deshalb ist der Tod der große Mahner, Göttliches im Leben zu erfüllen. Eure

Mutter, meine lieben Kinder, war eine Frau, die ganz unbewußt diesen göttlichen Wünschen lebte, und deshalb trug sie das Köstlichste in sich, was eine Menschenseele überhaupt als Höchstes und Hehrstes erleben kann. Nicht das Jagen nach dem schnöden Mammon, nicht der Geiz, der Haß, der Neid, die Unduldsamkeit gehören zu ihnen. Der Sinn des Lebens ist ganz allein, das Göttliche bewußt zu erleben. Allzufrüh hat der Tod unsere liebe Mutter von uns genommen. Einem frevelhaften Verbrechen, das der Aufklärung noch bedarf, fiel sie zum Opfer. Wenn wir die Mutter nun nicht mehr körperlich um uns sehen, wenn wir ihre liebe Stimme nicht mehr vernehmen können, so wird sie in unserem Bewußtsein solange um uns sein, bis auch wir einst mit dem Tode das Leben ablegen."

Förster Ricke hat mit heißem, schmerzwundem Herzen gesprochen. Ergriffen haben die Teilnehmer zugehört. Solche Worte sind ihnen fremd und noch nie von ihren Ohren vernommen. Sie verfehlen ihre Wirkung nicht, und manche verstockte Seele vernimmt das Aufleuchten göttlicher Wünsche.

Aus dem Wohnzimmerfenster ertönt von den Meisterhänden Lehrer Röllings gespielt, die Mondscheinsonate Ludwig van Beethovens. Wehmutsschwer schwingen die herrlichen Töne eines großen Meisters hinaus in den Aether Nach Beendigung des Stückes wird der Sarg der Verstorbenen an die dafür vorgesehene Stelle gebracht und mit dem vom Schülerchor vorgetragenen Liede „Ich hatt' einen Kameraden", in die Gruft hinabgesenkt. Nun treten die Schülerinnen einzeln ans Grab und werfen als letzten Gruß der lieben Verstorbenen einen Tannenzweig ins Grab.

Als der Förster mit seinen Kindern ins Haus zurückgekehrt ist, tritt aus dem Walde ein junger Mann ans Grab und legt einen Feldblumenstrauß auf den Hügel. Es ist Hans Schulte. Trotz des Verbotes seiner Mutter hat er sich an der Beerdigung unbemerkt beteiligt und tief ergriffen die Feier miterlebt. Eine Weile mag er so gesessen haben, als Heide plötzlich neben ihm steht. Er erblickt sie, erhebt sich und reicht ihr stumm die Hand. Der Anblick ihrer kristallklaren, blauen Augen, die wie ein reiner Quell das ganze Seelenleben dieses Naturkindes offenbaren, erfüllt den nunmehr bald siebzehnjährigen Knaben wieder mit einer unüberwindlichen Zuneigung zu ihr. Das blonde, in der Mitte gescheitelte Haar hängt in wundervollen Zöpfen geflochten über Heides Brust wie gleißendes Gold stolz herab. Sie spürt noch nichts von der tieferen inneren Gemütsbewegung ihres Spielkameraden, doch sie ist von Freude erfüllt, ihn hier amGrabe der Mutter nach so langer Zeit wiederzufinden.

„Bist du mir böse, Heide?" fragt Hans nach längerem Schweigen.

„Warum soll ich dir böse sein, Hans", erwidert Heide, ich weiß ja von Vati, warum du nicht mehr mit mir spielen darfst. Bist du glücklich dabei?"

„Nein, durchaus nicht, Heidelein, Mutter folgt willenlos den Anordnungen des Kaplans, und ich muß gehorchen. Doch heute, an deinem Schmerzenstag, kann ich es nicht mehr zu Hause aushalten. Ich habe so oft an dich denken müssen und mich nach dir gesehnt. Dein Leid macht mich unendlich traurig und der Wille, deinen Schmerz mit dir

zu teilen, trieb mich heimlich von Hause fort, um dich zu sehen und dir still die Hand zu drücken."

„Du bist lieb, Hans, ich danke dir."

„Jetzt muß ich fort, Heidelein, fort, weit fort. Irgendwohin, zu fremden, vielleicht lieblosen Menschen, wird man mich schicken. Allein werd' ich durchs Leben gehen müssen. Wie einen Stein wird man mich stoßen, wohin man mich haben will, und wir werden uns nie wiedersehen. Dieser Gedanke läßt mich schier verzweifeln."

„Wo willst du denn hin, Hans?" fragt Heide.

„Dein Vater wird es sicher wissen, Heidelein." Frag ihn nur. Ich mag und kann es dir nicht sagen."



„Gehst du gerne, Hans?" will Heide wissen.

„Der Kaplan hat meinen geistlichen Beruf rosig vor meinen Augen ausgemalt, das macht mich neugierig, doch hier Heidelein, tief im Inneren meiner Seele, fühle ich mich gar nicht wohl bei dem Gedanken, allem entsagen zu müssen."

Sie setzten sich beide auf einen Baumstamm, und voller Mitleid legt Heide kindlich ihren Kopf an die Schulter des Bauernsohnes. Hans nimmt still ihre kleine Hand und hält sie fest.

„Ich liebe das Leben", fährt Hans fort, „ich will gut sein und dem lieben Gott dienen, deshalb will ich ein Diener der Kirche werden."

Heide wird ganz traurig.

„So verliere ich nun auch dich, meinen liebsten Spielkameraden, das ist bitter für mich, Hans."

„Du bist doch noch so jung Heide, erst elf Lenze alt, vielleicht sehen wir uns doch noch mal wieder. Leb' nun wohl, Heidelein, vergiß mich nicht."

Da zieht Heide den Silberring von ihrem Mittelfinger, und indem sie den Reif auf den kleinen Finger ihres Spielkameraden steckt sagt sie:

„Den Ring will ich dir zum Abschied schenken. Er soll dich immer an mich erinnern."

Hans und Heide sind aufgestanden. Noch einmal ergreift er beide Hände des Förstertöchterchens und sagt:

„Hab' vieltausend Dank, ich werde dich nie, nie vergessen. Lebe wohl, Heidelein."

Schnell hat sich Hans von ihr gelöst, und bald ist er ihren Blicken entschwunden. Herzenswund tritt sie an die

Gruft ihrer lieben Mutti, unsagbarer Schmerz erfaßt die junge Seele, und ein Strom bitterer Tränen benetzt die schönen Zöpfe.

Mutti, Mutti, warum gingst du von mir, warum muß nun auch Hans mich verlassen?

Das Schweigen des goldigen Herbstwaldes gibt ihr keine Antwort, nur ein kleines Vögelchen, das auf eine Tanne in der Nähe des Grabes geflogen ist, singt ein Lied vom Scheiden und Meiden.

Heide hat dem kleinen Sänger noch eine Zeitlang ergriffen zugehört. Nun tritt sie langsam mit wehem Herzen den Heimweg an.

Der Förster und Harald haben Heide schon erwartet. Trude, das Hausmädchen, hat inzwischen den Kaffeetisch fertiggemacht. Dem Förster ist es recht weh ums Herz, als er mit seinen Kindern allein am Tisch sitzt. Ihm gegenüber steht der Stuhl, in welchem die Mutter fürsorgend einst waltete und der jetzt leer ist. Inhaltlos erscheint ihm die Welt, so hohl und so leer, das Haus vereinsamt. Seine Seele scheint gestorben zu sein.

Die an der Beerdigung teilnehmenden Verwandten und Bekannten mußten mit dem nächsten Zug zurückfahren. Sein noch lebender Schwiegervater konnte wegen seines kränklichen Zustandes nicht kommen.

Auf einer Bank im Garten des Forsthauses sitzt in den Abendstunden Förster Rieke mit seinen beiden Kindern. Ihre Gedanken und Gespräche sind bei der Mutter. Vor ihnen liegt die Forstwiese, auf der leichte Nebel wie Schleier sich auszubreiten beginnen. Ueber dem Tannenwald steht wie ein feuriger Ball die untergehende Herbst-

sonne. Tiefer und tiefer neigt sie sich langsam hinter den hohen Gipfeln des Tannenwaldes, der sich silhouettenhaft von dem glühend überstrahlten Himmel abhebt, um im güldenen Abendrot freundlich und still Abschied zu nehmen.

Förster Rieke erhebt sich, legt seine Arme behutsam auf die Schultern seiner beiden Kinder und schreitet mit ihnen dem Forsthause zu, um sich dann der Ruhe hinzugeben. Doch seine quälenden Gedanken lassen ihn keinen Schlaf finden. Unermüdlich suchen sie den Sinn all dieses Geschehens zu ergründen. Vor seinen Augen steht die kurze Zeit seines Lebens, die er gemeinsam in glücklicher Ehe mit seiner Hilde verlebte und die nun durch den unerbittlichen Tod getrennt ist. Unwillkürlich erinnert er sich des unerhörten Verhalten des Pfarrers. Ein heiliger Zorn läßt seinen Gottesstolz aufflammen und einen Entschluß in ihm reifen, den er am nächsten Tage auszuführen, sich endgültig vornimmt. Die ersten Lichtstrahlen des beginnenden Morgens lugen schon durch sein Fenster, als endlich ein tiefer Schlaf ihn von seiner Müdigkeit erlöst und ihn ausruhen läßt von all den Sorgen, Kummer und Weh seines gequälten, blutenden Herzens.

Auf einem kleinen Höhenzuge des Gebirges liegt, friedlich eingebettet im Schmucke hoher, uralter Bäume, die kleine Kreisstadt.Es ist ein Städtchen mit mittelalterlichem Gepräge. Alte Burgruinen, auf der höchsten Erhebung des Gebirgszuges gelegen, zeugen von längst vergangenen Zeiten, von bitteren, blutigen Kämpfen, die hier einst, vielleicht um Nichtigkeiten, ausgetragen sind. Alte Mauerreste ziehen sich rings um die Stadt herum. Als Stadt- und Verteidigungsmauer dienten sie der Abwehr anstürmender, beutegieriger Feinde. Verwittert und mit Moos bewachsen träumen sie jetzt von einstiger, großer Vergangenheit. Die Landstraße, die in das Städtchen mündet, ist rechts und links von hohen, uralten Eichen und Buchen bestanden, die an manchen Stellen von einer Reihe riesiger, sogenannter Findlinge von ungeheuren Ausmaßen unterbrochen sind. Einstmals vor vielen Millionen von Jahren überflutete ein gewaltiges Wasser diese stille Gegend. Durch gesetzmäßige Naturereignisse lösten sich im fernen, kalten Norden gewaltige Granitblöcke, die durch riesige Eisberge hierher getragen wurden und durch die Glut der Sonne von ihrer eisigen Umklammung befreit, sich auf den Grund des Meeres niederließen. Von diesem gigantischen Weltgeschehen zeugen weiter unzählige Kalkversteinerungen in Form von Muscheln, Seeigeln und sonstigen versteinerten Meerestieren, an denen sich noch heute teilweise die ursprünglichen Muschelschalen erkennen lassen.

Am Eingang des Kreisstädtchens liegt rechts die Oberschule und weiter oben links das Landratsamt. Eine gut gepflasterte Straße führt an alten, in Fachwerkbau ausgeführten Giebelhäusern vorbei, die auf dem Marktplatz mündet. Von hier aus geht ein weiterer Weg durch einen großen Torbogen, die sogenannte Legge, hinauf zum Amtsgericht und weiter oben zum Burghof, der heute in ein Freilichttheater umgebaut ist.

Der Wanderer, der durch die Straßen und Gassen dieses Kreisstädtchen geht, kann sich eines träumerischen, mittelalterlichen Gefühls nicht erwehren. Und auch das Rückerinnern an die ruhige, in sich geschlossene Biedermeierzeit mit all ihren friedlichen und gemütstiefen seelischen Werten läßt Wunschträume erstehen, die zu erfüllen das vorwärtsstürmende, unruhige Leben sich oft ersehnt, wenn es im Drange und Entstehen großer Gedanken voller Eifer und nie ruhender Hast sich selbst vergißt.

Als treuer Wächter grüßt von der höchsten Erhebung des Berges der Aussichtsturm. Ein großartiger Blick in die weite Ebene entschädigt den Besucher für die zahlreichen Stufen der steinernen Wendeltreppe, die zur Plattform des Turmes führt. Wie ein Silberband schlängelt sich ein kleiner Fluß durch die von vielen Einzelhöfen und Waldungen unterbrochene Fläche friedlich hindurch.

Von der Burg selbst sind nur noch einige Reste erhalten, die teilweise wieder hergestellt sind. Nach den Grundrissen zu urteilen, muß der Bau gewaltige Ausmaße gehabt haben. Man muß sich in die damalige Ritterzeit zurückversetzen, um die ganze Romantik dieser Zeit aufzunehmen. Jeder Burggraf war ein König für sich. Die Anlieger müssen ihm

Frondienst leisten, und derjenige freie Bauer, der sich wiedersetzt, wird kurzerhand in den Turm geworfen. Macht geht vor Recht, so hieß es zu jener Zeit. Doch soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß die Mauern der Burg zeitweise auch gerechte Burggrafen beherbergten, die sich nur von ihrem inneren Gerechtigkeitsgefühl leiten ließen. Das Leben dieser unumschränkten Herrscher ist in den meisten Fällen ein sehr üppiges. Ausschweifende Gelage, bei denen die Liebe und der Wein besonders bevorzugt waren, dienten nicht gerade zur Ausfüllung der Schatzkammer, so daß Schmalhans Küchenmeister kein seltener Gast des Hauses war. Doch aus solchen Lagen gibt es stets einen Ausweg. Wozu hat man das Ritterhandwerk gelernt? Einer der benachbarten, nicht wohlgesonnenen Ritter wurde als Opfer ausersehen und ihm kurzerhand aus irgend einem nichtigen Grunde die Fehde angesagt. Oder man beschränkte sich darauf, die Karawane eines friedlich des Weges ziehenden Kaufmanns zu überfallen, ihn in den Turm zu werfen und solange festzuhalten, bis er durch Zahlung eines reichlichen Lösegeldes sich losgekauft hatte.

In einem weitausgedehnten Streit wurde auch unser Kreisstädtchen das Opfer rachlüsterner Burggrafen.

Der Weg, der von unserem Dorf Eichelhorst zur Kreisstadt führt, schlängelt sich durch ein kleines Tal, das weit und breit mit Heide bewachsen ist. Dazwischen stehen wie stolze Wächter schöne, schlanke Wacholderbüsche, die wieder in bunt wechselnder Form von hohen und kleinen Birken beschattet werden. Es ist Herbst. Die Heide hat ihr Festtagskleid angelegt. Ein Blütenmeer von duftender Heide, beleuchtet vom Scheine der herbstlichen Sonne, breitet sich

wie ein roter Teppich vor dem Blickfeld des Beschauers aus. Tausende von Insekten schwirren in der Luft, unermüdlich damit beschäftigt, den süßen Saft honigsatter Blütendolden aufzusaugen. Ein friedliches, beruhigendes Summen dieser emsigen Insekten erfüllt die laue, immer noch warme Herbstluft.

Das Wandern über die Heide ist für jeden gottwachen Menschen ein einzigartiges Erlebnis. Ueber den sandigen Heideweg schreitet Förster Rieke. Er ist seit einer halben Stunde unterwegs, um in der Kreisstadt die ihm aufgetragenen Besorgungen zu erledigen. Tief in Gedanken versunken geht er schweren Schrittes den ihm bekannten und liebgewordenen Weg, der unmittelbar zum Städtchen führt. Des öfteren wird der Forstmann von einem aufgescheuchten Wild aus seinen Sinnen gerissen und an die Wirklichkeit erinnert. Der Verlust seiner Frau belastet sein Gemüt schwer und stimmt ihn immer wieder traurig. Ihm ist es wie einem wunden Wild, das hilfesuchend umherirrt. So kann er sich nicht recht an der Schönheit der Natur erfreuen. Zutiefst ist er mit dem nun hinter ihm liegenden traurigen Geschehen und den damit noch ungelösten Problemen beschäftigt. Dieses Denken macht ihn zeitlos, und verwundert sieht er plötzlich das Kreisstädtchen schon vor sich liegen. Seine Schritte wenden sich zunächst dem Landratsamt zu, um den schnell zu erledigenden Auftrag pflichtgemäß auszuführen. Anschließend geht er über den Marktplatz durch die Legge hinauf zum Amtsgericht. Ein muffiger Geruch von Staub und alten Aktendeckeln schlägt ihm beim Eintritt in die nüchterne Amtsstube entgegen. Förster Rieke

wendet sich an den amtierenden Beamten und erklärt vor ihm den Kirchenaustritt für sich und seine Kinder.

Die Gesichtszüge des Beamten lassen deutlich eine Veränderung erkennen, die Verwunderung über die entschlossene Haltung des Försters auszudrücken scheint. Manchmal hat es den Anschein, als wenn er Einwendungen zu machen beabsichtigt, aber dann genügt er seiner Pflicht und überreicht ihm den Bestätigungsschein seines Kirchenaustritts.

Als das Amtsgericht den Augen des Försters entrückt ist, bleibt er eine Weile stehen und reckt sich, atmet tief, und ein Gefühl der Freiheit, Klarheit und Ungebundenheit durchdringt seine deutsche Seele und läßt ihn bis in das Innerste erschauern. Freiheit, Freiheit, du schönstes deutsches Seelengut, jetzt hab' ich dich wieder, nur in der Freiheit kann die germanische Seele sich entfalten. Zwang und Sklaverei sind die Totbringer des Lebens. Der Untergang eines Volkes ist gewiß, wenn es sich losgelöst hat von diesem heiligen Erbgut, um fremden Lockungen zu folgen, wenn es zu schwach ist, um sich der Ketten dieser seelischen Sklaverei zu entledigen. Ein Volk ohne Gottesstolz, gefesselt in einer fremden und noch dazu jüdischen Glaubenslehre, ist bedingungslos dem Tode verfallen. Das darf nicht sein. Und wie einst Ulrich von Hutten gesprochen, so klingt aus dem Munde dieses Naturmenschen der Schrei: „Es lebe die Freiheit."

Froh, nunmehr diesen Schritt vollzogen zu haben, wendet sich Förster Rieke in Gedanken an seine Hilde, dem Heimweg zu. Unterwegs wird er von seinem Freund, dem Lehrer Rölling, eingeholt, der mit dem Rade in die Kreisstadt gefahren ist.

„Hallo, Herr Rieke, schon wieder im Dienst?" ruft er den Förster an, indem er von seinem Rade springt.

„Jawohl, Herr Rölling, das Leben geht seinen harten Weg unbekümmert um alles Geschehen weiter. Haben Sie noch meinen innigsten Dank für die gestrige, erhabene Totenfeier. Sie haben sich so große Mühe gegeben, ich weiß wirklich nicht, wie ich alles wieder gut machen soll", erwidert der Förster.

„Lassen Sie das, es ist für mich eine selbstverständliche Pflicht, Ihnen zu helfen", entgegnet der Lehrer. „Haben Sie irgend etwas Neues in der Kreisstadt gehört?"

„Das Neueste wird wohl sein, Herr Rölling, daß ein Förster Rieke aus Eichelhorst, also meine Wenigkeit, heute den Austritt aus der Kirche vollzogen hat. Ich darf Sie wohl bitten, meiner Tochter keinen Religionsunterricht mehr zu erteilen."

„Donnerwetter, ich gratuliere Ihnen, das nenne ich Mut angesichts unserer frömmelnden Dorfgemeinde und angesichts der Schwierigkeiten, denen Sie bereits jetzt schon von seiten kirchlicher Beamter durch Ausstreuung unwahrer Vermutungen ausgesetzt sind. Das wird eine Sensation, Herr Rieke."

„Nicht um Aufsehen zu erregen, unternahm ich diesen Schritt, Herr Rölling, sondern allein um der hohen Verantwortung, die ich mir gegenüber und als Vater meiner Kinder zu tragen habe. Es war der Wunsch in mir, meinen gewonnenen Erkenntnissen auch nach außen hin in endgültiger Klarheit Ausdruck zu verleihen."

„Das ist unbedingt anzuerkennen", erwidert der Lehrer, es wäre gut, wenn alle Menschen so klar denken und da-

nach handeln würden. Ich selbst, Sie wissen es, stehe auch schon seit vielen Jahren innerlich im Kampfe mit den vielen Widersprüchen dieses uns als heilige Schrift zugewiesenen Buches. Aber nicht allein das ist es, was mich von dieser Schrift abstößt, sondern der Sittenverfall, die Verwahrlosung eines uns als auserwähltes Volk Gottes empfohlenen jüdischen Stammes, kurzum der ganze Inhalt ist mir wesensfremd. Sie haben sich nun durchgerungen. Vielleicht folge ich später nach."

„An sich liegt der Fall sehr klar, und es ist durchaus sehr einfach, das Falsche der angelernten Religion zu erkennen", wendet der Förster ein, „sofern der Mensch noch die Kraft besitzt, sich vollkommen von der ihm in der Jugend eingeflößten religiösen Beeinflußung freizumachen und wie ein Naturkind die Welt anzuschauen. Von diesem Blickfeld aus muß es jedem nachdenkenden Menschen ohne weiteres einleuchten, daß eine deutsche Seele nur deutsch Gott erleben kann, während die Menschen einer anderen Rasse, dieses göttliche Erleben nur entsprechend ihres Erbgutes vollziehen können. Der Versuch z. B. unserer germanischen Rasse eine fremde, sagen wir, wie es jetzt der Fall ist, auf jüdischer Grundlage aufgebaute Religion, mit Zwang einzuhämmern, muß unverweigerlich durch die Jahrhunderte gesehen zur Ablösung ihres Gottesstolzes führen. Seien wir doch ehrlich, Herr Rölling, ist unser Volk seit der unfreiwilligen, grausamen Einführung des Christentums durch Karl den Großen, ich nenne ihn den Sachsenschlächter, charakterlich besser geworden? Hieße es nicht die Unwahrheit sagen, wenn wir dieses bejahen würden? Zank, Neid, Haß, Unmoral, Sittenlosigkeit, Unduldsamkeit haben von unserem

Volk Besitz genommen, und zwar in einer Form, die bald nicht mehr zu überbieten ist. Und warum mußten diese Untugenden in unserem Volk eindringen, weil ihm eben durch diese Fremdreligion die arteigenen seelischen Wertungen genommen und durch wesensfremde ersetzt wurden. Ist es deshalb nicht Pflicht jedes nachsinnenden Deutschen, dieses klar zu erkennen und dagegen durch Aufklärung Sturm zu laufen?"

„Sie haben vollkommen recht, Herr Rieke, das wird allerdings ein fast aussichtsloser Kampf werden, denn der Mehrheit des Volkes fehlt hierzu die innere sittliche Reife.

Die Masse ist nicht ausschlaggebend, Herr Rölling, der Starke ist am mächtigsten allein. Der einzelne soll nicht auf seinen Nachbar sehen, sondern sich auf sich selbst besinnen. Was ich als falsch erkannt habe, wird von mir abgelehnt und sofern es unserem Volk schadet, bekämpft. Bedenken Sie doch bitte, daß die große Mehrheit der Deutschen der Christenlehre wohl nur deshalb die Treue halten, weil sie einerseits diese Religion von einem Geschlecht zum anderen übernommen, und sich andererseits nie mit ihrem wahren Wesen befaßt haben. Ich nenne sie Traditionschristen. Sie gestalten sich diese Lehre so, daß sie im Einklang steht mit ihrem eingeborenen Gotterleben, mit den göttlichen Wünschen zum Guten, Wahren und Schönen. Habe ich recht oder irre ich mich? Denken Sie doch bitte selbst darüber nach. Der ernste, wahrheitsuchende, forschende Mensch muß jedoch feststellen, daß das Wesen dieser Religion mit der Wesensart unseres Volkes aber auch ganz und gar nicht in Einklang zu bringen ist. Hier stehen sich zwei Welten wie

Feuer und Wasser gegenüber. Vielleicht unterziehen Sie sich der Mühe, das heilige Buch, als Grundlage dieser Lehre, ernsthaft durchzulesen und prüfen Sie dann selber, ob Sie in der Lage sind, nach den dort aufgezeichneten Sitten und Moralbegriffen zu leben. Es ist das Leben eines sich selbst aufgebenden Menschen, der alles Heil und alle Seligkeit im Jenseits nach seinem Tode erhofft. Gott hat uns aber in die Welt gesetzt, um ein Diesseitsleben zu führen, um alles Göttliche, das wir vermittels unserer Sinnesorgane wahrnehmen können, zu erleben und den in uns eingeborenen göttlichen Wünschen zu leben und sie zu gestalten."

„Sie haben sich wirklich ernstlich mit diesen uns alle bewegenden Fragen beschäftigt, Herr Rieke. Woher nehmen Sie dieses Wissen."

„Das ist doch sehr einfach, Herr Rölling, aus dem Erkennen und dem klaren Denken. Vielleicht darf ich Sie auf folgendes hinweisen, das zum Denken Anlaß gibt.

All unsere deutschen großen Geisteshelden, ich nenne nur Friedrich den Großen, Friedrich von Schiller, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, der Feldherr Erich Ludendorff, waren in ihrem Herzen Antichristen. Sehen Sie, es ist nun schon mal so. Alle Religionen haben ihren Ursprung in den meisten Fällen aus primitiven menschlichen Handlungen zum Zwekke göttlicher Verehrung. Geschäftstüchtiger Menschengeist formte sie dann für irgend einen edlen oder unedlen Zweck in dem Erkennen, durch sie Menschen leicht beherrschen zu können. Es entstand die Priestermacht. Welche von den vielen ist aber nun die richtige? Jede dieser Religionen nimmt für sich die Richtigkeit in Anspruch. Friedrich

der Große schreibt einmal, ich lese die Stelle, die ich zufällig bei mir trage, Ihnen vor:

„Wenn es zum Wesentlichen der wahren Religion gehört, daß sie von Gott offenbart sei, so ist keine wahre Religion in der Welt, wenn Gott keine geoffenbaret hat. Also, untersuchen, ob eine ware Religion vorhanden sei, heißt soviel, als nachforschen, ob Gott den Menschen einen Gottesdienst geoffenbart habe, wie er ihn von ihnen verlangt. Keine Wahrheit ist überzeugender als diese, daß Gott uns nicht betrügen kann, nicht nur, weil er im höchsten Maße gut ist, sondern weil es auch eine Schwachheit ist zu betrügen; und Gott ist aller Schwachheit unfähig. Wenn demnach Gott durch eine besondere Art des Gottesdienstes hätte verehrt sein wollen, so würde er sie uns ohne Zweideutigkeit und Verschiedenheit und vielmehr mit einer seiner würdigen Deutlichkeit und Einfachheit geoffenbaret haben. Gott hat die Welt gemacht, er hat den Menschen erschaffen. Wenn er einen besonderen Gottesdienst verlangt hätte, so würde er ihn bei der Schöpfung des Menschen vorgeschrieben. und seine Nachkommen würden ihn befolgt haben Was läßt man Gott für eine Komödie spielen. Alle Jahrhunderte haben neue Religionen entstehen sehen. und jede rühmt sich. die wahre von Gott geoffenbarte zu sein. Welcher soll man glauben? Was für ein Vergnügen würde Gott daran finden, sich einigen auf diese, und anderen auf jene Art zu offenbaren? Nein, solche Unbeständigkeit und Veränderung ist nicht Gottes Werk; er ist beständig und unveränderlich. Gott

hat die Natur gemacht, sie ist immer dieselbe gewesen, sie hat sich nicht verändert; warum sollte er der christlichen Religion, die sich für die wahre hält, so oft eine andere Gestalt gegeben haben?"

Weiter noch einen Ausspruch des großen deutschen Freiheitsdichters Friedrich von Schiller:

„Wenn du mich fragst, welcher Religion ich angehöre, so sage ich dir: Keiner von den vielen. Und wenn du mich fragst warum? Aus Religion."

Sind das nicht klare Gedanken, die an Deutlichkeit über Schillers religiöses Urteil wahrlich nichts zu wünschen übrig lassen, Herr Rölling?"

„Ja, Herr Rieke, es ist richtig, auch der große Preußenkönig war ein klar denkender, feiner Kopf. Er prägte einst den Satz:

„Jeder kann nach seiner Facon selig werden."

Es ist bedauerlich, daß das Volk den Schaden einer Fremdlehre nicht in seiner Gesamtheit erkennt und diesen Dingen erschreckend gleichgültig gegenübersteht. Das Nachsinnen und Forschen über das Jenseits überläßt es treulich den Tausenden von besoldeten kirchlichen Beamten, die Sonntag für Sonntag immer und immer wieder unter geschickter Anwendung das deutsche Gemüt ergreifender musikalischer Darbietungen das Heil dieser Lehre ihren Mitgliedern verkünden."

„Das ist nur bedauerlich, Herr Rölling, nein, das ist geradezu für das Volksleben unverantwortlich. Die Menschheit kennt nur körperliche Schäden, wie Verletzungen und Krankheiten, weil diese sich ihr durch Schmerz und andere

Formen bemerkbar machen. Doch das schleichende Gift seelischer Schädigungen, wie es unter dem Vorwand religiöser Betätigung durch machtlüsterne Priester in Form von religiösen Fremdlehren in die Völker eingeträufelt wird, bleibt ihr unerkannt. Sie sind deshalb von Gesichtspunkten eines ewigen Volkes gesehen eine ungeheure Gefahr und bedeuten in großen Zeiträumen gedacht den Untergang des Volksstaates. Nur einige wenige wache Seelen erkennen die Gefährlichkeit solchen Wirkens unter ihnen, an erster Stelle der geniale Feldherr Erich Ludendorff, der im Kampf um die Haltung seines Volkes die Mahnung prägte:

„Machet des Volkes Seele stark."

Ludendorff verlangt, die Verursacher seelischer Verkümmerungen höher unter Strafe zu stellen als köperliche Verletzungen. Und das mit Recht, denn sehen Sie, Herr Rölling, jeder der seinem Mitmenschen Schaden zufügt, wird der gesetzlichen Strafe zugeführt, während diejenigen ausführenden Organe, die das Volk seit über 1000 Jahren seelisch schädigen, ihm das Göttliche, also sein Gotterleben, zerstören und dafür eine ihm schädliche, jüdisch orientalische Weltanschauung lehren, nach wie vor ungestraft ihrem Tun sich widmen können. Muß nicht ein Volk zu Grunde gehen, dem das Heiligste seiner Seele genommen und dafür jüdische Gottesauffassungen gesetzt wird? Deshalb ist der Anspruch Friedrich des Großen:

„Jeder kann nach seiner Facon selig werden"

nur richtig für eine Religion, deren Lehre nicht zersetzend oder vernichtend auf die Seelen des Volkes wirkt. Prüfen Sie bitte selbst, ob meine Einwendung bei der uns gelehrten

Religion zutrifft oder nicht. Mein Forschen hat mir die Erkenntnis gebracht, daß diese Religion lebensverneinend ist, sie predigt die Feindesliebe, verkündet Zerknirschtheit, Unterwürfigkeit, tritt alle deutschen Sitten und Moralbegriffe, wie Ehre, Freiheit, Stolz, Würde, Treue und so weiter mit Füßen. Sie unterwirft die Frau und Mutter zur Sklavin und sieht die Welt Gottes als ein Jammertal an, durch das der sündige Mensch nach den Vorschriften seines Gottes Jehova bittend und Gnade erheischend gehen muß, um später im Himmel das ewige Leben zu erringen. Eine solche Lehre tötet den Gottesstolz in der Seele des Volkes, der ihm schon aus dem Grunde erhalten bleiben muß, um es in Stunden höchster Gefahr abwehrfähig zu erhalten. Jedes Volk singt sein eigenes Gotteslied begründet auf der Eigenart seines Rasseerbgutes. Ein Volk, das gezwungen ist, ein fremdes Lied zu singen, muß einst zu Grunde gehen. Sehen Sie, wenn ein Arzt seinen Kranken über eine drohende Gefahr aufklärt und ihm mit Rat und Anweisung zu seiner Genesung zur Seite steht, muß auch das Volk über die Gefahren und über die Folgen seiner seelischen, seiner religiösen Krankheit aufgeklärt werden. Ist unser Volk in den letzten fast 2000 Jahren seines ihm aufgezwungenen Religionskampfes besser geworden? Muß der umsichtig denkende, mit seinem Volkstum eng verwachsene Deutsche nicht erkennen, daß unser Volk von seinen charakterlich wertvollen Wesenszügen bedauerlicherweise sehr abgewichen ist? Müssen wir nicht erleben, daß trotz des heldenhaften Kampfes unserer Soldaten im Weltkriege der Sieg uns aus den Händen gerissen wird? Sind es nicht die gleichen Kräfte, die in der letzten Sekunde der Entscheidung

die seelische Geschlossenheit des Volkes versagen ließen? Gewiß läßt der Hunger die Unzufriedenheit wie ein schleichendes Gift größer und größer werden, doch allein entscheidend ist in solchen Lagen die göttliche Haltung eines Volkes, seine seelische Geschlossenheit, die sich wieder allein stützt auf sein artgemäßes Gotterleben."

„Ich bin wirklich erstaunt, Herr Rieke, über Ihre klaren Anschauungen. Es leuchtet mir ohne weiteres ein. Ein Volk seelisch untermauert von artgemäßen Grundpfeilern von seiner, sagen wir eigenen Gottesauffassung, ist auch in Stunden höchster Not unbesiegbar. Sie haben durchaus recht. Dieses gilt es zu erkennen. Sicherlich wäre der Sieg im Weltkrieg trotz der Entbehrungen uns nicht entrissen worden, wenn das Volk seelisch d. h., in seinem Gotterleben eins gewesen wäre und seinem Erbgut entsprechend klar gesehen hätte."

„So ist es, Herr Rölling, und darauf kommt es an. Wir tragen in unserer deutschen Brust andere Wertungen wie der Jude, und wenn man dem deutschen Volke durch staatlich anerkannte und besoldete also autoritäre Beamte vermittels einer fremden Lehre jüdische Wertungen als glücksverheißend verkündet, so kann es natürlich nicht ausbleiben, daß dieses Volk im Laufe der Jahrhunderte diese Wertungen übernimmt und sich dadurch, sagen wir zum künstlichen Juden umschafft. Dieses Vermögen hat der Jude klar erkannt. Da er zahlenmäßig allen Völkern weit unterlegen und seine seelische Verfassung entsprechend geartet ist, verzichtet er bei seiner Absicht, Völker zu unterjochen auf jeden kriegerischen Einsatz. Schon in fernen Zeiten besinnt er sich auf listige, heimtückische Methoden, die geschickt angewandt,

das gleiche Ziel erreichen. Zunächst gilt es, die regierenden Häupter sich dienstbar zu machen und sie von der Echtheit seiner Ideen zu überzeugen. Geld und Gold spielen dabei keine Rolle. Hat man diese in der Gewalt, dann halten seine Missionen durch eingeführte Gesetze ihren Einzug und von der Kanzel erklingt es an das Ohr staunender Deutscher: „Der Jude ist das auserwählte Volk, Palästina ist das heilige Land." Die jüdische Propagandatrommel schlägt dumpf und schwer durch die deutschen Gauen und hämmert und hämmert unaufhörlich auf die sich noch wehrenden Seelen.

Zunächst strömen zu ihnen die charakterlich minderwertigen des sich dienstbar machenden Stammes, und zwar aus dem Grunde, weil sie aus Zweckmäßigkeitsgründen Morgenwind wittern, und persönliche Vorteile zu erlangen hoffen. Später erst folgen die anderen. Durch Drohungen eingeschüchtert fügen sie sich in das Unabwendbare und glauben dem Verkünder, der es versteht, die Lehre ihnen schmackhaft unter Anlehnung an ihren alten Glauben zu machen. Hat die Fremdlehre von dem Volk erst Besitz genommen, dann ist es für den Juden sehr leicht, das Land auch wirtschaftlich sich anzueignen. Der Feldherr Erich Ludendorff sagt:

„Die Christenlehre ist die Propagandalehre für den Juden."

Ein wirklich treffender Ausspruch. Aus diesem Grunde wird es die allerhöchste Zeit, hier Wandel zu schaffen und mit Mut und Entschlossenheit an die Aufklärung heranzugehen."

Es liegt mir fern, mein lieber Rölling, Sie mit dem soeben Gesagten beeinflussen zu wollen. Es ist meine auf Grund von Studien gewonnene Erkenntnis."

„Durchaus nicht, Herr Rieke. Ich kann nur über die von Ihnen gewonnene Klarheit staunen und danke Ihnen dafür. Sie entwickeln viele Gedanken, die mir bis jetzt nicht gekommen sind. Manches wird mir jedoch klarer, was ich bis jetzt nicht durchschauen konnte."

Durch das Geräusch eines Wildes, welches plötzlich ihren Weg überquert, werden die beiden Menschen aus ihren Betrachtungen herausgerissen. Die Abendsonne sendet ihre letzten Strahlen über die blühende Heide. Ein Schwarm von Mücken, die sich in dem Schein der Abendsonne tummeln, künden einen morgigen schönen Herbsttag. Türme und Dächer des Dorfes liegen silhouettenhaft im Blickfeld der Wandernden. Ein schwüler, schöner Herbstabend liegt über der ganzen erhabenen Landschaft mit ihren so abwechselungsreichen Landstrichen und ihrer königlichen Ruhe.Ein heiliger Friede, der das Herz still stehen läßt in Ehrfurcht und Bewunderung vor der Erhabenheit göttlicher Offenbarung, hat sich über Feld und Heide, über das ganze Dorf ausgebreitet, erregte Seelen der Menschenkinder beruhigend, gleich einer fürsorgenden Mutter, die ihre Kinder behutsam unter ihren Schutz nimmt. Aus der Ferne dringt feierlich das Läuten der Abendglocken. Sie mahnen die Menschen, nunmehr von ihrer Arbeit auszuruhn und sich auf sich selbst zu besinnen.

Durch die rege, gemeinsam interessierende Unterhaltung ist die Zeit schnell verstrichen, und schneller als sie gedacht, sind Förster Rieke und Lehrer Rölling an der Wegkreu-

zung kurz vor dem Dorf angelangt, die sie zur Trennung mahnt.

„Herr Rölling", unterbricht ihn Förster Rieke, „leider müssen wir uns hier trennen, es hat mir viel Freude bereitet, wieder mit Ihnen einige Stunden der inneren Erbauung verlebt zu haben. Ich hoffe, Sie nicht gelangweilt zu haben. Vielleicht können wir das Thema später einmal fortsetzen, wenn Sie wollen. Leben Sie wohl."

„Darüber würde ich mich außerordentlich freuen. Gerade derartige lehrreiche Unterhaltungen lassen auch mich immer tiefer in die für uns so wichtige Sache eindringen. Sie selbst haben sich zu einer reifen Anschauung und zu einem Entschluß durchgerungen. Sie haben es geschafft und sind glücklich darüber. Mir fehlt noch so manches, worüber ich mir noch Klarheit verschaffen muß. Aus diesem Grunde würde ich es sehr begrüßen, wenn Sie mir später Gelegenheit geben würden, mich mit Ihnen weiter aussprechen zu können. Doch nun leben Sie wohl. Auf recht baldiges Wiedersehen."

Lehrer Rölling schwenkt von der Landstraße ab und lenkt seine Schritte weiter über einen Weg, der hinter den Gärten der Dorfhäuser liegt und sich oftmals in vielen Windungen durch die Grundstücke der einzelnen Besitzer schlängelt. Gedankenvoll nähert er sich seiner Gartentür. Er hat soeben die letzte Wendung des Weges genommen, als er plötzlich am Ende des nun vor ihm liegenden Weges zwei Menschen in sein Blickfeld treten sieht, die in der gleichen Richtung zu gehen scheinen. Lehrer Rölling bleibt stehen und betrachtet scharf die vor ihm gehenden Silhouetten. Irrt er sich nicht, ist

das nicht seine Tochter Rotraut? Ja, er erkennt sie genau. Deutlich bemerkt er, wie sie den Arm in den ihres Begleiters gelegt hat. Aber wer mag nur der Auserwählte sein? Das Paar biegt soeben in die Gartentür seines Grundstückes ein, und jetzt erkennt Lehrer Rölling ohne jeden Zweifel ihn als den Sohn Rolf des Bauern Schulte. Ein Schauer durchzuckt seinen Körper. Wie ist es möglich, der Sohn jener fanatischen, religiösen, frömmelnden Bäuerin, einträchtig an der Seite einer Ketzerin? Lehrer Rölling sieht darin eine Gefahr. Er kennt nur zu gut den Einfluß eines Mannes auf die Seele einer ihm in Liebe ergebenen Frau und weiß wohl, daß diese in ihrer



natürlichen Zuneigung für alle Mahnungen und alle Bedenken seitens der Eltern unzugänglich ist und blindlings ihrem Manne folgt. Liebe macht blind, heißt ein altes, ewig wahres Sprichwort.

Behutsam schreitet der Lehrer weiter und setzt sich ermüdet auf die Bank, die sich rechts am Eingang des Gartens befindet. Er will sich soeben seinen Sinnen hingeben, als aus seiner Gartenlaube Laute zu ihm hinüberdringen. Gespannt horcht er hin.

„Glaubst du Rotraut, daß ich dich lieb habe? Du sollst meine Frau werden. Könntest du nicht aus Liebe zu mir katholisch werden? Du glaubst gar nicht, wie schön es bei uns in der Kirche ist. Besuch doch einmal unseren Kaplan, der wird sich bestimmt freuen, dich zu sehen und dich gern in das Wesen unserer Kirche einweihen. Meine Mutter würde nie zugeben, daß ich eine Protestantin heirate, das ist das einzige Hindernis, das zwischen uns liegt."

Lehrer Rölling fiebert vor Aufregung. Da dringt wie ein Glockenspiel die Stimme seiner Tochter an sein Ohr:

„Rolf, wenn du mich wirklich lieb hast, dann mußt du für mich kämpfen. Nein, Rolf, katholisch kann ich nicht werden. Die Liebe ist kein Handelsobjekt, das man von irgendwelchen Bedingungen abmacht. Die Liebe ist göttlich, sie ist frei. Das Herz muß zum Herzen sprechen, und es muß einen harmonischen Klang geben. Wenn du unsere Verbindung von einer Aenderung meiner Gesinnung abhängig machen willst, dann ist deine Liebe nicht groß. Nein, das kann ich auch meinem Vater nicht antun. Du weißt, daß ich dich sehr, sehr lieb habe, aber mich in meinen heiligsten Gefühlen in der verlangten Form zu ändern, vermag ich nicht."

„Ja, liebste Rotraut, ich habe sehr oft mich mit diesem furchtbaren Gedanken herumgequält. Ich habe gegrübelt, jeden und jeden Abend denke ich darüber nach. Es ist mein letzter und mein erster Gedanke. Aber laß mir Zeit. Ich weiß, es ist ein furchtbarer Kampf, der mich erwartet. Mutter und der Kaplan werden mit allen Mitteln gegen mich sein, aber Vater wird mich vielleicht verstehen. Er ist in dieser Sache nüchterner und klarer, das ist meine Hoffnung. Ich werde für dich kämpfen und dich nie verlassen, komme, was da wolle.

Sie sind beide aufgestanden und in dem Garten verschwunden.

Lehrer Rölling will vor Freude vergehn. Ja, seine Kinder wissen, was sie wollen. Das hat Rotraut großartig gemacht. Erleichtert erhebt er sich und geht schweigend seiner Wohnung zu. Stumm, innerlich freudig erregt, setzt er sich an seinen Flügel und feierlich klingt Beethovens Eroika durch den friedlichen Raum.

Die letzten Strahlen der Abendsonne dringen durch das Fenster und bestrahlen siegesfroh das markante, ehrwürdige Haupt des Lehrers Rölling. Unbemerkt ist Rotraut in das Zimmer hereingekommen. Sie setzt sich still auf die Eckbank des Raumes und lauscht ergriffen den Tönen der wunderbaren Klänge ihres Vaters. Lehrer Rölling ist zu Ende. Er erhebt sich, reicht seiner Tochter die Hand und streicht ihr über das schöne brünette Haar. Ihre leuchtenden Augen treffen die seinen. Nochmals faßt er ihre beiden lieben Hände, als wolle er ihr Dank sagen, doch vermag er es nicht, ein Wort über seine Lippen zu bekommen. Feierlich ist ihm zumute, und still verläßt er das Zimmer.

Dort, wo die Landstraße zu dem Nachbardorf Sienhagen von der Hauptstraße abzweigt, liegt am Eingang unseres Dorfes Eichelhorst, traulich im Grünen gebettet, das Gasthaus zur Linde. Ein alter, verträumt anmutender Fachwerkbau mit spitzem Giebeldach und großem Eingangstor, eine ehemalige Scheunentür, die von einem reichlich mit Schnitzerei versehenen Balkenrahmen eingefaßt ist. In großen gotischen Buchstaben steht auf dem oberhalb der Tür befindlichen Querbalken der Spruch: „Herr, segne dieses Haus!" Die täglich zu benutzende Haustür ist stilgerecht und zweckentsprechend in der Mitte dieses eindrucksvollen Tores angebracht. Wer das Gasthaus betritt, gelangt zunächst in eine große Diele, den ehemaligen Viehstall, in welcher sich einige Tische und Stühle für den sogenannten Durchgangsverkehr befinden. Die Schenke liegt auf der entgegengesetzten Seite der Haupttür und ist durch ein großes Schiebefenster in der Rückwand mit der Küche verbunden. Durch eine Glastür, die sich auf der rechten Seite der Diele befindet, gelangt der Besucher in einen sauber und behaglich hergerichteten kleinen Gastraum, der für die Honorationen des Dorfes besonders bestimmt ist. Ein runder Stammtisch mit einer reichlich verschnitzten Buchentischplatte zeugt von mancher feuchtfröhlichen Tafelrunde. Ja, wenn alle die an diesem Tisch erörterten Weisheiten hochsprechender Biertischstrategen in Erfüllung gegangen wären, die Welt würde stille stehn von der Fülle irrender und unvollkommener menschlicher Wunschträume.

Auf der linken Seite der geräumigen Diele führt eine Tür in eine zweite kleinere Gaststube, die hauptsächlich die einfacheren Leute zu benutzen pflegen. Hieran anschließend befindet sich die einzige wohlgepflegte Kegelbahn des Dorfes, die erwartungsgemäß von den Dorfbewohnern sehr stark in Anspruch genommen wird. Vor der Gaststube beschattet eine riesige, prachtvolle Linde mit ihrer sich weit ausbreitenden eindrucksvollen Baumkrone eine rings um den schweren Stamm angebrachte Ruhebank. Als Wächterin und gleichzeitige Urheberin der Namensbenennung dieses Wirtshauses ladet sie den vorübergehenden frohen Wandergesell ein, sich unter ihrem Schatten ein wenig auszuspannen. Das Gasthaus zur Linde war ehemals ein sogenanntes Heuerhaus, wie es in niedersächsischen Landen genannt wird. Sein damaliger Besitzer gestaltete daraus jedoch, um einem Mangel abzuhelfen, eine dem Charakter der Gegend geschmackvoll angepaßte Wirtschaft.

Heute ist der Wirt August Piepenbrink guter Laune. Er ist, wie man zu sagen pflegt, ein Original und hat für jeden Gast einen kleinen Scherz stets auf Lager. Das volle, glattrasierte Gesicht glänzt wie eine Speckschwarte und zeigt in der Verlängerung eine dem Vollmond ähnelnde Glatze. Wer es wagt, auf diese Manneszierde anzuspielen, erhält immer die schlagfertige Antwort: „Die größten Pinsel haben die meisten Haare." Der Leibesumfang macht seinem Beruf alle Ehre, und August Piepenbrink stellt mit seinen 2 Zentnern wirklich einen stattlichen Wirt dar, dessen Tüchtigkeit weit über die Grenzen seines Dorfes bekannt ist. Ihm zur Seite schaltet seine nicht weniger umfangreiche Frau, Lisette, die das Amt der Küche

zu betreuen hat und hier mit viel Umsicht und Fleiß für die Erfüllung der Wünsche ihrer Gäste besorgt ist. „Min Lisette ist doch en brav Wicht", pflegt August Piepenbrink des öfteren zu sagen und versäumt dabei nie, seiner Lisette auf das bessere Teil ihres umfangreichen Körpers zu klopfen. „Du bis unwis, Oller, laot de Fiesematenten", ist Lisettes prompte Antwort, und schwupp schlägt sie ihn dabei auf die schönen, runden Speckbacken.

Unter den fleißigen Händen beider Wirtsleute ist es erklärlich, daß der Gasthof zur Linde als ein in der ganzen Umgegend sehr bekanntes, gutes und beliebtes Lokal genannt wird.

Heute ist Großbetrieb im Gasthaus zur Linde. Das Dorf feiert sein diesjähriges Schützenfest. Zu diesem Zweck hat August Piepenbrink auf seiner Wiese ein großes Zelt bauen lassen, um dem starken Besuch und der Tanzeslust von jung und alt gerecht zu werden. Das Schützenfest ist in dem Dorf Eichelhorst ein wahres Gemeinschaftsfest. Ob reich, ob arm, alles beteiligt sich zwanglos an dieser Dorffeier, um im Kreise der Bewohner einige harmlos fröhliche Stunden zu genießen.

Morgens in aller Frühe werden die Einsessigen durch Böllerschüsse geweckt. Daran anschließend marschiert eine bestellte Blaskapelle mit mehr oder weniger klangvollen Melodien durchs Dorf, um dafür zu sorgen, daß sich alle Mitglieder des Vereins auf ihre Pflicht besinnen, die Zeit nicht zu verschlafen und pünktlich zum Abmarsch zu erscheinen.

Punkt 8 Uhr tritt die Schützengilde an der alten, ehrwürdigen Kaisereiche an. Mit flotter Marschmusik im

Schmucke der Schützenuniform und mit geschultertem Gewehr, den Schützenhut geschmückt mit Eichenlaub, geht es in froher Laune zum sogenannten Scheibenstand. Das Ausschießen des Schützenkönigs macht dem Vorstand sehr viel Kopfzerbrechen, geht es doch in erster Linie darum, einen König ausfindig zu machen, der im Bewußtsein seiner Würde auch das nötige Verständnis für die flüssigen Bedürfnisse seiner Schützenbrüder aufzubringen und zu diesem Zweck das hierzu nun einmal notwendige Kleingeld herbeizuschaffen vermag. Für das leibliche Wohl und für den guten Schluck sorgt Vater Piepenbrink in der ihm eigenen wohlbekannten Weise, und so ist es nicht verwunderlich, daß unsere lieben Schießfreunde in kürzester Zeit sich einer recht gemütlichen und heiteren Stimmung erfreuen.

Ja, dieser Alkohol, der Völkervernichter, führt wahre Wunder der Einigkeit aus. Dorfbewohner, die sich im alltäglichen Leben kaum den Tagesgruß bieten, sieht man in schönster Eintracht, teils eng umschlungen, patriotische Lieder schmettern, alles Uneinende zwischen ihnen vergessend. Andere wieder sitzen zu Dreien oder Vieren an einem Tisch und spielen Skat oder Doppelkopp. Dabei wird dem Ernst und der Wichtigkeit des Spiels Ausdruck verliehen, indem je nach der erreichten Wirkung des Alkohols und temperamentvollen Veranlagung des einzelnen durch mehr oder weniger beeindruckte Faustschläge die bedauernswerte Tischplatte bearbeitet wird. An einem runden Tisch in der Ecke des Raumes sitzen die Bierstrategen, die durch lautes Schreien und Gestikulieren die Politik des Staates fertig machen in dem Bemühen, vermittels des lauteren Sprachorgans die Beteiligten zu überschreien und somit

als der Maßgebende und Sieger aus diesem edlen Wettkampfe hervorzugehen. Auch hier ist wieder die merkwürdige Wirkung des Alkohols festzustellen. Schützenbrüder, die im alltäglichen klaren Zustande wortkarg sind, zeigen in der Weinlaune eine ungeahnte Beredsamkeit. Ebenso liegen die Dinge umgekehrt.

Der Förster Rieke hat sich zum erstenmal nach vier Jahren seit dem Ableben seiner Frau wieder an dem Fest beteiligt. Es ist sein Wunsch, seine nunmehr 16=jährige Tochter Heide an den kleinen Freuden des Lebens teilnehmen zu lassen, und deshalb beschließt er, mit seinen Kindern an dem Schützenfest teilzunehmen, worüber natürlich beide sehr erfreut sind.

Förster Rieke ist in der Kunst des Schießens ein wahrer Könner, und so ist es nicht verwunderlich, daß er sich unter den drei besten Schützen befindet. Der Vorstand atmet erleichtert auf, denn die zum Schützenkönig nunmehr noch umzuschießenden Kandidaten erfüllen die an sie gestellten Erwartungen und sind ihm in jeder Weise angenehm. Dem Umschießen kann er somit ohne Eingriffe in Ruhe entgegensehn. Beim ersten Gang scheidet der dritte aus, und es bleibt noch der Endkampf zwischen Förster Rieke und dem Dorfschmied, der jedoch zu Gunsten des Försters mit 36 Punkten entscheidend endet.

Ein lauter, herzzerreißender Fanfarentusch kündet der Schützengilde den soeben gekrönten Schützenkönig. Förster Rieke läßt sich nicht lumpen. Er spendet zunächst für den ganzen Verein einige Faß Bier, um mit diesem edlen Naß dem Bedürfnisse seiner Kameraden Rechnung zu tragen. Inzwischen sind Kuriere zum Forsthaus geeilt, um dort die

Königskrönung zu verkünden. Heide ist überglücklich, ihren Vater nach so langer Zeit wieder froh zu wissen, und mit Eifer und Fleiß bereitet sie die Schmückung des Hauses vor.

Auf dem Schützenstand herscht ein fröhliches, übermütiges Treiben. Die große Gratulationskur mit heiteren, überschwenglichen Reden ist im vollen Gange. Gläser klingen und zerspringen. König Ernst I. hat große Mühe, sich übermäßigen Genusses des edlen Weines zu entziehen, denn immer und immer wieder erklingt ein dreifaches Hoch auf ihn im Sinne einer langen glückhaften Regierungszeit. Für den alkoholisierten Biermagen hat August Piepenbrink, der Wirt, die traditionellen Würstchen mit Kartoffelsalat nicht vergessen, und es ist wahrlich ein erheiterndes Bild für den nüchternen Zuschauer zu sehen, wie geschickt die schwankenden Schützenbrüder in der einen Hand den mit Kartoffelsalat gefüllten Pappteller und in der anderen Hand August Piepenbrinks Qualitätsbratwürstchen ihre gerade Haltung unter Beweis zu stellen versuchen.

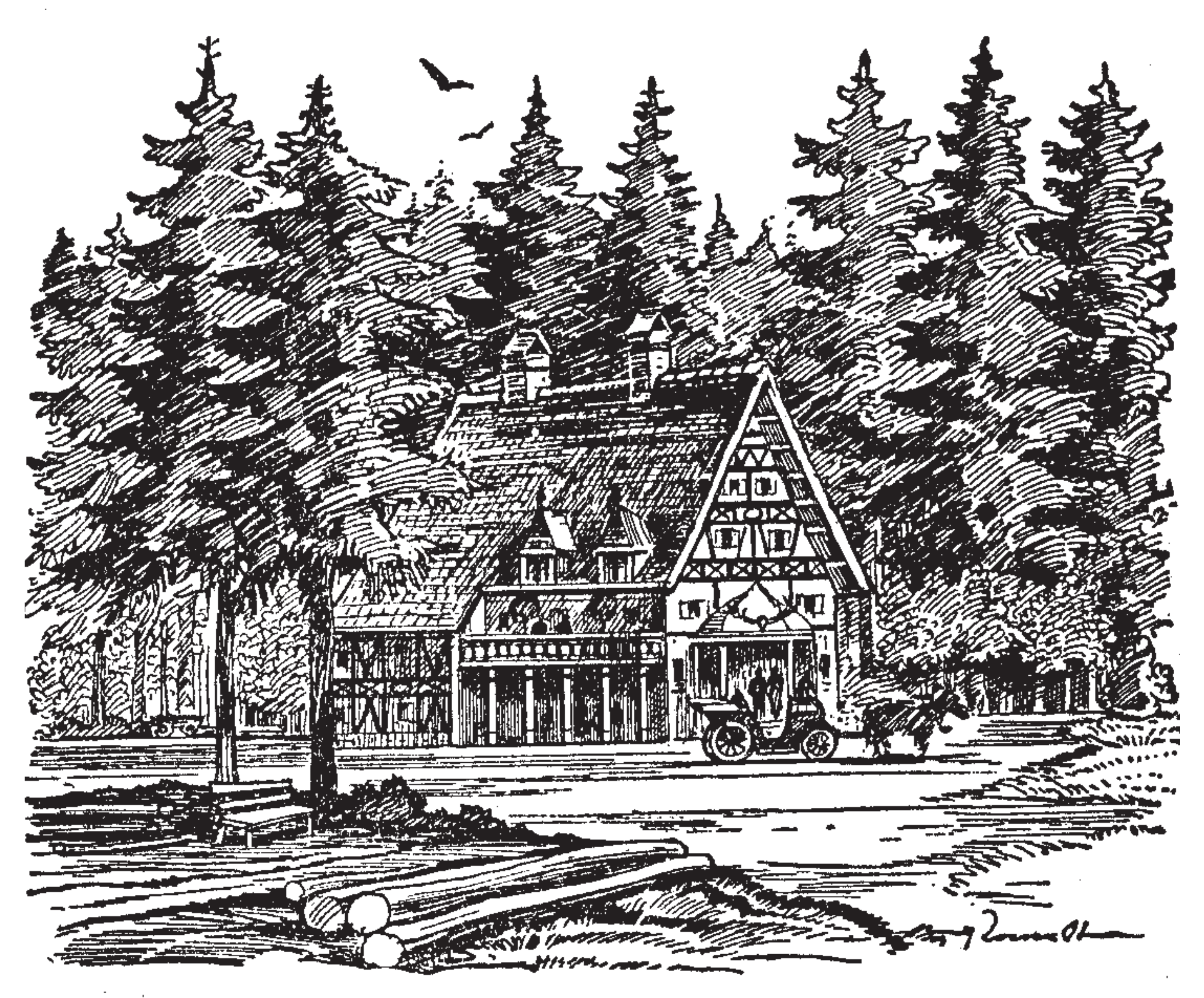
Mit Uebermut, Fröhlichkeit und Lebensfreude vergehen schnell die vom Wetter begünstigten Stunden. Da ertönt das Signal zum Sammeln, um den Rückmarsch ins Dorf zur Wohnung des Königs und weiter zum Gasthaus zur Linde anzutreten. Doch der Erfüllung dieser Anordnung stehen sehr viele Schwierigkeiten entgegen. Der Herr Hauptmann hat seine größte Mühe, die ganze trunkene Schar edler Brüder zusammenzutrommeln. Mancher der braven Schützen ist infolge des starken Alkoholgenusses in den naheliegenden Wald hilfesuchend geeilt, um den Versuch zu unternehmen, seinen bedauernswerten Zustand durch mancher-

lei Eingriffe zu korrigieren und sich Erleichterung zu verschaffen. Alt eingefleischte Junggesellen wiederum wollen sich in ihrem Fanatismus nicht im Skatdreschen stören lassen, so daß es eines energischen Eingreifens des Vorgesetzten bedarf, um die fröhliche Gesellschaft einigermaßen geschlossen zum Antreten zu bringen. Doch glücklich ist es geschafft, und mit kräftig schmetternder Marschmusik, voran König Ernst I. geht es ins Dorf. Ueber dem Schützenzug liegt eine durchaus übermütige, fröhliche Stimmung, die ihren Höhepunkt erreicht, wenn die Kapelle das Marschlied anstimmt: „O, Hannes wat en Haut, de Haut de hev en Daler kost, Daler kost, Daler kost, de Haut de hev en Daler kost un niergentwintig Paund". Voller Begeisterung singt die ganze Schar mit mehr oder weniger harmonisch klingenden Stimmen mit, und manchmal scheint der Uebermut kaum gebändigt werden zu können. Anschließend wird nach alter Ueberlieferung den menschlichen Bedürfnissen Rechnung getragen und durch eine kleine Haltpause dem Zwange folgend, ihnen freien Lauf gelassen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich, wie es meistens üblich ist, ein kleiner lustiger Zwischenfall. Heute ist es Oettken Ziegenstrauch, das Schneiderlein des Dorfes, der sich etwas zu weit von der Gilde entfernt hat. Er ist die Wiese heruntergelaufen, um hinter einer Weide, die an einem Tümpel der Schweinewiese eines Dorfbauern steht, bescheiden, wie es seine Art ist, Deckung zu nehmen. Durch seinen Rausch ist ihm entgangen, daß im Schlamm des Tümpels, die an sich heiß begehrten Borstentiere wateten, um sich an dem kühlen Naß in ihrer Art von der Hitze des Tages zu erfrischen. Plötzlich erschallt das Sammelsignal,

und bevor Meister Ziegenstrauch sich zurechtfindet, sitzt er mit beiden Beinen auf dem Rücken eines, von dem Trompetenton aufgeschreckten edlen Tieres und hält sich krampfhaft an den Ohren des Schweines fest, um einen Absturz zu verhindern. Doch, o Schreck, das Tierchen dreht sich plötzlich herum, und wie es so oft das Unglück will, fliegt Papa Ziegenstrauch kopfüber in den Tümpel, wahrlich ein Bild zum Ergötzen. Einige Schützenbrüder haben glücklicherweise dieses sich vor ihren Augen abspielende Lustspiel erheiternd verfolgt und ihren Beifall durch kräftigen Anreiz der Lachmuskeln Ausdruck verliehen. Diese an sich verständliche Haltung erfährt jedoch eine Veränderung, als Meister Ziegenstrauch nach einer geraumen Zeit nicht erscheint. Wie ein Wiesel eilen sie zum Wiesentümpel, und es gelingt ihnen nur mit der größten Anstrengung ihn aus dem Morast zu ziehen. Ja, der Anblick ist zum Erweichen. Meister Ziegenstrauch, vollkommen schmutzig, durchnäßt, hat wirklich Pech und ist außerdem noch dem Spott und dem Gelächter seiner Schützenbrüder ausgesetzt. Aber Ziegenstrauch hat Humor. Schnell reinigt er sich, so gut es ihm möglich ist ist, setzt sich stolz auf die Schultern zweier Kameraden, und weiter geht es mit schmetternder Musik vergnügt zum Forsthause, wo Heide die Ankunft ihres zum König gekrönten Vaters mit Stolz erwartet.

Heide hat, wie es immer ihre Art ist, alles festlich und geschmackvoll hergerichtet. Mit Unterstützung einiger Forstarbeiterinnen ist um die Haustür eine aus Tannengrün hergestellte Girlande angebracht, die oberhalb der Tür ein Schild mit Aufschrift: „Willkommen dem Schützenkönig" trägt. Im Arbeitszimmers des Vaters ist der Tisch festlich

geschmückt, um dem König und seinem Gefolge dem seiner Würde und seiner Stellung zukommenden Empfang zu bereiten. Inzwischen ist die Schützengilde an das Forsthaus, der Burg des Königs, herangerückt. Kurze Kommandos erschallen, und unter der Musik des Präsentiermarsches begibt sich König Ernst I. mit seinem Stabe in die Woh-



nung. Heide empfängt ihren Vater glückstrahlend, beglückwünscht ihn und begrüßt herzlichst die beiden Ordonanzen des Königs, unter denen sich Rolf Schulte, des Bauern Schultes ältester Sohn, befindet. In gehobener Stimmung wird schnell ein Imbiß eingenommen. Gläser erheben sich und erklingen zum Wohle des neuen Herrschers, ihm eine

lange und glückliche Regierungszeit wünschend. Der König mit seinem Gefolge wenden sich nunmehr der draußen wartenden Gilde zu. Kurze Kommandos erschallen, und in fröhlicher Laune und mit schmetternden Fanfaren marschiert die ausgelassene, angeheiterte Gesellschaft zum Gasthaus zur Linde, wo August Piepenbrink bereits mit frischen Getränken aufwartet. Der frische Trunk ist Labsal auf die Gemüter der Teilnehmer und bildet einen würdigen Schlußakt des ersten morgendlichen Teiles unseres Schützenfestes.

Das plötzliche Wiedersehen mit Rolf Schulte hat Heide trübe gestimmt. Alte, liebe Erinnerungen steigen in ihr Bewußtsein. Sie muß sich selbst gestehen, daß ihre Gedanken sehr oft in jener Stunde verweilen, als zum allerersten Male ein zarter Frühlingshauch ihr junges Herz durchzog. Ihre Gedanken an Rolfs Bruder, Hans, sind von Jahr zu Jahr häufiger geworden. Damals war sie freilich noch ein recht junges Ding gewesen, aber trotz ihrer Jugend spürte sie schon eine Zuneigung zu ihm, deren tieferen Sinn sie selbst seinerzeit nie geahnt hat, der aber jetzt sie öfter an ihren früheren Schulkameraden erinnern läßt. Wo mag Hans nur stecken? Warum hat sie sich nicht nach ihm erkundigt? Sie weiß es eigentlich selbst nicht, warum. Hat Hans ihr nicht vor vier Jahren am Grabe ihrer Mutter gesagt, daß er sie nie wieder sehen würde? Und sie versucht, ihn zu vergessen. Doch immer wieder erfüllt dieser Gedanke ihr junges Herz mit tiefem Weh, und ein leises Sehnen nach ihm durchzieht wie ein zarter Frühlingshauch ihre keusche Seele.

Ja richtig, heute nachmittag geht sie zum ersten Mal mit ihrem Vater zum Schützenball. Heute wird sie von Rolf alles erfragen, was ihr fieberndes Herz über Hans zu wissen begehrt. Heide ist ein blühendes Mädel geworden, ein junger Frühling mit all seinen Freuden und all seiner Schönheit, eine Knospe, die ihrer Erfüllung wartet. Während in ihrem fein geschnittenen Gesicht sich unmerklich Willenszüge ihres Vaters auszuprägen scheinen, sprudelt ihre Seele wie ein reiner Quell all die guten und lieben Charakterzüge ihrer verstorbenen Mutter hervor. Zwar sind ihre einstigen blonden Flachszöpfe verschwunden, aber das herrliche blonde Haar hängt wie Goldfäden gelockt breit bis zu ihren Schultern herab. Vater Rieke ist stolz auf sein Töchterchen, und es ist verständlich, daß seine Sorgen und Mühen nur dem Ziele dienen, die Kinder glücklich zu wissen. Er scheut keine Auslagen, um ihnen die geeignete Ausbildung angedeihen zu lassen. Sein jetzt neunzehnjähriger Sohn Harald hat am Ostarafest sein Abitur mit gut bestanden, und widmet sich jetzt dem Forststudium, während Heide die Oberschule der Kreisstadt besucht und bereits die Unterprima erreicht hat. Besonders widmet sie sich mit großer Leidenschaft der Gesangeskunst, in deren Grundgedanken sie zunächst durch eine ältere Gesanglehrerin in der Kreisstadt eingeführt wird. Heides Leistungen überragen bei weitem den Durchschnitt. Die Lehrerin ist außerordentlich zufrieden mit ihr, und oftmals muß sie bei Schulfestlichkeiten mit ihrem Gesang die Feiern verschönern, der stets bei allen Anwesenden mit großer Bewunderung aufgenommen wird. Es ist somit wohl erklärlich, daß Heide von ihren älteren Mitschülern, sowie von vielen außerhalb der

Schule stehenden männlichen Bekannten heiß umschwärmt wird, besonders ist es Kurt Schenker, der Sohn des Forstmeisters Schenker, der sich der Juristerei zugewandt hat und sich die größte Mühe gibt, Heides Interesse zu wecken. Aber alle diese Bewerbungen vermögen nicht, ihr Herz tiefer zu bewegen. Sie ist mit ihren Bekannten freundlich und kameradschaftlich und findet stets den richtigen Takt, ihnen in ihren Bemühungen zu begegnen.

Heide hat sich in dem Sessel des Wohnzimmers niedergelassen, der ihr durch ein Fenster einen weiten Blick auf den Weg gewährt, welcher zum Dorf hinführt. Sinnend schaut sie in den grünen schweigenden Tannenwald, erfüllt mit Gedanken, die sie froh und dann wieder traurig stimmen. Ach, wie schön wäre es doch, wenn Mutti noch lebte, wenn ich mit ihr all meine Herzenswünsche besprechen und sie Anteil nehmen könnte an den kleinen Sorgen, Leiden und Freuden, die mich bewegen. Vater kommt sich doch manchmal sehr einsam vor. Es fehlt doch wohl die Seele des Hauses. Gewiß gebe ich mir die größte Mühe, alle Wünsche des Vaters zu erfüllen, ihm sein Heim gemütlich zu gestalten, aber trotzdem vermag ich es scheinbar nicht zu verhindern, das ihn so oft überfallende Einsamkeitsgefühl aufkommen zu lassen. Mein Studium wird mich bald von der Heimat trennen und mich unfreiwillig zwingen, Vater allein zurückzulassen. Wäre es nicht das beste, wenn Vater sich jetzt schon nach einer tüchtigen Haushälterin umsehen würde, die ihm auch geistig nahe stehen könnte?

Heide ist mit diesem Gedanken so beschäftigt, daß sie den Eintritt ihres Vaters gar nicht bemerkt hat.

„Guten Tag, Heide, Du hast wohl sicherlich schon auf mich gewartet, aber Du weißt, ein König ist immer stark beschäftigt, und die Untertanen wollten mich nicht laufen lassen." Der Förster spricht es in fröhlicher Laune.

„Das ist durchaus unwesentlich, Vater, das Essen habe ich warm gestellt. Setz' Dich nur schon an den Tisch, es wird gleich aufgetragen. Willst Du Dich nicht nach dem Essen ein Stündchen hinlegen, damit Deine Nerven sich ausruhen und Du wieder frisch wirst? Das Fest beginnt doch wohl erst um vier Uhr? Aber sag' doch mal Vater, wen hast Du Dir zur Königin auserkoren?"

„Ja, mein liebes Töchterchen, vielleicht wirst Du Dich über meine Wahl wundern, aber ich halte sie für die einzig richtige. Lange habe ich überlegt, welcher Dorfschönen ich den Königsthron anbieten soll. Jetzt habe ich die Wahl getroffen. Gewiß, es gibt mancherlei Bedenken, die vielleicht dagegen sprechen, und ich war im Zweifel, ob sie die Wahl überhaupt annehmen würde, doch es ist alles gut gegangen."

„Nun bin ich aber neugierig, Vater, sprich doch."

„Es ist Ilse Schulte. Du wirst erstaunt sein Heide. Sicherlich wird sie einen leidenschaftlichen Kampf mit ihrer Mutter auszufechten gehabt haben, denn überlege doch mal, Heide, ich, der abtrünnige Christ, der Ketzer, mit der Tochter einer frommen, fanatischen Katholikin, das ist gewiß vom Standpunkt der Bäuerin gesehen ganz unmöglich. Beide sind wir zwar Deutsche gleichen Blutes, aber die Kirche urteilt, nicht nach der Rasse, sondern allein nach der gemeinschaftlichen Religionszugehörigkeit. Die Ehe eines katholischen Deutschen mit einer katholischen Negerin ist ihr lieber, als

diejenige eines solchen mit einer anders denkenden deutschen Frau. Im ersten Fall gibt sie ihre Zustimmung und ihren Segen, im zweiten Fall erklärt sie die Ehe für ungültig und erkennt sie nicht an. Das ist zwar ein unglaublicher Zustand, aber es ist nun mal so."

Der Name Schulte läßt wieder in Heide liebe Erinnerungen wach werden, und schnell antwortet sie:

„Vater, die Wahl kann ich nur aufrichtig gutheißen, so wie ich Fräulein Schulte kenne, wird sie sich durchgesetzt haben. Ich freue mich sehr, das schöne Königspaar gleich in Augenschein nehmen zu können. Doch nun, Vater, wollen wir uns noch ein wenig ausruhen, damit wir nachher wieder erfrischt zum Schützenfest fahren können."

Im Gasthaus zur Linde herrscht bereits ein fröhliches Treiben. Aus dem Zelt klingt die Tanzmusik des Blasorchesters in mehr oder weniger harmonischem Zusammenspiel. Die Jugend ist fast vollzählig erschienen, und im wirbelnden Fluge schwingen die Dorfjünglinge die Schönen ihres Heimatortes. Die Sitzplätze und Tische sind im Zelt so angeordnet, daß in der Mitte eine große Tanzfläche genügend Raum für die körperliche Bewegung bietet. Eine Anzahl der Teilnehmer hat mit ihren Angehörigen schon Platz genommen. Zwanglos läßt sich jeder Gast dort nieder, wo er sich wohlfühlt, und mit ihm bekannten oder verwandten Einwohnern recht gemütlich einige Worte plaudern kann. In der Mitte der Querreihe sind zwei Sessel, mit Tannengrün geschmückt, für das Königspaar freigehalten. Die draußen einsetzende Lebhaftigkeit scheint dem Nahen des Herrscherpaares vorauszugehen und richtig, jetzt dringen jubelnde Zurufe in den Saal. Ein Trompeten-

signal kündet die Ankunft des Königspaares, das jetzt dem Wagen entsteigt und majestätisch durch die Reihe der jubelnden Teilnehmer in den Saal eintritt. Der König, Förster Rieke, führt seine Königin, Fräulein Ilse Schulte, zu den für das Paar bereitstehenden Sesseln. Rechts von der Königin hat der Bauer Wilhelm Schulte seinen Platz eingenommen, während Heide an der linken Seite ihres Vaters sitzt. Heide überfliegt mit einem Blick den ganzen Saal, und mit innerer Freude stellt sie fest, daß fast ihre ganzen Jugendfreunde anwesend sind. Das Schützenfest fällt gerade in die Semesterferien, wodurch es den studierenden Söhnen des Dorfes möglich ist, an diesem sogenannten Volksfest teilzunehmen. Weder Dieter Schenker, noch Werner Rölling dürfen hier fehlen. Sie sitzen mit ihren Schwestern Irmgard und Rotraut vergnügt bei den Eltern und warten auf den Beginn der Tanzmusik. Rolf Schulte sitzt neben seinem Vater, und Harald Rieke, der neben Heide Platz genommen hat, wirft verstohlene Blicke hinüber zum Platz des Oberförsters Schenker, wo seine Tochter Irmgard sich krampfhaft bemüht, das vor ihr liegende Programm ausgiebig zu studieren, während sie zeitweise mit einem Auge verstohlen hinter dem Blatt zu Harald hinüberschielt und unbemerkt seinen Blicken begegnet. Nur einer fehlt, Hans Schulte. Heide schaut seitlich zu Rolf Schulte hinüber, der sich gerade angeregt mit seinem Vater unterhält. Ihren Vorsatz, sich heute bei Rolf nach seinem Bruder Hans zu erkundigen, hat sie nicht vergessen. Er drängt zum Entschluß. Heide ist wieder im Begriff, sich wehmütigen Erinnerungen hinzugeben, als die Musik die ersten Takte zu spielen beginnt. Der erste Wal-

zer gilt dem Königspaar und Förster Rieke führt seine Königin mit dem ihm eigenen Temperament leicht und sicher über den Tanzboden. Ach, wie sie die Köpfe zusammenstecken jene neunmalweisen, neugierigen, eifernden Dorfansässigen und Klatschbasen, jene Lokalblätter, die leider in jedem Städtchen ihr Unwesen treiben und jedesmal dort zu finden sind, wo sie Wind für ihre klappernden Mühlen wittern. Sie wissen alles früher, besser und ausführlicher. Ihre krankhafte Phantasie läßt aus kleinen unbedeutenden Anlässen äußerst wichtige Begebenheiten erscheinen, die natürlich nicht öffentlich, sondern ganz vertraulich jedem Mitmenschen, der sie wissen oder nicht wissen will, ins Ohr geflüstert werden mit dem höflichen Ersuchen, es unter keinen Umständen weitersagen zu wollen. Neid, Haß, Mangel an Charakter sind die Triebfeder solchen verwerflichen Handelns, mit dem einzigen Ziele, seinem Mitmenschen unbedingt Schlechtigkeiten aufzubürden. Das geschieht in der Form, daß man zunächst lobender Weise seines Mitmenschen gedenkt, dann aber sehr bedauert und es betrüblich findet, ihn solche Wege gehen zu sehen. Allein auf diese Weise ist es im Dorf längst bekannt geworden, daß Ilse Schultes Entschluß, nach Aufforderung des Försters Rieke seine Königin zu werden, heftigen Widerspruch bei der Bäuerin verursacht und diese es deshalb abgelehnt hat, an der Feier teilzunehmen. Die Bäuerin ist nicht erschienen.

Es gibt jedoch unter den Dorfbewohnern auch noch aufrichtige, gerade Charaktere, in denen das deutsche Erbgut, seinem Mitmenschen jederzeit beizustehen, nicht ausgestorben ist. Sie meinen es ehrlich mit ihren Betrachtungen und stellen fest, daß das Königspaar doch eigentlich ein

recht stattliches Paar darstellt. Ihre Wünsche begleiten den vereinsamten Förster an der Seite dieser prächtigen Frau. Solche ehrliche Auffassungen stehen allerdings nur vereinzelt da, in den meisten Fällen ist festzustellen, daß die heimliche Wühlarbeit des Priesters gegen den Förster nicht vergeblich gewesen ist. Das Wirken im Beichtstuhl trägt segensreiche Früchte. Ist es nicht eine dankbare, verpflichtende Aufgabe, die Seelen der Gläubigen auf die Gefährlichkeit des Abweichens vom geraden Weg hinzuweisen, sie durch Strafandrohungen zu verängstigen und sie dadurch an sich zu fesseln? Gilt es nicht, sie für die ewige Seligkeit vorzubereiten?

Es ist nur gut, daß Förster Rieke über dieses niederträchtige Wirken erhaben ist. Er kennt nur den einen geraden Weg, dem er sich selbst verantwortlich fühlt. Seine Gedanken beschäftigen sich unaufhörlich mit einem Schritt, der vielleicht für seine Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Seine innere Vereinsamung, sowie das Wissen, seinem Haushalt eine feste Stütze geben zu müssen, lassen in ihm den Entschluß reifen, seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben. Das Mädchen Trude ist fleißig und bemüht sich ernstlich, ihm nach bestem Können zu dienen, aber sie vermag nicht, dem Hause die Stütze zu sein wie es erforderlich erscheint. Heide und Harald sind sehr viel abwesend, und die freien Stunden, die Heide sich erübrigt, benötigt sie dringend für das Gesangsstudium. Förster Rieke überblickt die Lage seines Hausstandes genau. Natürlich ist es außerordentlich schwierig, eine geeignete Kraft zu bekommen, aber er verkennt andererseits nicht, daß in irgendeiner Form Abhilfe geschaffen werden muß.

Ilse Schulte. Ihr Anblick, ihr Wesen ließ ja erst den Gedanken in ihm reifen, eine Veränderung seines Lebens vorzunehmen. Ist sie nicht die geschaffene Persönlichkeit, ihm das zu sein, wonach er sucht? Warum wählte er sie überhaupt zur Königin? Ist es nicht Wahn, daran zu denken, sie zur Frau zu begehren, sie, die Tochter jener Bäuerin, die ihn als Ketzer mit ihrem ganzen Haß verfolgt und verdammt? Andererseits muß er sich doch eingestehen, daß diese Bauerntochter ihm nicht ganz gleichgültig ist. Noch vor 8 Tagen ist er mit Ilse Schulte zufällig in die Kreisstadt geradelt, und dabei glaubte er feststellen zu müssen, daß sie ihm zum mindesten nicht böse gegenüber steht. Ja, ist nicht ihre Annahme der Königinwahl ein Beweis dafür, daß sie ihm wohl gesonnen ist? Vielleicht bietet sich heute Gelegenheit, Ilse Schulte zu fragen.

Das Ansetzen der neuen Walzermelodie reißt den Förster aus seinem Grübeln. Freudig beobachtet er, wie Ilses Bruder Rolf auf Heide lossteuert, um sie zum Tanz aufzufordern. Heide ist überglücklich, jetzt endlich Gelegenheit zu haben, sich bei Rolf nach Hans zu erkundigen, und unbefangen stellt sie ihre Fragen. Sie will alles genau wissen.

„Ja, Heide, das ist ein sehr unangenehmes und unfreudiges Kapitel", beginnt Rolf zu antworten. „Du weißt doch, jedenfalls wird dein Vater dich wohl dahin unterrichtet haben, daß Hans von seiner Mutter auf Drängen des Kaplans der Kirche versprochen war. Hans war anfänglich sich selbst darüber noch im unklaren, aber der Kaplan verstand es jedesmal, all seine Zweifel und Bedenken zu zerstreuen und ihm den Pfarrer- oder Mönchsberuf so schön hinzustellen, daß Hans zuletzt tatsächlich selbst an seine Be-

rufung glaubte. Er ging dann in ein Priesterseminar, wo er jetzt noch ist und im nächsten Frühjahr sein Priesterexamen zu machen gedenkt."

Heide ist über Rolfs Bericht tief erschüttert. Also verloren, denkt sie. Doch sie beherrscht sich und fragt weiter.

„Sag mal, Rolf, fühlt sich Hans immer noch glücklich und zufrieden, denkt er wohl einmal an die Heimat, an—?"

„Ob Hans den inneren Frieden gefunden hat, Heide, vermag ich dir nicht zu sagen. Seine Briefe stehen unter Zensur, doch glaube ich immer, durch seine Zeilen einen wehmütigen Zug zu spüren. Ich vermute, daß Hans sehr oft großes Heimweh nach der Heimat hat."

„War Hans schon einmal in den Jahren zu Hause, und wo liegt das Seminar?" will Heide wissen.

„Hans war zweimal zu Hause, und zwar das letzte Mal gerade am Weihnachtsfest. Eigentlich erwarten wir ihn um diese Zeit wieder. Allerdings hat er nichts von sich hören lassen. Das Seminar liegt jedoch nicht weit von hier, es befindet sich in der Provinzhauptstadt."

Sie unterhalten sich rege über viele sie bewegende Dinge, bis die letzten Töne der Musik verklungen sind. Rolf begleitet Heide zu ihrem Platz. Die Plätze des Königspaares sind leer.

Zwischen den reifenden Kornfeldern, die an dem Garten des Gasthauses zur Linde sich anschließen, gehen der Förster Rieke und Ilse Schulte durch die erquickende Abendluft. Ihre Gesichtszüge verraten, daß sie in ein ernstes Gespräch verwickelt sind. Förster Rieke liegt es in erster Linie daran, festzustellen, inwieweit Ilse dem Einfluß ihrer Mutter in religiöser Beziehung unterlegen ist, ob dieser Einfluß

sich schon so stark ausgewirkt hat, daß sein Antrag von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein scheint. Er will unter keinen Umständen sich eine Abfuhr erteilen lassen, und deshalb stellt der Förster viele Fragen an die Bauerntochter, von denen er ihre Einstellung in dieser Beziehung zu klären erhofft. Ihre offene, gerade Art gefällt ihm sehr und erleichtert ihm wesentlich den Entschluß, Ilse Schulte kurzerhand zu fragen, ob sie nicht seine Frau werden will, zumal er das unbedingte Gefühl in sich trägt, daß sie ihm wohlgesonnen ist. Warum soll er es nicht wagen?

Sie haben sich beide auf einer Bank unterhalb des Kornfeldes niedergesetzt. Die große Weide wirft ihren Schatten über sie und schützt beide vor der stechenden, abendlichen Spätsommersonne. Eine Meise wiegt sich lustig auf einem Zweig dieses Baumes und kündet durch ihren lieblichen Gesang den nahenden Abend an. Der Abendwind streicht wie eine milde Hand behutsam über die Kornfelder und läßt die weiten, fruchtschwangeren Felder wie ein wogendes Meer erscheinen. Fern vom Gasthaus zur Linde herüber dringt die Tanzmusik, sie vermischt sich mit dem Lärm, den bereits angeheiterte Schützenbrüder als Ausdruck ihrer Fröhlichkeit glauben von sich geben zu müssen. Dazwischen klingt das Plätschern eines kleinen Bächleins, das übermütig über Gestein und Felsgeröll fröhlich einherspringt, um später als größeres Gewässer dem Antrieb einer Wassermühle zu dienen.

In dem Herzen des Försters ist eine ausgeglichene Ruhe eingekehrt. Er fühlt sich neben Ilse Schulte froh und glücklich. Ganz unbewußt nimmt er ihre Hand und legt sie

in die seine. Ilse Schulte wehrt sich nicht. Sie mag ihn sehr gern, diesen aufrichtigen deutschen Menschen, wehrt sich jedoch, dieses Gefühl in Liebe ausarten zu lassen aus Furcht vor den seelischen Konflikten, denen sie sonst ausgesetzt ist. Ach, wie hat der Priester ihr schon gedroht. Keine Beichte vergeht, ohne von ihm an die schrecklichen Strafen erinnert zu werden, die ein Verkehr mit dem Ketzer nach sich ziehen würde. Aber trotzdem vermögen diese furchterregenden Hinweise nicht zu verhindern, daß das plötzliche Wiedersehen mit ihm sie ganz mit Freude erfüllt.

Wortlos sitzen beide in Gedanken versunken eng nebeneinander. Doch nun erfaßt der Förster Ilse Schultes Hände und schaut ihr tief in die Augen. Sein Herz ist zu voll, es fließt über, und alles, was er seit Monaten still bei sich trägt, sprudelt wie ein Quell über seine Lippen. Er schildert ihr die augenblicklichen Zustände in seinem Haushalt, daß er sich danach sehne, an der Seite einer lieben Gefährtin wieder umsorgt zu werden. Die Einsamkeit erdrücke ihn. Schon lange habe er sich mit ihr beschäftigt, aber nie gewagt, sich ihr zu nähern, weil eben die Verschiedenheit der religiösen Auffassungen ihn daran gehindert habe.

„Aeußern Sie sich bitte“, fährt Förster Rieke fort, „doch frei und offen über meinen Antrag. Fräulein Ilse, wollen und können Sie meine Frau werden?“

Ilse Schulte ist über dieses plötzliche Geständnis ganz fassungslos. Sie bricht in ein schallendes Gelächter aus, so daß Förster Rieke bestürzt und innerlich bis aufs tiefste getroffen, ihre Hände freigibt.

„Bitte, Herr Rieke, nehmen Sie mir mein Betragen nicht übel. Ich mußte an meine Mutter denken und an den

Kampf, den ich mit ihr wegen der Königinnenwahl bereits zu führen das Vergnügen hatte. Nun stellte ich mir das Verhalten meiner Mutter mir gegenüber vor, wenn ich ihr eröffnen würde, daß Sie mich zu heiraten beabsichtigen. Zweifellos würde sie mich ohne Bedenken davonjagen. Ich finde das Zusammenspiel mißlicher Verquickungen so komisch, das ich förmlich ohne mein Zutun zum Lachen gereizt wurde. Also seien Sie nicht böse, es ist mir nur unangenehm Ihnen gegenüber."

„Durchaus nicht, Fräulein Ilse, zunächst kommt es nach meiner Ansicht doch wohl nur darauf an, wie Sie selbst zu meinem Antrag stehen, ob ich Ihres Wohlwollens gewiß sein darf, und ihre Zuneigung zu mir so stark ist, daß Sie auch allen aus dieser Verbindung entstehenden Unannehmlichkeiten sich gewachsen fühlen. Seien Sie sich, liebes Fräulein Ilse, bitte darüber klar, daß es einen gewaltigen Kampf geben wird. Ihre Frau Mutter wird mit priesterlicher Unterstützung alles, aber auch alles versuchen, ja selbst unter Anwendung der verwerflichsten Mittel, um zwischen uns einen Keil zu treiben. Ich weiß, es ist sehr viel, was ich von Ihnen fordere. Sie werden unter Umständen Ihr Elternhaus verlieren. Ihre Nachbarn und Bekannten werden Sie verachten. Auf eine kirchliche Trauung müssen Sie verzichten. Fühlen Sie sich stark genug, alle diese Unannehmlichkeiten meinetwegen auf sich zu nehmen? Allein meine große Sorge um Sie läßt mich absichtlich Ihnen das sagen, was Sie voraussichtlich nach Ihrem Jawort erwartet, um Ihnen große Enttäuschungen zu ersparen. Deshalb bitte ich Sie herzlichst, überlegen Sie sich bitte Ihren Schritt gut. In mir liegt alles klar, ich bin

es seit langem gewöhnt, von ganz bestimmten Stellen aus verächtlich angesehen und verleumdet zu werden, aber die Klarheit und Wahrheit meines Wollens, lassen alle Unzuträglichkeiten an mir abprallen."

„Herr Rieke, lassen Sie mich ein offenes und ehrliches Wort zu Ihnen sprechen. Ich halte es für richtiger, wenn wir gleich den Kern der Sache berühren, der einer Verbindung zwischen Ihnen und mir im Wege steht. Sie sind als Protestant aus der Kirche ausgetreten und haben dem Christentum den Rücken gekehrt. Meine Mutter hat mich als streng gläubige Katholikin erzogen. Ihnen gegenüber kann ich mich aussprechen, da ich weiß, daß Sie von meinen Ausführungen keinen Gebrauch machen werden. Also hören Sie. Mit dem strengen katholischen Dogma kann ich mich auch nicht abfinden. Ich hänge jedoch an meiner Kirche, und es würde mir sicherlich etwas fehlen, wenn ich ihr den Rücken kehren müßte. Andererseits bin ich ganz ehrlich, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie sehr gern habe, und daß bei mir keinerlei Bedenken bestehen, Ihnen die Hand fürs Leben zu reichen."

„So ist es also wieder die Fremdlehre, diese Wahnreligion, die es verhindert, daß zwei deutsche Menschen, sich erfüllen können. Ist das nicht furchtbar, Fräulein Ilse? Finden Sie nicht auch, daß hier etwas nicht stimmen kann? Zwei Menschen derselben Rasse, desselben Blutes, desselben Heimatbodens lieben sich und können nicht zueinander, weil eine orientalische Lehre ihr Unwesen in unserem Volk getrieben hat und noch treibt. Vielleicht geben Sie mir Gelegenheit, mich des öfteren mit Ihnen über die Weltanschauung des deutschen Menschen zu unterhalten. Ein Vergleich

zwischen deutschem Gotterleben und jüdischem Gottesbegriff wird auch Sie bei Ihrer leichten Auffassungsgabe, Ihrem klaren Denken und reinen Wollen von der Richtigkeit meines Handelns überzeugen. Natürlich ist eins Voraussetzung, daß Sie mit offenen Augen und unbefangen an diese Fragen herantreten. In dem Heiligsten, was der Mensch in sich trägt, in seinem Gotterleben muß Klarheit und Wahrheit herrschen, und es kann nicht Sinn und Zweck einer Aussprache sein, sich über dogmatische Dinge zu streiten oder gar zu hassen. Die Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung muß derartige Unverträglichkeiten von vornherein ausschalten."

„Ich pflichte Ihnen unbedingt bei, Herr Rieke. Wenn ich Sie so ernst über diese Dinge sprechen höre, dann schwingt in meiner Seele eine schwache Saite leise harmonisch mit. Es ist etwas ganz anderes, Schöneres, was dort in meinem Herzen raunt. Ja, wunderbar dünkt es mir, Herr Rieke, Sie so sprechen zu hören. Ich werde mir meinen Entschluß genau überlegen. Geben Sie mir bitte noch einige Stunden Bedenkzeit. Meiner Mutter darf ich mit dieser Angelegenheit zunächst nicht kommen, darüber bin ich mir durchaus im klaren, doch Vater wird mir bestimmt Verständnis entgegenbringen, zumal ich weiß, daß er immer mit großer Achtung und Verehrung von Ihnen spricht. Nicht nur einmal hat er Sie am Stammtisch im Gasthof zur Linde mutig verteidigt, wenn unser Herr Kaplan und seine Hörigen es vorzogen, unangebrachte Bemerkungen über Sie zu machen. Ja, einmal kam es sogar Ihretwegen zu einem Streit und zwar als der Pfarrer nach Ihrem Kirchenaustritt sehr abfällig über Sie sprach. Vater hörte

sich das Gerede eine Zeitlang an, aber dann schwoll ihm die Zornesader, und wütend ließ er die geballte Faust auf die Buchentischplatte sausen, indem er dem Verleumder zurief: „Und ein anständiger Kerl ist er doch." Darauf hat Vater das Lokol verlassen. Also bei ihm würde ich bestimmt Verständnis finden."

„Das habe ich in Ihrem Herrn Vater ganz und gar nicht vermutet, Fräulein Ilse, ich freue mich jedoch sehr, daß ich mich getäuscht habe. Es liegt mir selbstverständlich fern, Ihnen Schwierigkeiten zu machen, deshalb entscheiden Sie frei nach eigenem Ermessen. Wann darf ich mir von Ihnen die Antwort holen?"



„Wenn es mir möglich ist, will ich versuchen, Vater gleich zu sprechen, Herr Rieke. Gehen wir jetzt zurück in den Saal, man wird uns sicherlich schon vermißt haben."

Ilse Schulte legt den Arm in Ernst Riekes Arm. Er faßt zart ihre Hand, und schweigend gehen sie dem Trubel des Schützenfestes entgegen.

Ein Tusch verkündet die Rückkehr des Königspaares, das sich auf seine Plätze begibt und gespannt zur Bühne schaut, auf der Heide in Begleitung ihres früheren Lehrers Rölling, begrüßt von brausendem Beifall, soeben ein Lied beginnt. Wundervoll dringt ihre glockenreine Stimme durch den Saal. Der Trubel und Lärm ist plötzlich verstummt. Heilige Stille liegt über der Zuhörerschaft, ein Zauber, eine Weihe hat von ihrer Seele Besitz genommen. Ergriffen lauschen sie alle der göttlich begabten Sängerin, und dem von ihr mit innigster Empfindung und großem Können vorgetragenen Lied von Eichendorff nach einer musikalischen Bearbeitung von Hugo Wolf, betitelt „Heimweh."

Wer in die Fremde will wandern,
der muß mit der Liebsten gehn,
es jubeln und lassen die andern
den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr dunklen Wipfel
von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
die schienen, wie ich ging zu ihr,
die Nachtigall hör' ich so gerne,
sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, der ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland aus Herzens Grund!

Heide hat geendet. Die Worte Rolf Schultes über Hans stilles Heimweh haben sie befähigt, ihre ganze tief mitfühlende Seele diesem Lied zu widmen. Nicht endenwollender Beifall setzt ein, und Heide muß sich entschließen, noch ein Lied zum Vortrag zu bringen. Lehrer Rölling begleitet. Traurig und wehmutvoll klingt das altdeutsche Volkslied „Liebesklage" durch den lautlosen Saal:

Es steht ein Lind in jenem Tal,
Ach, Gott, was tut sie da?
Sie will mir helfen trauern,
daß ich mein Lieb verloren hab'.

Es sitzt ein Vöglein auf dem Zweig,
Ach, Gott, was tut es da?
Es will mir helfen klagen,
Daß ich mein Lieb verloren hab'.

Es rinnt ein Bächlein durchs Gestein,
Ach, Gott, was tut es da?
Es will mir helfen weinen,
Daß ich mein Lieb verloren hab'.

Wieder will der Beifall nicht enden. Heide wird von ihren Jugendkameraden umringt. Dieter Schenker und Werner Rölling heben sie begeistert auf ihre Schultern und tragen sie unter großem Jubel der Anwesenden durch den Saal. Jeder will mit ihr tanzen, und Heide ist glücklich, als sie sich endlich auf ihrem Stuhl auszuruhen vermag. Der Wunsch, sich ein wenig der Ruhe hinzugeben, läßt sie in einem günstigen Augenblick unbemerkt aus dem Saal ins Freie huschen.

Ach, wie schön ist es hier draußen. Sie atmet tief und reckt sich begeistert. Die Abenddämmerung ist bereits eingetreten, und erste Spätsommernebel bedecken wie ein dünner Schleier die vor ihr liegenden Aehrenfelder, dessen fruchtschwangere Halme sich leise im Abendwind wiegen. Eine Nachtigall läßt von fern her in langgezogenen, sehnsuchtsvollen Tönen ihr schönes, wehes Lied erschallen, und die herrlichen Wiesenblumen schließen, vom Tau benetzt, ihre wundervollen Blütenkelche. Alles rüstet sich für die kommende Nacht. Fledermäuse flattern in Scharen über ihr und lassen sie oft aus ihrem Sinnen aufschrecken. Sie jagen auf Fliegen und Insekten, die sich in der warmen Abendluft wild durcheinander ihren Instinkten folgend ein Stelldichein geben. Der Mond steigt langsam am Himmel empor, und sein Licht läßt Bäume und Sträucher durch die von ihm erzeugten Schatten wie unheimlich dunkle Gestalten erscheinen. Die nebelbedeckten Wiesen erscheinen vom Schein des Mondes bestrahlt, wie glänzende Wasser.

Heide erinnert sich unwillkürlich jener Schreckensnacht, in der sie mit ihrem Vater in einer ebenso mondhellen

Nacht hinaus in den Wald ging und ihr die Mutter durch ein feiges Verbrechen entrissen wurde.

Tief in Gedanken versunken lenkt sie ihre Schritte durch die Kornfelder, Lärm und Trubel des Schützenfestes weit hinter sich lassend, und je weiter sie sich entfernt, um so wohler wird es ihr ums Herz. Heide muß sich gestehen, daß sie nicht so recht mit ihren Gefühlen bei der Feier ist. Die letzten schweren Jahre sind nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie haben ohne Zweifel ihr empfindliches Gemüt stark belastet und sie sehr früh reifen lassen, so daß Heide durch ihre Lebensauffassung sich weit von den gleichaltrigen Freundinnen unterscheidet. Den Ausgleich ihres Wesens, Frohsinn, Freude und Zufriedenheit sucht sie auf einem anderen Gebiete. Hier draußen, mitten im Walde, unter dem erhabenen göttlichen Sternenhimmel fühlt sie sich froh und glücklich, ja, wenn sie daheim vor ihrem Flügel sitzend, sich ganz dem Drange folgend, der ihr so lieb gewordenen Gesangeskunst hingibt, lebt sie in einer anderen Welt, zeitlos, wunschlos. Geheimnisvoll sprudelt der reine Quell ihrer jungen Seele all das Göttliche, das Gute, Wahre und Schöne, und drückt sich erhaben und vollendet aus in dem von ihr dargebrachten Werk.

Heide hat sich bereits weit von dem Gasthaus zur Linde entfernt. Soeben ist sie im Begriff, in einen rechten Seitenpfad einzubiegen, um sich auf einer an diesem Wege befindlichen Bank auszuruhen, als sie plötzlich wie angewurzelt stehen bleibt. Täuscht sie sich nicht, ist es vielleicht ein Schatten, oder ist es Wirklichkeit. Sitzt dort nicht eine Gestalt fast regungslos auf der Bank? Ja, o Schreck, jetzt erhebt sie sich und bewegt sich langsam auf Heide zu. Sie schreitet mutig

weiter und bemüht sich, so schnell wir nur möglich an dem abendlichen Wanderer vorüberzugehen, doch im Augenblick des Begegnens vertritt ihr dieser den Weg.

„Heide, meine liebe Heide, guten Abend, Heide. Was starrst Du nur, kennst Du mich nicht?"

Heide ist so erschrocken, daß sie wie gelähmt vor ihm steht. Doch langsam löst sich der Druck, und leise haucht sie das Wort „Hans."

„Du bist sicherlich ganz überrascht, Heide, mir hier am späten Abend zu begegnen. Doch komm, setzen wir uns auf die Bank, dort sollst Du alles von mir erfahren."

Heide folgt willenlos. Sie ist über das plötzliche Erscheinen ihres früheren Spielkameraden so erschrocken, daß sie vor Freude und Glück sich ihm fügt. Ja, ist es denn überhaupt denkbar, Hans, ihr treuer Kamerad, dem ihr ganzes Denken gilt und dem sie noch vor einer Stunde sehnsuchtsvolle Lieder gesungen hat, jetzt hier ganz allein bei ihr? Heide muß sich aus ihrer Träumerei langsam zurechtfinden.

Sie setzen sich beide auf die Bank. Hans hat seinen Arm stillschweigend um Heides Schulter gelegt und mit der anderen Hand die ihre gefaßt.

„Heide, freust Du Dich, mich wiederzusehen?" unterbricht er das Schweigen.

„Ja, Hans, ich freue mich unendlich. Oft, sehr oft habe ich an Dich gedacht, mehr als es gut für mich war."

„Mir, liebste Heide, ging es ebenso. Die Gedanken an Dich wurde ich einfach nicht mehr los. Morgens und abends mein erster, mein letzter Gedanke, mein Sinnen und Trachten alles galt nur Dir. Seitdem ich damals am Grabe Deiner lieben Mutter von Dir ging trage ich mit mir ein Leid

herum, ich fand und finde kein Ruhe mehr. Immer und immer wieder stehst Du vor meinen Augen. Ein unbändiges, ja unheimliches Verlangen nach Dir ergriff meine ganze Seele, ich glaubte, diese Sehnsucht kaum mehr ertragen zu können, und es war fast keine Stunde, in der mein Sinnen nicht Dir galt. Soll ich Dir die nächtlichen Stunden aufzählen, in denen ich keinen Schlaf fand und mir das Gehirn zermarterte, diesen zwiespältigen Zustand in Einklang mit mir zu bringen? Der Wunsch, Dich wiederzusehen, flammte immer heller in meinem Herzen auf und entwickelte sich zu Formen, die mir fast unhaltbar schienen. Ich grübelte und überlegte, wie ein Wiedersehen mit Dir zu ermöglichen sei.

Zweimal in dieser langen Zeit durfte ich die Heimat erblicken, aber so sehr ich auch innerlich den heißen Wunsch trug, die Gelegenheit zu benutzen, um mein Vorhaben, Dich wiederzusehen, auszuführen, immer und immer wieder stand kurz vor der Tat mein Gelübde wie ein drohendes Gespenst vor meiner kranken Seele und riß mich zurück. Traurig und müde ging ich dann wieder in das Getriebe eines Priesterseminars, freudlos und ohne Sonnenschein. Durch die Briefe meines Bruders Rolf hörte ich des öfteren von Dir, daß Du Dich der Gesangeskunst widmest und schon auf diesem Gebiet sehr Beachtliches leistest. Kennst Du den Zustand eines gequälten aufbegehrenden Herzens, liebste Heide, in welchem ein Kampf zwischen Pflicht und natürlichem Trieb tobt? Letzterer siegte in mir. Die Sehnsucht nach Dir erfüllte meine Seele spontan so gewaltig, daß ich einfach, trotz aller guten Vorsätze, das abgegebene Versprechen nicht mehr zu halten vermochte. Der Entschluß, Dich auf Biegen und Brechen wiederzusehen, drängte zur

Erfüllung. Kurz entschlossen nahm ich Urlaub, der mir bewilligt wurde. Von meiner Mutter war ich bereits ausführlich von den Unzuträglichkeiten unterrichtet, die sich durch die Königinnenwahl meiner Schwester durch Deinen Vater ergeben hatten. Ich hörte auch, daß Du an dem Fest teilnehmen würdest, und schnell entschloß ich mich zu einem Handeln, das allerdings mit der Würde eines angehenden katholischen Priesters nicht zu vereinbaren war. So vertauschte ich mein schwarzes Priestergewand mit meinem früheren Anzug und entfernte mich unbemerkt von der Wohnung meiner Eltern, in der Hoffnung, Dich doch auf irgend eine Art und Weise wiederzusehen. Mein Weg führte mich in die unmittelbare Nähe des Gasthauses zur Linde. Da vernahm ich deutlich Deine schöne Stimme. Wie wundervoll Du singst, Heide, ich war ergriffen. Still habe ich Dir gelauscht. Ja, wenn ich Dir nur annähernd sagen könnte, welches Gefühl meine Seele ergriff, als ich zum ersten Mal wieder Deine liebe, schöne und reine Stimme hörte!"

„Du wolltest mich doch nie wiedersehen, Hans, deshalb bin ich wie angewurzelt, Dich jetzt hier zu treffen. Aber ich freue mich schrecklich, daß Du gekommen bist. Die Lieder habe ich allein Dir gesungen. Dein Bruder Rolf erzählte mir, daß durch Deine Briefe ein wehmütiger Zug zu spüren wäre, welcher Heimweh erkennen ließe. Deshalb wählte ich das Lied „Heimweh", und weil ich Dich für mich als verloren glaubte, sang ich das Lied „Liebesklage."

„Ja, Heide, Heimweh, Sehnsucht nach der Heimat, nach Dir, nach allem Freien und Schönen. Sehr oft hat es mich erfaßt, dann schaute ich durch das Fenster meines Arbeits-

zimmers hinüber in die weite, weite Landschaft, und meine Gedanken schweiften zurück in jene Zeit, wo wir als Kinder uns harmlos unsere Zeit vertrieben, wo wir beide einem unbewußten Gefühl folgend, uns gegenseitig zu finden wußten. Vorüber sind die goldenen, harmlosen Zeiten. Der Ernst des Lebens hat zu früh von uns Besitz ergriffen. Ich bin einem Berufe gefolgt, über den ich mir allerdings noch nicht im klaren bin, ob er mich voll und ganz befriedigen wird. Aber der Wille, Gott zu suchen und ihm rücksichtslos zu dienen, gibt mir die Kraft, den schweren Weg des Alleinseins und der Enthaltsamkeit zu gehen. Ach, liebste Heide, schwer ist es mir manchmal, sehr, sehr schwer. Vielleicht würde ich alles viel leichter ertragen, wenn ich Dich nie gesehen hätte, und doch möchte ich keine Stunde, keine Minute, keine Sekunde vermissen, die ich mit Dir, Heide, verleben durfte. Ich liebe Dich, Heide, ich muß es Dir sagen. Du bist und bleibst meines Herzens Freude. Ist es nicht sonderbar, daß wir uns gern haben? Du, nach unserer Auffassung ein Ketzerkind, und ich der angehende katholische Priester?. Und doch tragen wir beide das gleiche deutsche Herz in der Brust, und in unseren Adern fließt dasselbe deutsche Blut. Ja, manchmal kommen mir starke Zweifel an der Richtigkeit unseres religiösen Dogmas. Aber nein, heute will ich nicht davon sprechen, nicht daran denken, nur noch einmal Dich anschauen, Dein schönes Haar streicheln und Dir in Deine wunderschönen Augen sehen."

Stürmisch reißt er sie an sich und bedeckt mit heißen Küssen ihren schönen, jungen, roten Mund. Aber dann springt er plötzlich, von einer wahnsinnigen Angst befallen auf und schreit erschreckt:

„Heide, was habe ich getan, ich bin ein sündhafter Mensch. Gott wird mich verdammen, er wird mich dorthin stoßen, wo Heulen und Zähneklappen sein wird, denn „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden." (Markus 16. 16) Verstört streicht er sich durch die Haare, und ehe Heide ihm antworten kann, ist Hans verschwunden.

Still, ohne ein Wort zu sagen, schaut sie ihm nach. Kein bitteres Wort vermag sie über die Lippen zu bringen. Weh, sehr weh ist ihr ums Herz. Hans tat ihr bitter leid. Der Kampf mit seinem „Ich" ist zu Gunsten des Glaubens entschieden. Zu stark hat fremdgläubige Suggestion seine Seele zersetzt. Er findet nicht mehr zu sich selbst zurück, ein Schwächling im Banne orientalischer Höllenverängstigungen.

Aus der Ferne dringt leise durch den stillen Abend das Sprudeln eines Waldbächleins.

Es rinnt ein Bächlein durchs Gestein,
Ach, Gott, was tut es da?
Es will mir helfen weinen,
Daß ich mein Lieb verloren hab'.

Heide summt es still vor sich hin. Aber dann überwältigt sie der Schmerz, und ein Strom heißer Tränen lindert ihr wundes, krankes Herz. Langsam geht sie zurück durch die Aehrenfelder, die vom linden Abendwind bewegt, sich traurig neigen und ein Lied vom Scheiden und Meiden leise rauschen. Gespensterhaft gleiten die Schatten über die mondbeglänzten Kornfelder.

Es ist kühl geworden, Heide fröstelt. Schneller beeilt sie sich, das Gasthaus zu erreichen, und als sie am Ende des

Weges zwei Menschen gewahrt, schwenkt Heide schnell in einen Seitenweg, um sich deren Blicken zu entziehen.

Der Lärm im Gasthaus ist inzwischen lauter und ungemütlicher geworden. Freund Alkohol, der Völkervernichter, hat seine Wirkung getan. Betrunkene Schützenbrüder stehen vor dem Bierausschank und grölen unverständliche Lieder sich gegenseitig in die Ohren, andere wiederum sitzen eingehakt um die Tische und glauben durch Schunkeln nach dem Takte der Musik, ihrer Fröhlichkeit und ihrem musikalischen Gefühl Ausdruck geben zu müssen. Die hartgesottenen Skatbrüder haben sich wie immer rechtzeitig zusammengefunden und huldigen eisern ihrer Leidenschaft, indem sie sich mitunter gegenseitig durch lautes Anbrüllen verständlich zu machen versuchen. Für zartbesaitete Gemüter wahrlich eine weniger angenehme Beschäftigung. Die jüngere Generation widmet sich nach wie vor dem Tanz. Eng zusammengedrängt sitzen sie gemeinschaftlich an einem Tisch, jeder Jüngling an der Seite seiner Angebetenen. Rolf Schulte neben Rotraut Rölling, Harald Rieke neben Irmgard Schenker, Werner Rölling neben Inge Gleissing und Dieter Schenker. Das herzerfrischende Lachen aus ihren Reihen zeugt von einer fröhlichen, ausgelassenen Stimmung, und als Heide plötzlich im Saal erscheint, brechen alle in freudige Jubelrufe aus. Dieter Schenker geht ihr begeistert entgegen und holt sie zu sich an den Tisch, überglücklich, die Angebetene jetzt endlich gefunden zu haben.

Heide kann sich jedoch an dem Fest nicht mehr so recht erfreuen. In ihrem Herzen ist alles tot und ausgestorben, öde und leer, ja inhaltslos liegt vor ihr das Leben. Alle

ihre Hoffnungen, ihre Ideale sieht sie wie einen zerbrochenen Krug am Boden zerstört. Doch sie rafft sich zusammen, nur nicht sich von Schicksalsschlägen unterwerfen lassen, nein, sie will ihren Schmerz stolz überwinden und standhaft der Lage Herr werden, und als Dieter Schenker sie zum Tanz bittet, folgt sie gern seiner Aufforderung. Aber so sehr sie sich auch bemüht, Fröhlichkeit und Heiterkeit zu erzwingen, es will ihr doch so recht nicht gelingen, und deshalb beschließt sie, um nicht störend zu wirken, den Heimweg anzutreten. Deshalb bittet sie Dieter um seine Begleitung. Dieter ist darüber sehr traurig und bittet Heide inständig, doch noch ein wenig zu bleiben. Als er jedoch fühlt, daß Heide ein Leid bedrückt, geht er mit ihr hinaus und begleitet sie nach Hause.

„Heide, Du bist heute so still, Dich bedrückt etwas, ich kenne Dich gar nicht wieder. Hast Du ein Leid, oder bist Du gar krank? Willst Du mir Deinen Kummer anvertrauen?" Mit diesen Worten beginnt Dieter eine Unterhaltung.

„Ja, Dieter, es ist ein kaum zu überwindender seelischer Schmerz, der mich nicht froh werden läßt. Da gibt es Stunden im Leben, die einen überglücklich machen können und wieder andere, die mit bitterem Leid erfüllt sind, die wie eine Wunde brennen und an die man immer und immer wieder denkt, weil sie zu einschneidend auf das eigene Seelenleben gewirkt haben. Siehst Du, Dieter, von diesem Leid kann einen keine noch so mitfühlende Menschenseele erlösen, der Betroffene muß es selbst zu überwinden trachten und versuchen, Schmerz und Kummer zu vergessen. Die Wunde, die ich trage, ist noch zu frisch. Sie bedarf

längerer Zeit zur Heilung. Vielleicht heilt sie bald, vielleicht aber nie. Ich weiß es nicht."

„Du bist noch jung, Heide, und wie ich Dich kenne, wirst Du Dich nicht unterkriegen lassen. In solchen Fällen ist es immer gut, nach einer Freude Ausschau zu halten. Es gibt ebensoviel Freuden wie Leiden auf der Welt. Mir ist es selbst schon oft so ergangen. Wenn ich glaubte, nichts könnte mich mehr erfreuen, dann lugte plötzlich aus irgendeiner Ecke zwischen dunklen Wolken ein kleiner Sonnenstrahl hervor, und dieser frohe Geselle trieb so lange sein Spiel mit mir, bis aus meinem Leid wieder Freude wurde."

„Ja, Dieter, es ist schon so, wie Du sagst. Dieser kleine Sonnenstrahl ist für mich mein Lied, es vermag mich wieder auszusöhnen mit den Schicksalsschlägen dieser Welt. Und nun, Dieter, danke ich Dir, daß Du mich begleitet hast. Schlaf recht schön und lebe wohl."

Sie geben sich beide zum Abschied die Hand wie zwei Freunde, die einander verstehen. Lange liegt Heide wach in ihrem Bett. Noch einmal läßt sie die kurze glückliche und wehe Stunde mit Hans Schulte vor ihren Augen erstehen. Wehmutsvoll und traurig denkt sie an ihn, bis ein gütiger Schlaf sie von allem Leid erlöst und sie hinüberleitet in eine schöne, ungeahnte Traumwelt.

Rolf Schulte, der Erbe des Bauernhofes, führt mit starker Hand den Pflug durch den heimatlichen Acker. Es ist eine schwierige, schweißtreibende Arbeit, und seine vier Braunen, die ihm als Gespann dienen, ziehen mit äußerster Kraft eine Furche nach der anderen in den schweren Boden. Das Feld liegt auf einem kleinen Hügel, der sich gegen das Licht der aufgehenden Sonne silhouettenhaft abhebt, für das Malerauge ein prachtvolles, eindrucksvolles Bild. Der stämmige Bauernsohn mit den markanten, scharfgeschnittenen Gesichtszügen hinter dem von vier stolzen Pferden gezogenen Pflug, im Scheine des Morgenlichtes, ist auch für jeden kunstverständigen und sinnigen Betrachter ein wahrhaft königlicher und erlebnisreicher Anblick. Von der Höhe des Hügels genießt der Schauende einen wundervollen Blick ins tiefer gelegene Tal, in welchem sich lang ausgedehnt das Heimatdorf erstreckt. Es ist ein herrlicher Herbstmorgen. Unten auf den Wiesen liegt gleich langen weißen Leinentüchern der Herbstnebel, der von der Sonne bestrahlt, einem zauberhaften glänzenden See ähnelt, doch bald von der Wärme durchflutet im blauen Aether verschwunden sein wird. Im nahen Birkenbusch singen die Vögel ihr kleines liebliches Morgenlied. Rolf stampft kräftig hinter dem Pflug her. Er fühlt sich ganz und gar mit seiner Scholle verbunden. Ihm ist der Boden keine gewerbsmäßige Materie, die geschäftsmäßig behandelt werden kann, sondern ein verpflichtendes Heiligtum, dem er sich auf Tod und Leben verwachsen fühlt. Ueber das Feld

weht ein frischer Morgenwind. Rolf findet Muße und Zeit, sich dem Sinnen ganz zu ergeben, über alles das nachzudenken, was seine Seele tief bewegt. Die Gedanken schweifen zurück in jene Zeit vor mehr als tausend Jahren, in der ein Ahn als freier Bauer unter weit schwierigeren Verhältnissen den Acker durchfurchte, in der noch kein Mönch oder Priester die niedersächsischen Bauernhöfe mit einer orientalischen Heilslehre zu beglücken wagte und mit ihr unendliches Leid in die deutschen Gaue brachte. Haben denn diese seine Vorfahren in ihrem einheitlichen Gottahnen nicht viel glücklicher gelebt als die heutige Generation mit unzähligen, verschiedenartigen, religiösen Dogmen? Ja, war es nicht gerade diese Einheit, die jene Ahnen überhaupt befähigte, den Kampf ums Dasein zu führen? Vor seine Augen trat jene Ahnin, die um dieser Einheit willen stolz erhobenen Hauptes dem Feuertode sich auslieferte. Jene deutsche Frau fragte nicht nach dem Zweck oder den Folgen ihres Handelns, sondern horchte allein auf die Stimme ihres Blutes, dem Urquell ihrer deutschen Seele. Trotz furchtbarer Drohungen seitens machtlüstener Priester gab sie den Väterglauben nicht auf. Lewer duad ûs Sklav. Rolf Schulte schämt sich vor sich selber. Ein schamhaftes Gefühl der Feigheit jener überzeugungstreuen Ahnin gegenüber, die stolz und mutig in den Tod ging, überfiel ihn plötzlich. Du wagst es nicht, für ein Mädel zu kämpfen, das du liebst, fürchtest dich vor einem Priester, der dir das Liebste zu nehmen trachtet, weil ihm religiöse Wahnideen höher stehen, als das Glück zweier Menschen. Ist Rotraut Rölling nicht aus demselben Blut wie ich, und sind wir nicht auf einem deutschen Boden von deutschen Eltern ge-

boren? Ist es nicht ein Irrwahn, das Glück zweier Menschen deshalb zertreten zu wollen, weil machtlüsterne Priester über Grundgedanken eines Fremdglaubens sich nicht einigen konnten, daraufhin sich trennten und nun den Konkurrenzkampf gegeneinander führten? Was hat der Glaube mit der Liebe zu tun? Ich liebe Rotraut, und sie liebt mich, und niemand soll es wagen, uns auseinanderzubringen. Rolf Schulte hat es laut vor sich hingesprochen.

Er reckt sich, der Gottesstolz erfüllt seine deutsche Seele und läßt in ihm einen festen Entschluß reifen. Deutlich erinnert er sich der Worte Rotrauts: „Wenn du mich lieb hast, mußt du für mich kämpfen." Ja, er wollte kämpfen, koste es, was es wolle.

Die Adern sind ihm vor heiligem Zorn und ernstem Wollen angeschwollen. So begeistert ist er von seinem Entschluß durchdrungen und so fest in dem Gedanken vertieft, daß er gar nicht das Kommen des Kaplans bemerkt hat, der im Begriff ist, auf einem entlegenen Hof Krankenbesuche zu machen. Rolf ist über das plötzliche Erscheinen des Priesters nicht wenig erschrocken, und die ihm in frühester Jugend angelernte, ehrfurchtgebietende Haltung diesem Geistlichen gegenüber, wirkt lähmend auf alle vorher festgefaßten Entschlüsse. Nicht ohne Grund bedient man sich eines fein ausgeklügelten Systems, um schon die Jugend frühzeitig in die Gewalt zu bekommen, und was ist leichter, als ein jugendliches Gemüt unter Drohungen seitens autoritärer Erzieher zweckdienlich auszurichten. Rolf Schulte unterlag derselben Erziehung. Ein angelerntes, übertriebenes demütiges Ehrfurchtsgefühl verursacht auch bei ihm noch beim Auftreten eines Geistlichen eine gewisse Schock-

wirkung, von der er sich nicht frei machen kann und die ihm jegliches selbständiges Handeln zu unterbinden droht. Der Kaplan weiß das genau, doch Rolf erkennt diese Gefahr und reißt sich zusammen. Da raunt es urgewaltig aus dem Unterbewußtsein: „Wenn du mich liebst, mußt du für mich kämpfen.“ Rotrauts Bild leuchtet hell vor seiner jungen Seele.



„Guten Morgen, Herr Schulte“, begrüßt ihn der Kaplan, „so früh schon an der Arbeit?“

„Guten Morgen, Herr Pfarrer, jawohl, der Bauer muß sich plagen, wenn er ernten will, und Morgenstund hat

Gold im Mund. Der eine verdient sein Brot leichter als der andere. Sie haben es in dieser Beziehung besser."

„Nicht auf irdische Güter, nicht auf Reichtum, Herr Schulte, kommt es an, sondern auf das Himmelreich, denn: „Wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen, und weiter sage ich euch, es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme (Math. 19/23 und 24). Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege (Lukas 9.58)."

„Für mich, Herr Pfarrer, ist es nicht das Geld, der schnöde Mammon, der mich zur Arbeit treibt, sondern die Verpflichtung, die Scholle auf der schon meine Ahnen arbeiteten, kämpften und litten, zu erhalten, denn dieser Boden ist heilige, deutsche Erde. Auf diesem Boden will auch ich in nicht mehr ferner Zeit eine Sippe gründen, und meine Kinder sollen das Erbe weitertragen bis in ferne Generationen. Sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist der göttliche Sinn meiner Arbeit. Aber, Herr Kaplan, nehmen Sie mir ein offenes Wort nicht übel, ist es nicht so, daß die Diener unseres Herrn und Heilandes sich bei ihrem Einkommen recht wohl fühlen? Ist nicht unsere Kirche ein reiches Unternehmen und strotzen nicht die Gotteshäuser voll des Goldes? Haben nicht die Bischöfe und selbst der heilige Vater geldliche Einkommen, gegen die wir Bauern uns wahrlich verstecken müssen? Sie erschrecken, Herr Pfarrer, ist es wahr oder nicht wahr? Habe ich recht? Das verstößt doch gerade gegen die Worte der Bibel, die Sie mir soeben vorhielten:

„Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. (Lukas 9. 58)

Die Diener unseres Herrn und Heilandes sind durchschnittlich reiche Leute, und da nach den Worten der Bibel eher ein Kamel durchs Nadelöhr geht, als daß ein Reicher ins Reich Gottes kommt, besteht die Gefahr, daß keiner von Ihnen dorthin gelangt."

Rolf ist durch viele Gespräche, die er mit Rotraut und ihrem Vater oftmals geführt hat, schon tiefer in das Wesen einer Priestermacht eingedrungen. Er fühlt sich plötzlich innerlich stark und staunt über seinen eigenen Mut. Der Kaplan ist wie vor den Kopf geschlagen und weiß zuerst nichts darauf zu antworten, aber dann findet er sich wieder zurecht und antwortet:

„Herr Schulte, Ihre Worte sind hart. Ich will darauf nicht näher eingehen, weil sie aus dem Verkehr herzurühren scheinen, den ich schon seit längerer Zeit mit tiefem Bedauern beobachtet habe und durch den Sie einem schlechten Einfluß ausgesetzt sind."

Wie ein Keulenhieb treffen Rolf diese Worte. Ein heiliger Zorn flammt in ihm auf, und es bedarf seiner ganzen Beherrschung, um nicht ausfällig zu werden.

„Herr Pfarrer, bei aller mir vor ihrem Priesteramt anerzogenen Ehrfurcht kann und will ich es unter keinen Umständen dulden, daß Sie auch nur im geringsten über die Sippe meiner demnächstigen Frau derartige Urteile sich erdreisten. Ich muß Sie auch dringend bitten, weder in der Angelegenheit meiner Schwester Ilse mit Herrn Rieke, noch in der meinigen, bei meiner Mutter eine gegenteilige

Beeinflussung zu versuchen. Meine Schwester Ilse und ich haben uns lange unser Handeln überlegt, sind jedoch zum Entschluß gekommen, trotz aller Gegenmaßnahmen zu heiraten."

„Sie wissen, Herr Schulte, daß die heilige Kirche ihre Zustimmung zu einer Ehe nur dann erteilen kann, wenn die Trauung nach katholischem Muster vollzogen wird. Geschieht dieses nicht, dann wird die Kirche nicht nur die Ehe nicht anerkennen, sondern Sie aus der katholischen Kirche ausschließen. Sie sind sich sicherlich darüber klar, was das für Sie zu bedeuten hat."

„Ich pfeife auf die Kirche, Herr Pfarrer, machen Sie was Sie wollen. Auch Sie werden nicht verhindern können, daß meine Schwester Ilse und ich den Lebensgefährten wählen, der nach unserem Herzenswunsch ist. Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer."

Rolf hat sich sein Herz endlich einmal freigesprochen. Er atmet erleichtert auf, und indem er die Pferde wieder zur Arbeit antreibt, lacht er laut in den sonnendurchfluteten Herbsttag hinein. Ach, wie wohl ist es ihm in der Seele. Der Druck, der sein Innerstes seit langer Zeit belastet, ist verschwunden. Die Welt liegt im neuen Kleide vor ihm, und fröhlich summt er ein kleines Volkslied vor sich hin. So zieht er weiter Furche um Furche durch den heiligen deutschen Boden. Aus der Ferne klingen feierlich die Mittagsglocken. Rolf hält in seiner Arbeit inne, entspannt die Pferde und führt sie auf die angrenzende Weide. Er selbst legt sich ruhebedürftig unter eine etwas erhöht liegende Eiche, die ihn vor der stechenden Mittagssonne schützt und ihm trotzdem einen freien Blick zur Weide ge-

währt. Lang ausgestreckt, die Hände unter den Kopf gelegt, schweift sein Blick hinauf zu dem unendlichen schönen Himmel, an welchem wie riesige Eisberge turmhohe, gigantische Wolken sich in eine ungewisse Weite fortbewegen. Ach, wie schön ist die Welt, wie unendlich schön. Hier draußen in dieser heiligen Stille offenbart sich das Göttliche in allen Erscheinungen. Ist nicht jeder Grashalm, jedes unscheinbare Tierchen, das achtlos von rauhen Menschen zertreten wird, ein Wunderwerk Gottes? Sind die Menschen denn schon stumpf geworden gegenüber all dieser Pracht? Ist es hier draußen unter dem großen Himmelsdome nicht tausend und abertausendmal schöner als in den dumpfen, lichtlosen Tempeln, in die kaum ein Sonnenstrahl dringt? Gott hat es wahrlich nicht gewollt, sich in solchen Gewölben einkerkern zu lassen. Hier draußen in der Natur, in heiliger, erhabener Größe und Freiheit ist die Erscheinung Gottes, kann das Göttliche erlebt werden. Und ebenso göttlich wie alles in der Natur ist auch die reine, wahre Minne. Wie kommt der Pfarrer dazu, das Minneleben als etwas Sündhaftes zu bezeichnen, dieses Schönste und Heiligste, was eine Menschenseele zu erleben vermag, mit religiösen Ansichten zu verquicken, die letzten Endes niemals von Gott kommen können. Nein, Herr Kaplan, da komme ich nicht mehr mit.

Rolf wird plötzlich durch nahende Schritte aus seinem Denken herausgerissen. Seine Augen folgen der Schallrichtung und jetzt bemerkt er seine Schwester Ilse, die im Begriff ist, ihm das Mittagbrot zu bringen. Er winkt ihr zu. Ilse beschleunigt ihre Schritte und bald hat sie Rolf erreicht. Sie setzt sich zu ihm und freut sich über den

Hunger, den ihr Bruder jetzt entwickelt. Rolf berichtet ihr ausführlich über das Zusammentreffen mit dem Kaplan und von seinem endgültigen Entschluß, Rotraut Rölling zu heiraten.

„Ich habe mir alles nochmals reiflich überlegt, und es gibt einfach keinen anderen Weg, Ilse. Die ganzen Pfaffen können mir den Buckel herunterrutschen. Ich pfeife auf die Kirche. Laß kommen, was will."

„Rolf, da treffen sich unsere Ansichten, ich bin vollkommen Deiner Meinung. Mit Vater habe ich gesprochen. Er hat nichts dagegen einzuwenden. Am gefährlichsten ist der Kaplan, der auf Mutter großen Einfluß hat. Von seinem Standpunkt aus muß er und wird er alles versuchen, unsere bevorstehende Verbindung mit sogenannten Ketzern zu unterbinden. Gewiß hat er ja wohl die Genugtuung, daß wenigstens ein Kind des Schultenhofes der Kirche treu ergeben ist. Du mußt in Rechnung stellen, daß Du, der Erbe des Bauernhofes, durch Deine Heirat mit Rotraut unter Umständen von der Kirche exkommuniziert wirst und dadurch ein einst treues Mitglied ihr verloren geht. Solange Vater lebt, ist Dir der Hof sicher. Sollte jedoch Vater früher als Mutter sterben, dann besteht durchaus die Gefahr, daß Du auf Drängen kirchlicher Kreise enterbt wirst und der Hof unserem Bruder Hans überschrieben wird. Das wäre durchaus im Sinne des Kapalans, und er wird danach trachten, dieses unter allen Umständen zu erreichen."

„Vater ist noch sehr rüstig, Ilse, darüber freue ich mich. Im übrigen würde mir dieses gleich sein, wenn ich Rotraut dadurch besitzen könnte. Ich traue mir zu, meine

Sippe auch auf andere Weise zu ernähren, so sehr ich mit der Heimatscholle verwachsen bin."

„Trotzdem ist es zweckmäßig, Rolf, aufzupassen. Es geschehen oft Zeichen und Wunder, aber alles hat seinen natürlichen Ursprung. Meistens sitzen Gauner und Schurken dahinter. Förster Rieke sagte mir einmal, daß die Kirche nach dem Grundsatz arbeite:

„Der Zweck heiligt die Mittel."

„Sag mal, Rolf, wie gefällt Dir eigentlich der Förster? Ich möchte gern Dein Urteil hören, aber bitte ehrlich."

„Förster Rieke ist ein durchaus feiner und anständiger Mensch. Ich habe ihn schon früher stets geschätzt. Das, was ich so sehr an ihm schätze, ist sein offenes, gerades und wahres Wesen. Er ist ein Mensch, der keine Halbheiten duldet und der, wenn er etwas als wahr erkannt hat, rücksichtslos mit sich abrechnet und die Folgen daraus zieht. Es gehörte wirklich Mut dazu, trotz der frommen Gegend kurzerhand aus der Kirche zu treten. Sein Forschen gab ihm die Erkenntnis, daß er weltanschaulich in der evangelischen Kirche, der er angehörte, nicht auf dem richtigen Weg war, daß Christentum Judentum ist. Er zog daraus die Folgen und trat aus. Wenn alle Deutschen genau so denken würden, dann stände es wirklich besser in unserem Vaterland. Ich kann Dir nur gratulieren, aber enttäusche ihn nicht."

„Dann bist Du also auch der Ansicht, Rolf, daß ich seinem Antrage folgen soll? Persönlich schätze ich Herrn Rieke sehr, ich habe nur wegen seines Kirchenaustrittes und der damit verbundenen Unannehmlichkeiten Bedenken."

„Die Liebe kennt keine Hindernisse. Sie ist einmalig und göttlich, Ilse. Du mußt Dein Herz nochmals prüfen und dieses dann ganz allein sprechen lassen. Vernunftgründe sind hier nicht am Platze. Das ist doch gerade das furchtbare, daß die Menschheit durch die jüdische Fremdlehre rein jüdisch denkt und handelt und alles nach Zweck und Lohn beurteilt. Ich denke dabei zufällig an das sogenannte vierte Gebot, es heißt:

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden."

Also nur aus schnödem Eigennutz sollen die Eltern verehrt werden, das ist wohl jüdisch, aber nicht deutsch. Uns ist die Verehrung der Eltern doch eine Selbstverständlichkeit. Man muß nur mal ein wenig tiefer hineinblicken in das ausgeklügelte System, dann wird einem die ganze Unmoral der Lehre offenbar. Doch jetzt geht es wieder an die Arbeit, der Acker muß noch heute fertig werden. Also auf Wiedersehen, Schwester, bis heute abend."

„Auf Wiedersehen, Rolf."

Froh und erleichtert springt Ilse den Hügelweg herunter. Sie bedarf von Zeit zur Zeit der seelischen Aufmunterung seitens ihres Bruders, zu tief hat christliche Suggestion von ihrer Seele Besitz genommen, als daß sie sich schon vollkommen frei fühlen könnte. Aber heute ist Ilse in rosiger Stimmung, und entschlossen wendet sie sich einem Waldweg zu, der in weiter Umgehung des Forstes beim Forsthaus mündet. Ungefähr in der Mitte des Waldes setzt sie sich am Wegrand auf eine Moosfläche, um etwas auszuruhen. Gedankenvoll blickt sie in den vor ihr lie-

genden Buchenwald, und ihr Sinnen gilt jenem Entschluß, der jetzt unwiderruflich in ihr gereift ist. Plötzlich vernimmt sie hinter ihrem Rücken aus geringer Entfernung zwei Männerstimmen:

„August, Du mußt die Schlingen dort in der Hecke anbringen."

„Mensch, halt die Klappe, das weiß ich auch. Brüll noch lauter, damit uns der Förster packt, Dämelskopp."

Ilse zittert vor Erregung. Nur nicht bewegen, denkt sie, damit die Kerle mich nicht bemerken. Aber dann kommt sie zu dem Entschluß, doch zu versuchen, so leise wie möglich davonzuschleichen, denn sie weiß aus Erfahrung, daß mit Wilderern nicht zu spaßen ist. Der Wind steht für sie günstig. Tief gebückt peilt sie sich vorsichtig durch den Graben Schritt für Schritt weiter, bis sie nach einer ungefähr zurückgelegten Strecke von 50 Metern aus dem Graben springt und im Sturmschritt dem Forsthause zueilt. Ilse hat soeben die letzte Biegung des Waldweges genommen, als sie von weitem den Förster aus der Gartentür kommen sieht. Das scharfe Auge des Forstmannes erkennt sie sofort, und ein Glücksgefühl durchbebt seinen Körper.

„Ach, Fräulein Ilse, wie freue ich mich, Sie hier zu sehen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie zu mir wollten. Aber um alles in der Welt, warum sind Sie so aufgeregt?" ruft er ihr beim Herannahen zu.

Ilse kann vor innerer Erregung kaum sprechen. Stokkend berichtet sie von dem soeben Erlebten und von dem Schreck, der ihr widerfahren ist.

„Das sind ja tolle Sachen, Fräulein Ilse, würden Sie die Freundlichkeit haben und mit mir kommen? Aber warten Sie bitte einen Augenblick, ich will nur eben den Hund holen."

Förster Rieke kommt schnell zurück. Die Stelle der Tat ist bald erreicht. Richtig, dort in der Hecke sind mehrere Hasenschlingen angebracht, aber von den Kerlen ist nichts mehr zu sehen. Der Hund nimmt die Spur auf, Ilse und der Förster folgen ihm im Eilschritt. Immer schneller nähert man sich dem Dorfe. Dort liegt das Gasthaus zur Linde. Der Hund läuft vor dem Eingang des Gasthauses hin und her und scheint die Spur verloren zu haben.

„Sagen Sie, Fräulein Ilse, hieß nicht der eine von den Kerlen August?"

„Ich habe es ganz deutlich gehört, Herr Rieke."

„Das ist doch sonderbar. Sollte vielleicht der Wirt August Piepenbrink daran beteiligt sein? Bitte Fräulein Ilse, erzählen Sie nichts weiter davon. Ich halte es für richtiger, zunächst Beobachtungen anzustellen."

Förster Rieke bricht die Verfolgung ab und bittet Ilse, mit ihm ein Stück zurückzugehen. So lenken beide wieder ihre Schritte dem Walde zu.

„Fräulein Ilse", unterbricht der Förster das Schweigen, „darf ich nunmehr von Ihnen die Antwort auf meine Anfrage holen? Darf ich zu hoffen wagen, Sie bald als Frau heimführen zu können?"

Sie haben sich beide am Waldweg niedergesetzt. Ilse weiß nichts zu sagen. Ihr Herz ist übervoll vor Glück. Warum viele Worte sprechen? Sie legt ihren Arm in den

seinen und blickt ihm lange in die Augen. Zwei Herzen finden zueinander und schließen den Bund fürs Leben. Ein Rauschen geht durch den Blätterwald, und tausend Vögel singen aus voller Kehle ein Lied vom neuen Werden.

Der Kaplan Joseph Kornelius schreitet in seinem Arbeitszimmer erregt auf und ab. Die Unterhaltung, die er am gestrigen Tage mit dem Erben Rolf Schulte geführt hat, läßt ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Wohin soll es führen, wenn derartige heidnische Auffassungen von Mitgliedern seiner Gemeinde, weiter Besitz ergreifen? Ist es nicht seine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die heilige katholische Kirche sich immer weiter verbreitet, daß das Wort von der allein selig machenden Kirche weit über seinen engen Wirkungskreis hinausdringt? Und nun muß er erleben, daß die Kinder seiner besten katholischen Mitglieder sich erdreisten, ihm zu trotzen, ihm, dem Pfarrer, vor dem alle seine Gläubigen sich in Ehrfurcht beugen. Ja, ist denn der Teufel hier losgelassen? Du, heilige Maria, du, Mutter Gottes, du Gebenedeite unter den Jungfrauen, gib mir die Kraft und die Stärke, daß ich diese Widersacher in die Schranken zurückweisen kann. Heilige Jungfrau, bitte für uns. Erlöse uns, o, Herr! Wir bitten dich, erhöre uns!

Ja, sollte wirklich der Teufel sein Unwesen hier treiben? Er erinnert sich plötzlich dieser Möglichkeit, setzt sich in seinen Arbeitssessel, schlägt das Markus Evangelium auf und liest Markus 5. 11—14:

> „Und es war daselbst an den Bergen eine große Herde Säue an der Weide. Und die Teufel baten ihn alle und sprachen: „Laß uns in die Säue fahren." Und alsbald erlaubte es ihnen Jesus. Da fuhren die

unsauberen Geister aus und fuhren in die Säue, und die Herde stürzte sich von dem Abhang ins Meer (ihrer aber war bei zweitausend) und ersoffen im Meer."

Ja, so muß es sein, böse Geister schwirren in der Luft, der Teufel treibt sein Unwesen. Vor seinen Augen grinst siegesfroh das trotzige, stolze Gesicht des Bauernsohnes, und in den Ohren dröhnen wie Keulenschläge dessen ketzerische Worte: „Ich pfeife auf die Kirche!" Das hat noch niemand ihm zu sagen gewagt. Der alte niedersächsische Hof des Bauern Schulte steht in Gefahr, heidnisch zu werden. Das muß und soll unter allen Umständen verhindert werden.

Der Kaplan nimmt es mit seinem Beruf sehr ernst. Er hat in seiner Jugend eine strenge katholische Erziehung genossen. Sein Handeln ist nur von dem einen Willen beseelt, Gott zu dienen und alles zu tun, um seiner Kirche in jeder Beziehung gerecht zu werden. Dieses sture Eintreten für eine ihm allein richtig scheinende Idee läßt ihn manchmal Wege gehen, die mit deutschen Sitten und Moralbegriffen nicht in Einklang gebracht werden können. Er stützt sich dabei auf das Pauluswort:

„So aber die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich dann als Sünder gerichtet werden?"

Kaplan Kornelius hat einen frevelhaften Plan gefaßt in der tiefernsten Ueberzeugung, damit ein gottgefälliges Werk zu tun. Steht es nicht klar und deutlich in der heiligen Schrift geschrieben:

„Wenn jemand einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der seines Vaters und seiner Mutter Stimme nicht gehorcht, und wenn sie ihn züchtigen, ihnen nicht gehorchen will ..... so sollen ihn steinigen alle Leute derselbigen Stadt, daß er sterbe" (5. Mose 21/18. u. 21.)

Ja, ist nicht Rolf Schulte ein ungehorsamer Sohn seiner Mutter Kirche, und ist es nicht seine heilige Pflicht, danach zu handeln? Mußten vor tausend Jahren nicht Tausende von Menschen sterben, weil sie Heiden waren und sich wehrten, den Glauben der allein seligmachenden Kirche anzunehmen?

Kaplan Kornelius hat bereits bei Nacht über die Ausführung der Tat gegrübelt und sich durch Beten ein ruhiges Gewissen verschafft. Jetzt ist ihm alles klar. In einigen Minuten erwartet er die Bauernmagd Gesine, und dieses ahnungslose Geschöpf muß, im guten Glauben handelnd, die Vollstreckerin seines Planes werden. Wieder geht der Kaplan in seinem Zimmer erregt auf und ab, und wenn er auch über die Richtigkeit seines Handelns zum Heile der ihm einsuggerierten Lehre voll überzeugt zu sein scheint, so raunt doch tief aus dem Unterbewußtsein seiner Seele immer und immer wieder wie ein fernes Mahnen die Stimme seines Erbgutes. Aber die ihm in seiner Jugend anerzogene Dressur triumphiert stets als Siegerin. Sie weiß dieses Mahnen abzuschwächen und sein Vorhaben als gottgewollt zu rechtfertigen.

Durch das Klopfen an der Tür seines Studierzimmers wird der Kaplan aus seinem Denken herausgerissen. Auf das „Herein" tritt Gesine in das Zimmer. Der Kaplan

empfängt sie freundlich, fordert sie auf, Platz zu nehmen und unterhält sich über alle sie interessierenden Dinge mit ihr, besonders über ihren Heinrich, mit dem sie sich nun bald zu verehelichen beabsichtigt. Dann erkundigt er sich nach den Gepflogenheiten des Hauses und erfährt zu seiner Genug-



tuung, daß Gesine dem Bauernsohn Rolf morgens den Kaffee zurechtmacht. Die Bäuerin erscheine wohl auch, aber trinke in den meisten Fällen hinterher ihren Morgentrank. Er erfährt weiter, daß Rolf gern und reichlich Zucker nimmt und die Bäuerin darüber oft erbost sei.

„Oh", wendet der Kaplan ein, „da kann ich Dir helfen, Gesine, wenn Du zu schweigen verstehst. Hier gebe ich Dir ein kleine Kapsel mit Süßstoff. Dieses Päckchen genügt, um zwei Tassen Kaffee vollkommen zu versüßen. Der Einfachheit halber schüttest du den winzigen Inhalt in die Kanne, dann wird Herr Schulte sr. staunen, wenn er auf dem Tisch keinen Zucker vorfindet und der Kaffee trotzdem süß ist."

„O ja, Herr Kaplan, frohlockt Gesine, wenn das möglich ist wird sich die Bäuerin freuen, auf diese Weise Zucker zu sparen, den sie so dringend zum Einmachen benötigt. Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar. Mit der Probe mache ich mir einen Spaß mit Rolf. Hokus, Pokus, und der Kaffee ist süß. Na, auf das überraschte Gesicht bin ich gespannt. Doch nun muß ich gehen. Es wird allerhöchste Zeit, die Bäuerin wartet auf mich. Also auf Wiedersehen, Herr Pfarrer."

„Auf Wiedersehen, Gesine, mach es gut.

Gesine ist seinen Blicken entschwunden. Der Kaplan reibt sich die Hände. Eilig nimmt er Hut und Mantel und schreitet würdevoll in das Gotteshaus, um Gott um seinen Segen für das Gelingen dieser für ihn gottgefälligen Sache zu bitten. Ein Strahl der Abendsonne dringt durch das Kirchenfenster, als er den Tempel betritt und bestrahlt goldig das schwarze Ebenholzkreuz mit dem aus reinem Gold hergestellten Corpus des Nazareners. Ein befriedigtes Lächeln huscht über das Gesicht des Geistlichen. Er bekreuzigt sich und flüstert die Worte: „Ja, Heiland, um Deinetwillen."

Rauhe, nasse Herbststürme fegen über das Land. Die Natur ist im Begriff, das Sommerkleid abzulegen und sich für den langen Winter vorzubereiten. Die Laubbäume stehen schon teilweise kahl und öde, zerzaust von den Stürmen, die unerbitlich durch das Geäst jagen, nur die Nadelhölzer künden noch mit ihrem satten Grün von einstiger schöner Sommerzeit.

Das Forsthaus hat heute Festtagskleidung angelegt. Förster Rieke will den Tag der Verlobung mit Ilse Schulte im kleinen Kreis festlich begehen. Die Bäuerin, die seit einigen Wochen infolge eines plötzlich aufgetretenen Darmleidens stark kränkelt, hat Grund, ihre Teilnahme zu versagen. Aus der gleichen Veranlassung hat sie bereits ihrer Tochter die Bitte, die Verlobungsfeier auf dem Bauernhof stattfinden zu lassen, abschlagen müssen. Man würde ihr unrecht tun, wollte man daran zweifeln. Sie liegt bereits seit 14 Tagen bettlägerig, und ihr Zustand hat sich eher verschlechtert als gebessert. Der Arzt bemüht sich eifrig, eine Gesundung herbeizuführen, vermag jedoch den Grund und die Ursache des Leidens nicht festzustellen. Es schwebt etwas Geheimnisvolles um das Krankenbett der Bäuerin. Täglich erhält sie den Besuch des Kaplans, der durch Fürbitten mancherlei Art Versuche anstellt, eine Chance bei seinem Herrgott für die Kranke zu erhalten. Aber auch das Beten scheint keine Gnade im Himmel zu finden, so sehr er sich auch darum bemüht. Der Zustand der Bäuerin nimmt immer bedenklichere Formen an.

Heide hat die Wohnung festlich hergerichtet. Vor der Haustür prangt ein schöner Kranz. Der Flur ist mit Blumen in geschmackvoller Weise ausgeschmückt, und die Festtafel ist wahrlich ein Glanzstück feinster Dekorationskunst. Der Förster sieht in seiner Festuniform jung und frisch aus und es erscheint fast unglaubhaft, daß er schon eine fast siebzehnjährige Tochter sein eigen nennt. Heide erscheint in ihrem hellblauen Kleide mit ihrem flachsblonden Haar und den stahlblauen Augen wie ein ewiger Frühling, eine aufbrechende Knospe, die auf Erfüllung wartet. Alles ist zum Empfang der Gäste vorbereitet. Selbst Trude, das Hausmädchen, hat ihr Festtagsgewand angelegt.

Da kündet die Hausglocke die Ankunft der Gäste. Lehrer Rölling mit seiner Tochter Rotraut und seinem Sohn Werner betreten als erste das Zimmer, dann folgen der Bauer Schulte und sein Sohn Rolf, den Schluß bildet Förster Rieke mit seiner Verlobten Ilse Schulte, die in ihrem Arm einen wundervollen Strauß weißer Rosen, den Brautstrauß ihres Verlobten, trägt. Das Paar nimmt die für sie vorgesehenen Plätze ein und bittet die Gäste, ebenfalls Platz zu nehmen. Heide hat für das Wohl der Gäste reichlich und gut gesorgt und ein guter Tropfen fördert die notwendige Stimmung. Bauer Schulte sen. klopft an das Glas und hält eine Rede auf das Brautpaar, er wünscht und hofft, daß trotz der sich aus bekannten Gründen ergebenen Schwierigkeiten beide als deutsche Menschen an einem Strick ziehen mögen, um einer glücklichen Zukunft entgegengehen zu können. Er mahnt zur Einigkeit, denn nur sie allein ist die Voraussetzung eines gesicherten Le-

bens. Ein dreifaches Hoch auf das Paar wird von den Gästen begeistert aufgenommen.

Jetzt begibt sich Herr Rölling an den Flügel, und Heide singt in ihrer bezaubernden Art das Lied von Ludwig van Beethoven:

Ich liebe dich, so wie du mich
Am Abend und am Morgen.
Es war kein Tag, wo du und ich
Nicht teilten unsre Sorgen.

Es ist ein wahrer Genuß, ihrer glockenreinen Stimme zu lauschen. Heide ist beim Singen vollkommen abwesend. Sie lebt mit ihrer Kunst in einer anderen Welt, wie verklärt sind ihre Gesichtszüge. Wahrscheinlich schweifen die Gedanken wieder zurück in jene Zeit, in der sie mit kindlichem Gemüt sich dem harmlosen Spiele hingab. Unwillkürlich streifen ihre Blicke Ilse und Rolf Schulte, die wieder alte Erinnerungen an Hans wach werden lassen. Heide ist oftmals mit sich selbst unzufrieden über ihre zeitweilige Unfähigkeit, Hans Schulte nicht vergessen zu können. Sie ist sich der Sinnlosigkeit solchen Erinnerns vollkommen bewußt, zumal sie weiß, daß sie ihn nie wiedersehen wird.

Werner Rölling, des Lehrers Sohn, ist bis über die Ohren in Heide verliebt. Heide weiß das, sie schätzt ihn sehr, vermag jedoch nicht, seine Neigung zu erwidern. Ihr fehlt der seelische harmonische Einklang mit ihm. Werner ist ihr ein lieber Freund, mehr kann sie ihm nicht sein.

Die letzten Akkorde des Beethovenschen Liedes sind verklungen. Ein stürmischer Beifall belohnt die Sängerin für ihre hohe Kunst. Heide dankt ergriffen und begibt sich schweigend auf ihren Platz.

Zwei verliebte Seelen haben dem Drange ihres Herzens folgend die Gelegenheit benutzt, um sich, wie man zu sagen pflegt, stillschweigend zu drücken. Es sind Rolf Schulte und Rotraut Rölling. Das Herz ist beiden übervoll.

Der Herbststurm, der noch vor wenigen Stunden mit seinem Rauschen und Brechen den Wald unheimlich erfüllte, ist einem friedlichen, stillen Abend gewichen. Kein Zweig der stolzen bis in den Himmel ragenden Fichten scheint sich zu bewegen, und der alte, gute Mond, der so vielen liebenden Herzen ein treuer Freund und Begleiter ist, lugt ab und zu neugierig hinter schwer dahinziehenden Wolken hervor, sichtlich erfreut, wieder zwei Menschen einen Liebesdienst erweisen zu können.

Der Weg führt beide durch die Gattertür hinaus in den schönen Tannenwald. Dieser herrliche, lange, moosüberwucherte Waldpfad, umsäumt von riesigen vollen Fichten mit lang herabwallenden Aesten, geheimnisvoll vom Scheine des leuchtenden Vollmondes bestrahlt, ist wahrlich ein erhabenes Bild göttlichen Friedens, nur das Geschrei eines Nachtvogels oder das Geräusch eines flüchtenden Wildes unterbricht zuweilen die Stille dieser Einsamkeit.

In den letzten Wochen hat Rolf mit Rotraut nur immer flüchtig ein Treffen ermöglichen können. Die Herbstbestellung seines Ackers nimmt seine ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Heute findet er zum ersten Male wieder Muße, sich einige Stunden der Erholung zu gönnen. Seit jener Stunde, in der er seinem Herzen durch die Aussprache mit dem Kaplan Luft gemacht hat, ist es ihm nie mehr vergönnt gewesen, Rotraut für längere Zeit zu sehen. Seine Gedanken weilen jedoch immer bei ihr, und eine große

Sehnsucht, sie ganz zu besitzen, bemächtigt sich seines stürmenden, drängenden Herzens. Doch jetzt ist die Stunde gekommen, in der er seine Liebste allein bei sich weiß, hier inmitten der Schönheit der Natur, von niemanden belauscht und gesehen, glaubt er seine Gefühle nicht mehr meistern zu können. Stürmisch reißt er Rotraut an sich. In heißen, langen Küssen sucht Rolf die Glut seines fiebernden Herzens zu stillen, und unter dem Schutze herabhängender, üppiger Zweige einer stolzen Fichte, träumen zwei Menschen in seliger Verschlungenheit ihrem neuen Glück entgegen. Zwei Herzen in reiner Minne vereint, singen in herrlicher Harmonie das alte und ewig neue Lied sinnvollen Werdens. Als beide wieder in das Forsthaus eintreten stellt Rolf den Anwesenden zu deren nicht geringen Ueberraschung und Freude, Rotraut als seine Braut vor und bittet Lehrer Rölling, ihm nachträglich seine Zustimmung zu erteilen. Lehrer Rölling hat dagegen nichts einzuwenden. Ihm ist schon seit langem bekannt, daß Rotraut diesem großen Bauernsohn ihr Herz geschenkt hat.

Soeben ist man im Begriff, auch diese zweite Verlobung zu feiern, als die Festteilnehmer durch das stürmische Läuten der Hausglocke aus ihrer Stimmung gerissen werden. Die von der Eingangstür in das Festzimmer dringenden erregten Stimmen lassen erkennen, daß etwas ganz Besonderes vorgefallen sein muß. Im gleichen Augenblick erscheint Gesine, die Bauernmagd, in der Tür und schreit aufgeregt:

„Bauer, Bauer, kommen Sie schnell, die Bäuerin liegt im Sterben. Der Kaplan ist schon da und gibt ihr die letzte Oelung."

Erstarrt hören alle diese furchtbare Botschaft und erheben sich von ihren Plätzen. Wie ist es nur möglich, daß diese immer kerngesunde Bäuerin, innerhalb weniger Wochen dem Tode nunmehr geweiht ist? Diese Frage scheint allen Anwesenden auf dem Gesicht geschrieben zu stehen. Besonders ist es Rolf, dem das Unbegreifbare dieses Geschehens ganz besonders zu denken Veranlassung gibt. Aber so sehr er sich auch bemüht, Klarheit in dieser Angelegenheit zu gewinnen und seine Vermutungen dem Vater und der Schwester gegenüber zum Ausdruck zu bringen, so findet er doch keinen Anhaltspunkt, um den Beweis der Richtigkeit seiner Annahme zu führen. Rein gefühlsmäßig raunt in seinem Unterbewußtsein das Ahnen einer bösen Tat, die den Verdacht in ihm aufkommen läßt, daß hier etwas vorgefallen sein muß, das mit Rotraut und ihm in irgendeiner Weise im Zusammenhang steht. Wie ein Blitz jagen die Gedanken durch sein Gehirn.

Der Bauer Schulte verabschiedet sich mit seinen beiden Kindern Ilse und Rolf von den Zurückbleibenden. Sie beeilen sich, noch rechtzeitig an das Sterbelager der Bäuerin zu gelangen. Als sie jedoch in den Hof einbiegen wollen, kommt ihnen der Großknecht Heinrich mit der Trauerbotschaft entgegen, daß die Bäuerin soeben entschlafen sei. Die Kunde trifft sie wie ein Schlag. Tief gebeugt steht der Bauer mit den Kindern an dem Totenbett der Entschlafenen. Jetzt, in der Stunde des Todes, tritt der Verlust dieser Frau Mann und Kindern klar ins Bewußtsein. Sie war ohne Zweifel eine fleißige, tüchtige Hausfrau, die mit Uebereifer, der oftmals in Strenge ausartete, für das Wohl ihrer Angehörigen sorgte, und wenn sie in religiöser Bezie-

hung einen fanatisch, dogmatischen Standpunkt einnahm, so geschah es nicht aus Böswilligkeit, sondern aus der strengen ihr anerzogenen Ueberzeugung heraus, dadurch dem Wohl und Wehe ihrer Angehörigen am besten zu dienen. Sie wollte sich und ihren Angehörigen die qualvollen Stunden des Fegefeuers ersparen, an dessen Vorhandensein sie fest glaubte. Diesen Standpunkt vertrat sie mit der ihr eigenen energischen, kompromißlosen Art, wodurch wiederum mancherlei Zwistigkeiten zwischen ihr und ihren Kindern hervorgerufen wurden, die sich in religiöser Beziehung eine freiere Auffassung angeeignet hatten. Unter diesen besonders in der letzten Zeit des öfteren auftretenden Unstimmigkeiten litt sie sehr. Trotzdem suchte die Bäuerin stets durch aufopfernde, fürsorgliche Betreuung und Pflege ihrer Sippe, die Kluft zu überbrücken und alles wieder gutzumachen.

Der Kaplan hat sich nach dem Eintreffen der Angehörigen zurückgezogen. Dem Bauern ist es nicht entgangen, daß der Priester ihm seit einigen Wochen scheu aus dem Wege geht. Er glaubt jedoch, eher den Grund in der Duldung des Verkehrs seiner Kinder mit Rotraut Rölling und Förster Rieke zu finden. Als er jedoch eben beim Abschied diesen sonst so ruhigen und überlegenen Gottesdiener erregt, ja fast verstört sich gegenüber sieht, wird er stutzig. Auch Rolf ist das fahrige Wesen des Kaplans nicht entgangen und stärkt ihn in seinen Vermutungen. Ruhig, mit ausgeglichenen, friedlichen Gesichtszügen liegt die Bäuerin auf ihrem Totenbett. Das Schwinden des Bewußtseins hat sie von allen körperlichen Leiden und seelischen Qualen erlöst. So ist der Tod ja nichts anderes, als ein ewi-

ger Schlaf, als das dauernde Schwinden des menschlichen Bewußtseins, während der Körper sich den ewig waltenden Naturgesetzen unterordnet und stofflich mit den Elementen des Kosmos die naturnotwendigen Verbindungen eingeht, wie die Natur es dem menschlichen Auge in tausendfältiger Art erschauen läßt. Diese göttlichen Gesetze sind unumstößlich und kein Bitten und Beten wird auch nur etwas daran zu ändern vermögen. Kein Priester, auch kein Papst hat die Macht, in die göttliche Ordnung einzugreifen. Ohnmächtig, erbärmlich und kleinlaut stehen sie diesem ewigen Geschehen gegenüber. Sie können den Tod mit ihrem stumpfen, abtötenden Geplapper nicht verhindern, weil das Vergehen und Werden den ewig gültigen, göttlichen Naturgesetzen unterworfen ist. So ist das Sterben nichts anderes als ein unerbittliches Muß zum Zwecke der Erfüllung des Wunschzieles Gottes. Ohne Tod kein Leben. Jeder Mensch ist einmalig, ein Atemzug des Göttlichen, deshalb ist der Tod der große Mahner, der den Menschen daran erinnert, solange er lebt, den in ihm geborenen göttlichen Wünschen zum Guten, Wahren und Schönen zu lauschen und sein Leben danach zu gestalten. Mit dem Tode, mit dem Schwinden des Bewußtseins, besteht diese Möglichkeit nicht mehr. Das herrliche Paradies, das ewige Jenseitsleben, gehören in das Reich kindlicher Vorstellungen. Die Verkündigung dieser als Höchstziel des Lebens zu erreichenden Erfüllung dient einer jüdisch orientalischen Lehre nur dazu, die ahnungslosen Gläubigen vermittels auszuführender Gebetsübungen an sich zu fesseln, um sie leicht beherrschen zu können, denn der Wunsch des ewigen Lebens liegt tief gebettet im Unterbewußt-

sein jeder menschlichen Kreatur. Bedarf es da nicht einer geschickten Handlung machtlüsterner Priester, diesem immerwährenden Wunsche des Nichtsterbenmüssens durch eine Form den Sitten und Gebräuchen unseres Volkes angepaßte Lehre entgegenzukommen, um auf die Weise viele suchende Menschen für sich zu gewinnen? Für diesen Ewigkeitsgedanken unterwirft der ahnungslose, nach Lohn heischende Mensch sich gern den kirchlichen Gepflogenheiten, die in erster Linie auf ein immerwährendes Opfern für die gedeihenden Pfründe des Unternehmens eingestellt sind, denn wie rief doch der sattsam bekannte Mönch Tetzel seinen Gläubigen entgegen: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel springt."

Der Bauer und seine Kinder schauen nach einmal in das Gesicht der Bäuerin und verlassen schweigend das Zimmer. Ein Blatt ist wieder vom großen Baum des Lebens gefallen.

Von der Kirche des Dorfes erschallen dumpf und schwer die Totenglocken. Ein langer Zug mehr oder weniger trauernder Dorfbewohner bewegt sich hinter dem von zwei schweren Pferden gezogenen Leichenwagen der verstorbenen Bäuerin. Außer dem üblichen kirchlichen Gepränge folgen hinter dem Sarg nach der Geistlichkeit die nächsten Angehörigen, weiter die männlichen Anverwandten und Bekannten des Schulten-Hofes, ihnen schließen sich die Frauen und Mädchen des Dorfes an. Auch Heide Rieke und Rotraut Rölling hielten es für ihre Pflicht, der Bäuerin das letzte Geleit zu geben und haben sich im letzten Augenblick dem Trauerzuge angeschlossen. Die Beteiligung ist so groß, daß Heide und Rotraut die Spitze des Geleites

nicht überblicken können. Doch jetzt biegt der Zug rechts in den Friedhof ein. Da bemerkt Heide an der Seite des Bauern einen Mönch, der in aufrechter, stolzer Haltung würdevoll hinter dem Sarg einherschreitet. Heide kann sich vor innerer Erregung kaum fassen. Unwillkürlich ergreift sie Rotrauts Hand und flüstert ihr ganz entgeistert ins Ohr: „Ist das nicht Hans Schulte? Rotraut, ja, das ist er, ich kann mich nicht irren. Seine große, stolze Gestalt, der Gang, die stattliche Haltung weisen darauf hin. Also. ein Mönch, ein einsamer, von der Welt abgeschlossener Mensch, der allen Freuden des Lebens entsagt hat. Wird er dort seinen Frieden finden?"

Heide hat leise vor sich hin gesprochen. Ihr Herz ist von alten Erinnerungen aufgewühlt, die verheilte Wunden wieder aufzureißen drohen. Wie von einer unsichtbaren Macht gelenkt, drängt es sie, näher an das Grab heranzukommen. Nun ist sie ganz in seiner Nähe, nur einige Meter von ihm entfernt, da schreitet der Mönch zum Grabe seiner Mutter und vollzieht die feierlichen letzten Handlungen. Den Kopf gebeugt, verweilt er kurze Zeit im Gebet vertieft stumm an der Grabesstätte. Heide sieht unaufhaltsam in das ernste Gesicht dieses Mönches. Es ist unfaßbar und unmöglich, den Gedankengängen dieses einstigen frischen, tatenfrohen Sohnes einer niedersächsischen Bauernscholle zu folgen und ihnen Verständnis entgegenzubringen. Entsetzt spürt sie die Folgen einer Erziehung, die sich auf der Grundlage einer streng dogmatischen, irrigen, allem Natürlichen hohnsprechenden Fremdlehre vollzieht. Jetzt hebt er den Kopf und seine Augen blicken erschrocken und wehmütig in das schöne, lebensbejahende Antlitz seiner ersten Liebe; aber

dann tritt ein leichtes, zufriedenes Lächeln in seine Züge, und schnell wendet er sich zum Gehen. Ein bitterer, brennender Schmerz will Heides Herz zerreißen. Sie weiß, daß Hans sie liebt, und all ihr Mühen und Denken will ihr keine Klarheit darüber verschaffen, warum er trotzdem der schönen göttlichen Welt entsagt und auf ihre Minne verzichtet. Könnte Hans nicht auch um sie kämpfen, wie es Rolf um Rotraut getan hat? Gewiß, Hans ist ein Träumer. Der Wille, dem Göttlichen zu dienen, eine Veredlung mit sich herbeizuführen, allem Schlechten und Bösen den Kampf anzusagen, hat ihn in die Einsamkeit getrieben. Ist er jedoch auf dem richtigen Weg und wird er das finden, was er sucht? Sind dort nicht auch Menschen mit all ihren Fehlern und Unzuträglichkeiten? Hans sucht die Vollkommenheit, er sucht Gott, doch Gott ist nicht in steinernen kalten Mauern, Gott ist überall, er offenbart sich den Menschen in seiner ganzen Erhabenheit in allen Erinnerungen der Natur, dort kann man ihn erleben. Heide denkt an ihren Vater, mit dem sie oft über das Wesen des Göttlichen auf ihren gemeinsamen, herrlichen Waldgängen gesprochen hat.

Die Trauerfeier ist vorüber. Heide verabschiedet sich von Rotraut und geht mit wundem, schmerzendem Herzen dem Forsthause zu.

Ueber der Brüstung des Fensters seiner Zelle lehnt ein junger Mönch. Sein Blick schweift weit hinaus in den blühenden Frühling der unter ihm liegenden herrlichen Landschaft. Fern am Horizont erschaut er in duftigen Nebel gehüllt die Höhenzüge des gewaltigen Gebirges. Wie ein Silberband schlängelt sich durch die malerische weite Ebene ein breiter Fluß, der hinter einem gewaltigen Gebirgsmassiv plötzlich verschwindet. Im Tal tief unter ihm leuchten blütenschwangere Obstbäume und erfüllen mit ihrem atemberaubenden Duft die warme Frühlingsluft. Hoch in den Lüften zieht ein Habicht seine stolzen, kühnen Kreise und Hunderte von munteren, flinken Schwalben tummeln sich in dem blauen Aether. Die Sonne sendet ihre wärmespendenden Strahlen in die noch winterkalte Erde und erweckt Tier und Menschen aus ihrem langen, langen Winterschlaf. Ein neues Leben will mit Urgewalt seinen Einzug halten. Auf den Wiesen blühen in überschwenglicher Pracht all die vielen Frühlingsblumen und erfreuen durch ihr Farbenspiel wache, menschliche Herzen. Finken, Meise und Stare zwitschern im bunten Durcheinander ihr Einzugslied, und selbst die Königin der Sängerinnen, die Nachtigall, läßt aus fernem Walde ihre lang gezogenen, wehmutsvollen Töne erschallen. Wessen Herz muß nicht vor diesem Frühlingswunder in Ehrfurcht erschauernd, staunend stille stehen? Kann es etwas Schöneres geben, als so einen herrlichen Lenzestag?

Der Dominikanermönch Angelicus atmet tief. Er kann sich beim Anblick dieses herrlichen Naturbildes eines Ausdrucks innerer Begeisterung nicht erwehren, und doch mischt sich in dieses frohe Erleben ein Wehmutsschmerz, der, wie so oft, ihn niemals zu einem glücklichen Menschen werden läßt.

Zwei volle Jahre sind seit jenem Tag vergangen, an dem er zum letzten Mal den Menschen erschaute, der sein ganzes Ich mit einem Gefühl heißer Sehnsucht erfüllte. Sein Keuschheitsgelübde verbietet ihm zwar, überhaupt sich solchen Gedanken hinzugeben und seiner religiösen Dressur entsprechend bekreuzigt er sich, um dadurch sein Herz von dieser Sünde zu entlasten, aber so sehr er sich auch bemüht, die ihm durch das Gelübde auferlegten Pflichten zu erfüllen, der Gedanke an Heide bricht sich aus dem Unterbewußtsein immer und immer wieder Bahn und läßt sein ernstes Wollen ruhelos scheitern.

Ja, er muß sich ehrlich gestehen, daß seine Gedanken nicht mehr uneingeschränkt der Sache dienen, die ihm Verpflichtung wurde, daß er mit ihnen in jeder freien Zeit, die ihm sein angespannter religiöser Dienst noch läßt, hinüberschweift, weit fort von hier, dorthin hinter jenen Bergen, wo die Heimat winkt, wo Menschen wohnen, die Anteil nehmen an seinen Leiden, seinen Freuden, die ihn zu verstehen sich bemühen. Ach, du stolzer Vogel, der du deine Kreise ziehst, so erhaben schön in freier Luft, wie beneide ich dich, und dich du breiter Strom, der du in Freiheit dir deinen Weg bahnst und alle Hindernisse tatenfroh beseitigst. Du eilst dem freien Meere zu, wo stolze Schiffe durch mächtige Wogen ihre Bahn ziehen, wo Möven frei und kühn

den Kampf ums Dasein führen. Und ihr leuchtenden Wolken, die ihr von dem wärmespendenden Licht der Sonne umkost und durchflutet werdet, die ihr in erhabener Schönheit in die Freiheit strebt, grenzenlos, wie gerne möchte ich mit euch ziehen! Freiheit, Freiheit, du herrliches, befreiendes Wort, das meine ganze Seele erfüllt, nach dem ich wie ein Dürstender lechze, das mir trotz aller unerhörten, demütigenden Dressur wie ein Fanal vor meinen Augen steht und mich mehr und mehr zur Entscheidung drängt. Habe ich hier zwischen den kalten Mauern dieses Klosters meinen Frieden gefunden? Wohnt hier das Gute, das Wahre, das Schöne, das Göttliche, wonach mein Herz verlangt und was ich suche? Wohnen nicht zwischen diesen Wänden Argwohn, Neid, Furcht, Unehrenhaftigkeit, Heuchelei, Unfriede, Zankesluft, Spitzeltum und alle Untugenden, die eine irrende Vernunft sich erdenken kann? Wahrlich, ich habe mich ernstlich bemüht, alles, aber auch alles zu tun, um den Ordensregeln gerecht zu werden, aber diese nichtswürdigen Demütigungen, diese Intriguen, denen man täglich unterworfen ist, sind Werke des Satans und nicht mehr erträglich! Das kann nicht der Wille Gottes sein! Nichts Göttliches umweht diese kalten Mauern. Hier wohnen Menschen mit all ihren Schwächen.

Ach, du großer, erhabener Gott, der du dich mir in dieser vor mir liegenden überwältigenden Natur offenbarst, überstrahle mein Herz mit deiner Güte und gib mir den Mut und die Kraft, dich zu finden, dein Wesen zu erschauen, deinem Willen nachzuspüren, um dich ganz zu besitzen. Laß in meinem stürmenden Herzen die Ruhe und den Frieden einziehen, den ich bedarf, um dir zu dienen.

Du mächtiger Schöpfer, du Vollender allen Geschehens, laß mich dir ganz gehören, laß mich Einblick gewinnen in dein Wollen. Hier in diesen Klosterzellen kann ich keine Freude finden, mein Herz will vermodern unter der Mißgunst und dem Neid meiner Brüder, unter den Erniedrigungen, die mir täglich auferlegt werden. Mein ganzes Ich sträubt sich gegen diese Maßnahmen, und ich will und kann es nicht mehr ertragen. Den letzten Funken meines Gottesstolzes reißt man mir aus der Seele, alle Empfindungen und Regungen tötet man in mir. Ich soll sein wie ein Leichnam, tot nach innen, tot nach außen, ein Stock oder Stein mit dem man schlägt oder der gestoßen wird. Dich, großer Gott, habe ich hier gesucht, dir wollte ich dienen, dir ganz allein, aber gefunden habe ich eine Hölle, in welcher der Teufel unbarmherzig sein Unwesen treibt, einen Pfuhl voller Unrat und Gerümpel.

Frater Angelicus hat seinen Kopf auf beide Arme gestützt und schaut unverwandt in die weite, befreiende Landschaft, als wolle er die Schönheit der Natur ganz in sich aufsaugen. Seine Gedanken schweifen zurück in jenes Jahr, in dem er, vom Seminar entlassen, sich entschloß, in abgeschlossener Einsamkeit das zu suchen, was sein Herz erstrebte, Gott zu dienen. Der Gedanke, Dominikaner Mönch zu werden, hatte ihn damals so sehr begeistert, daß ihm die verlangte elfmonatige Bewerbungszeit wie eine Ewigkeit erschien. Zehn Tage vor der Einkleidung unterlag er den sogenannten Exerzitien, die unter dem Geleitwort „Soli Deo“ (für Gott allein) abgehalten wurden. Sie stärkten ihn in seiner Annahme, den richtigen Weg zur Vervollkommnung beschritten zu haben. Nach Beendigung der

Uebungen wurde er nachmals vom Novizenmeister gefragt, ob sein Entschluß, in den Orden einzutreten, endgültig wäre, was er freudig bejahte. Aber kaum war die Einkleidung vollzogen, da begann die Dressur und mit ihr schwand der Dienst für Gott. Sein Selbstbewußtsein und sein Eigenwille mußten ausgerottet, Stolz und Eitelkeit verschwinden und an deren Stelle Demut in höchster Vollkommenheit anerzogen werden.

Durch Auferlegen täglicher, unwürdiger Strafen und demütigender Bußen wird praktisch dieses höchst erstrebenswerte Ziel zu erreichen versucht. Er wird wie ein Kind behandelt. Um jeden Brief, den er schreibt, muß um Erlaubnis gebeten werden, seine nach dem Schlafengehen abgelegten Kleider unterliegen einer heimlichen Durchsuchung, für jedes zu schnelle Gehen oder übereiltes Hinaufspringen der Treppe wird ihm eine Rüge erteilt. Fehlt er, so muß er sich von seinem Mitbruder kniend die brüderliche Zurechtweisung erbitten. Er denkt an all die härteren Strafen, die ihm zu seinem Heile und zur Ehre Gottes auferlegt werden, an die zermürbenden Stunden und Tage, die er in einem finsteren Loch mit nach außen verschlossenen Türen zubringen mußte und an die vielen Selbstgeißelungen, die ihm zum Erreichen des inneren Friedens angepriesen sind. Das Blut läßt ihn jetzt noch die Zornesader anschwellen, wenn er an jene jeder Menschenwürde hohnsprechende Buße denkt, die bei jedem kleinen Verstoß gegen die Ordensregel fast täglich angewandt wird, die „Venia". Auf Befehl des Oberen ist er gezwungen, sich vor ihm oder der Kommunität lang gestreckt in hündischer Weise, auf den Boden zu werfen, dabei muß

die rechte Hand an die Stirn gelegt und diese selbst auf die Erde gepreßt werden. Da in ihm das Freiheitsgefühl nicht zu erlöschen ist, verstößt er sehr oft gegen die Ordensregeln und ist fast täglich dieser entwürdigenden Strafe ausgesetzt. Dieses „Herunter in den Staub", dieses Zerbrechen des Mannesstolzes, will ihm schier das Herz zerreißen. Immer wieder muß er sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht seiner Empörung in nicht angebrachter Weise Luft zu schaffen und wieder härteren Strafen ausgesetzt zu sein. Doch diese Dressur kann seine Seele nicht ertragen, er fühlt es immer deutlicher. Die Verstöße gegen die Regeln des Ordens werden mehr und mehr, so daß er die größten Demütigungen über sich ergehen lassen muß. So wird er gezwungen, sich vor die Türschwelle des Refektoriums (Eß- und Versammlungsraum) zu legen und die Konfraters über sich hinwegsteigen zu lassen.

Ein anderes Mal nötigt man ihn, dem Prior die Füße zu küssen. In einem Falle, in welchem er von einem Frater beleidigt wird, empfiehlt ihm der Magister, den Beleidiger anzuspucken. Angelicus hat jedoch auf jene entwürdigende Handlungsweise verzichtet und diesen frommen Herrn auf seine ihm gerecht erscheinende Weise zur Rechenschaft gezogen. Schmerzlich erinnert sich der Mönch Angelicus an jene furchtbare Erniedrigung, die er erfahren mußte, als er versuchte, durch einen Mitbruder einen Brief an Heide Rieke heimlich zur Post gelangen zu lassen, dieser war jedoch ein Spitzel und verriet ihn an den Oberen. Die Folge war die Proklamation oder das Anklagen dieses Fraters in den wöchentlich stattfindenden Schuldkapiteln im Refektorium vor versammeltem Kon-

vent. Der Magister befahl ihm, die „Venia" zu machen und forderte den Spitzel auf, ihn anzuklagen, was diesem sauberen Frater scheinbar noch Freude zu bereiten schien, denn er versäumte nicht, die mit seinem Herzensblut geschriebenen Worte an Heide bis in alle Einzelheiten vorzutragen. Sein Handeln wurde als schwerer Verstoß gegen die Ordnungsregeln angesehen und zog ihm einen Tag Arrest und einmalige Selstgeißelung zu.

Die Begeisterung für den Orden hat bei ihm merklich nachgelassen. Hinzu kommen noch vielerlei Widersprüche und Seelentötungen, die insbesondere in dem rücksichtslosen Schweigeverbot des Dominikanerordens ihren Höhepunkt erreichen, denn ihm ist nur in einer Erholungsstunde und bei den nur zweimal wöchentlich angesetzten kurzen Ausgängen gestattet, einige Worte mit den anderen Fraters zu sprechen. Während der täglichen zwanzig Minuten dauernden Rundgänge im Garten darf kein Wort gesprochen werden. Ein furchtbares Martyrium, das ihm bei der täglichen Zusammenarbeit mit den anderen Mönchen fast das Herz im Leibe tötet. „Wenn das Herz voll ist, läuft der Mund über" sagt ein Sprichwort und ihm ist, weiß Gott, das Herz übervoll. So bricht er oft das Schweigen und zieht sich stets die Strafe des unerbittlichen Novizenmeisters zu. Am widerlichsten empfindet er die „Direktio", dieses Herumschnüffeln in seinem inneren Seelenleben gleicht einer Seeleninquisition. Das Bemühen des Novizenmeisters oder des Provinzials, selbst seine intimsten Geheimnisse, die sehr oft auf das sexuelle Gebiet übergehen, zu ergründen, erfüllt ihn mit tiefster Verachtung. Die Eintönigkeit des Klosterlebens, das sich täglich fast in

der gleichen Weise abwickelt, wie Beten, aszetische Vorträge hören, schaurige Betrachtungen anstellen, mystische Schriften lesen, dazwischen die Demütigungen, Bußen, Gehorsamsprüfungen, besonders die brutale Handhabung des Schweigeverbotes seitens des Novizenmeisters will ihn schier in Raserei bringen. Wie oft muß er am eigenen Leibe Ungerechtigkeiten erfahren, wogegen er nicht einzuschreiten vermag, weil Beschwerden grundsätzlich im Sinne des Ordens entschieden werden. So ist ihm bei diesen fortgesetzten, in vielen Fällen absichtlich hervorgerufenen Stänkereien und Ungerechtigkeiten unter den Fraters seine kahle Zelle fast heimisch geworden. Nur ein Kreuz und ein Marienbild dürfen die Wände schmücken. Nüchtern und kahl ist alles gehalten, damit unter keinen Umständen individuelle Gemütsauffassungen Platz ergreifen können. Sehr oft wird die Zelle aus dem gleichen Grunde gewechselt. Beim Einkleiden wird ihm alles, was ihm lieb und wert ist , abgenommen, selbst die Uhr, ein altes Sippenstück, ging in die Hände dieser Seelentöter. Nur ein Andenken vermochte er wie ein Kleinod zu hüten und vor den Augen seiner liebwerten Mitbrüder zu verbergen, das ist der kleine Freundschaftsring, den Heide ihm damals am Grabe ihrer Mutter zur Erinnerung überreichte. Ja, das ist sein großes Geheimnis und an diesem hängt er mit seinem ganzen Herzen. Wie oft hat er den schlichten Reif aus seinem Versteck geholt, ihn wie ein Kind betrachtet, ihn gekost. Manche Träne der Freude und des Leides ist der Ausdruck seiner inneren Verfassung. Das ist seine einzige, wahre Erholungsstunde, wenn er im Anblick dieses Ringes sich in Gedanken und Erinnerungen an Heide ergeht. Ja,

dieses Sinnen ist sein einziger Schutz vor der völligen Seelendressur, es verhindert die Abtötung seiner Seele. Dadurch ist es ihm möglich, klar zu erkennen, daß der Dominikanerorden schon rein äußerlich für ihn nicht der richtige Ort ist, um seinem Leben Erfüllung zu geben, und der Gedanke, diesen Orden wieder zu verlassen, nimmt in seiner Seele immer greifbarere Formen an. Als beauftragter Bibliothekar ist er außerdem noch in die Lage versetzt, sich manches Wissen und reife Erkenntnis im heimlichen Studium aus Büchern zu erwerben, die in der Klosterbibliothek in einem besonderen Schrank, als vom heiligen Vater auf den Index gesetzt, aufbewahrt sind und nicht gelesen werden dürfen. Trotz hoher Strafen, die ein Verstoß gegen dieses Verbot nach sich zieht, lockt ihn der Reiz des Verbotenen, vereint mit seinem leidenschaftlichen Wissensdrang, und in unbewachten Augenblicken entnimmt er ein Buch nach dem anderen, um damit in seiner Zelle zu verschwinden.

Vor allen Dingen interessieren ihn die Philosophen Kant, Schopenhauer, selbst Nietzsche ist vertreten und wird eifrigst von ihm gelesen. Dieses Studieren läßt ihn Einblick gewinnen in eine Weltanschauung, die ihm bis jetzt vollkommen fremd war. Hat der Königsberger Philisoph Kant recht, sind unserer Vernunft Grenzen gesetzt? Können wir nur bis zu einer gewissen Grenze denken?

Zwar sind alle unsere Sinnesorgane in ihrer Tätigkeit begrenzt. Sie haben in ihrer Funktion sämtlichst eine Grenze ihrer zu leistenden Arbeit, aber trifft dieses auch bei der Vernunft zu?

Je mehr sich der Mönch Angelicus in diese Gedankengänge vertieft, umsomehr ist er von der Richtigkeit der Kantschen Philosophie überzeugt. Ja, es ist richtig, unserem Vernunftsdenken sind Grenzen gesetzt. Die Vernunft kann nur auf die Welt der Erscheinungen angewandt werden, das heißt, in der Diesseitswelt, sie unterliegt dem Raum, der Zeit und der Ursächlichkeit und kann nur das erfassen, was die Welt ihr durch die Sinneswerkzeuge z. B. Auge, Ohr, Nase vermittelt und nicht, wie die Welt an sich ist. Da nun die Vernunft auf die begrenzten Sinneswerkzeuge des Menschen aufbaut und von diesen abhängig ist, diese jedoch wiederum nur das erfassen, was sie mit ihrem Organ wahrzunehmen vermögen, so ist das Vernunftsdenken auf die wahrzunehmenden Erscheinungen in der Welt beschränkt. Ueber die Welt der wahrnehmbaren Erscheinungen kann der Mensch nachdenken, jedoch vermag er nichts auszusagen über die Welt an sich, über das Wesen dieser Erscheinungen, über Gott. Die Vernunft ist also auf das Diesseits beschränkt, hier liegen ihre Grenzen. Der Mensch kann durch sie das Weltall erkennen, aber das Wesen dieser Erscheinungen, das Letzte, den Urgrund all des Werdens, das wir mit Gott bezeichnen, ist mit der Vernunft nicht zu erfassen.

Frater Angelicus blickt begeistert lange über die weite Landschaft mit blühenden Wiesen und Feldern, begrenzt von gigantischen Höhenzügen, die sich wie ein blauer Gürtel silhouettenhaft gegen den Himmel abheben. Von den Strahlen der Sonne beleuchtet, strebt wie ein Silberband der ruhig fließende Strom zwischen Aeckern, Wäldern und Hügeln dem größeren Gewässer zu, begleitet von weiß

leuchtenden Wolkenzügen, die gegen den blauen Aether wie ungeheure Gletscher erscheinen. Fürwahr ein Bild erhabener göttlicher Erscheinung. Ja, Kant hat recht. Die Vernunft vermag diese herrliche Landschaft vermittels eines Sinnesorganes des Auges, zu erschauen, doch über das Wesen dieser Erscheinung vermag sie nichts auszusagen.

Durch diese Erkenntnis ist Emanuel Kant der Zermalmer aller Theologien, Religionen und des Jenseitsglaubens, und jede Religion mit ihrer persönlichen Gottesvorstellung ein Irrtum, ja sogar eine Gotteslästerung, denn hier wagt es ein Religionsstifter, über die Grenze der Vernunft in das Jenseitsleben vorzudringen und das Wesen aller Erscheinungen, also Gott, eine unwürdige Rolle spielen zu lassen, ihm menschliche Handlungen mit all ihren Schwächen unterzuschieben. Dieses Jenseits kündet er der Menschheit als zeitlich nach dem Tode. Es besteht räumlich aus Himmel und Hölle. Dieses „Reich Gottes" wird von ihm mit allen möglichen Dingen belebt, wie Gottvater, Sohn, ein persönlicher Gott, Teufel, Engel, jüngstes Gericht und was sonst noch alles von einem kranken Gehirn erdacht werden kann.

Frater Angelicus fällt es wie Schuppen von den Augen. Ja, ist er denn vollkommen blind gewesen, ist es nicht eigentlich etwas ganz Natürliches und Einfaches, was dieser Kant dort erkannt hat? Ist nicht die Erkenntnis Arthur Schopenhauers, der einen Schritt weiter über die Grenze der Vernunft geht, ohne sie zu mißbrauchen, und das Wesen der Erscheinungs- oder Vorstellungswelt, wie er sie nennt, als „Wille" erkennt, eigentlich etwas Selbst-

verständliches? Ja, ein Wille muß der Ursprung des Kosmos gewesen sein. Doch was war der Sinn dieses Willens? Darüber konnte er weder bei Kant noch bei Schopenhauer Klarheit gewinnen.

Die gewonnene Erkenntnis ist für den jungen Dominikaner insofern von Bedeutung, als er sich nunmehr darüber im klaren ist, daß er sich auf dem falschen Wege befindet. Sie gibt ihm Veranlassung, nochmals das Wesen des ihm anerzogenen Glaubens an Hand der heiligen Schrift gründlich zu studieren, mit dem Ziele, von seinem Magister eine Aussprache zu erbitten, die zum Austritt aus dem Kloster führen soll.

Frater Angelicus hat sich mit der ganzen Leidenschaft seines Herzens in diese schwerwiegenden Probleme hineingedacht. Er ist so tief mit diesen Gedanken beschäftigt, daß er das Heranschleichen des Novizenmeisters und das Oeffnen seiner Zellentür gar nicht bemerkt hat. Von dessen Anrede erschreckt, schließt er schnell seinen mit Mattglas versehenen Fensterflügel, den er verbotenerweise ohne Erlaubnis geöffnet hat und eilt dem Vorgesetzten entgegen. Dieser aber mißt ihn mit kalter Miene und befiehlt ihm, die „Venia" zu machen.

Da erwacht in dem niedersächsischen Bauernsohn seit langer Zeit wieder der Mannesstolz. Sein Ehrgefühl ist durch diese Zumutung aufs tiefste beleidigt. Das Blut jagt durch seine Adern vor Zorn und Empörung, aber er reißt sich zusammen, reckt sich wie der schützende Eichbaum seines väterlichen Gehöftes, und ruhig gefaßt entgegnet er ihm:

„Pater Benedikt, das Höchste und Edelste eines Mannes ist seine Ehre. Ich bin es leid, mich von Ihren Methoden weiter schikanieren zu lassen. Sie bringen es nicht fertig, meine Seele abzutöten, mich zu einem Leichnam, Stock oder Stein zu stempeln. Mein Herz ist zu deutsch, als daß es sich von Ihren sauberen Erziehungsweisen beeinflussen läßt. Merken Sie sich, Pater Benedikt, es ist Schluß mit diesen nichtswürdigen, erniedrigenden Handlungsweisen. Lassen Sie es sich gesagt sein, ich verweigere Ihnen den Gehorsam, und wenn sich dieses Kloster, diese ganze Irrenanstalt, mitsamt den Magistern, Prioren, Patern und Fratern mir widersetzt. Meine Seele ist zum Verzweifeln voll, und ich schreie es laut in die Welt: Ich will nicht mehr ein Sklave Eurer Launen sein, ich will die goldene Freiheit. Veranlassen Sie, daß ich dem Oberen vorgeführt werde. Es lebe die Freiheit!"

Pater Benedikt ist wie vor den Kopf geschlagen, aber seine abgerichtete, tote Seele läßt einen Widerschein in seinem Mienenspiel nicht zu. Kalt antwortet er:

„Ich habe zu Ihrem Betragen nichts zu sagen, Sie werden weiter in dieser Angelegenheit hören, Frater Angelicus."

Frater Angelicus hat sein Herz erleichtert, er weiß, daß ihm dieses scharfe Vorgehen sehr viel Unannehmlichkeiten bringen wird, doch sein Weg liegt jetzt klar vor ihm. Er will entweder auf gütige Weise oder durch die Flucht diese kalten Mauern verlassen. Ruhig begibt er sich in die Bibliothek, um hier seine Arbeiten zu verrichten. Mit dem ihm angeborenen Eifer stürzt er sich auf die für die Erforschung seines ihm anerzogenen Glaubens zur Ver-

fügung stehenden Werke, um sich vollste Klarheit zu verschaffen und sich den Weg zu bahnen für den Gang in die Freiheit.

Besonders interessieren ihn juristische Bücher. Er vertieft sich in das römische Recht, kommt jedoch zu der Ueberzeugung, daß dieses nicht in vollem Maße dem deutschen Rechtsempfinden entspricht. Vor allen Dingen empfindet er, daß der Frau, ähnlich wie in seinem Glauben, eine untergeordnete und unwürdige Rolle zugedacht ist. Ueberhaupt stellt er fest, daß das römische Recht sich stark nach orientalisch rechtlichen Wertungen richtet und nach seiner Meinung für einen freien Staat nicht zu gebrauchen ist, es sei denn, daß es dem Rechtsempfinden deutscher Menschen angepaßt wird. Das Forschen und Begutachten der bestehenden Rechtslehre macht ihm sehr viel Freude und läßt in ihm den Entschluß reifen, nach Austritt aus dem Orden Rechtsgelehrter zu werden.

Angelicus stellt die Bücher in die Regale und ist soeben im Begriff, die Schränke zu schließen, um pünktlich zum Essen zu erscheinen, als plötzlich kurz an die Tür geklopft wird. Ein Frater tritt ein und übermittelt ihm den Befehl des Priors, sofort im Refektorium anzutreten. Der junge Dominikaner folgt dieser Aufforderung. Er ist durchaus gefaßt, und ruhig überschreitet er mit aufrechtem Gang die Schwelle dieses Raumes. Der ganze Konvent ist versammelt.

„Sie haben, Frater Angelicus", so beginnt der Prior, „dem Novizenmeister, Pater Benedikt, den Gehorsam verweigert und sich ihm gegenüber in Ausdrücken über die Heiligkeit unserer Religion und deren Vertreter ergangen,

die wohl einzig in der Geschichte unseres Klosters dastehen. Ich darf wohl annehmen, daß Sie sich über die Folgen Ihres heftigen Vorgehens vollständig im klaren sind. Ihr Verhalten ist ein äußerst schwerer Bruch gegen die Regeln unseres Ordens. Was haben Sie zur Entlastung und zu Ihrer Rechtfertigung vorzubringen?"

„Herr Prior, liebe Fraters!"

Als ich nach Ablegung meines Priesterexamens auf dem Seminar mich entschloß, aus der Welt zu flüchten, um sie mit der Einsamkeit zu tauschen und mich in den Orden der Dominikaner aufnehmen zu lassen, geschah dieses nur aus dem einen Grunde, meinem Schöpfer, meinem Gott zu dienen. Ich hoffte, hier im Kloster die Ruhe und den Frieden zu finden, den ich so heiß ersehnte. Mein Forschen und Denken galt nur Gott. Ihn wollte ich hier ergründen. Sein Wesen erforschen. Bald nach meiner Einkleidung mußte ich jedoch erfahren, daß die Möglichkeit meines Strebens hier in diesen Klostermauern nicht gegeben war. Mein fester Wille und Entschluß, den Grund meines Hierseins erfüllt zu wissen, ließ mich anfänglich glauben, daß die vielen Methoden, die zur Vervollkommnung und Veredelung eines irdischen, sündigen Menschen angeblich dienen sollten, zum besseren Verstehen des Göttlichen angewandt wurden. Aus dieser Tatsache heraus erledigte ich die mir auferlegten Bußen gewissenhaft, wenn auch sehr oft mit zusammengebissenen Lippen. Das, was ich fand, war gerade das Gegenteil von dem, was ich suchte. Hier in diesen Mauern wohnt nicht Gott, hier wohnen Menschen mit all ihren Schwächen und Gemeinheiten. Ich klage den Orden an, daß er die Seelen der Menschen zerknickt und abtötet,

daß er ihre Ehre besudelt und sie unter das Tier herabwürdigt. Diese Klarheit gewann ich allein durch die vielen maßlosen Ungerechtigkeiten und würdelosen Erziehungsmethoden, die hier in diesen Mauern gottdienende Menschen anzuwenden sich belieben. Rechtlos wie ein Sklave im finstersten Afrika bin ich diesen jeder menschlichen Würde hohnsprechenden Handlungen meiner Vorgesetzten ausgesetzt. Aus diesem Grunde kann ich das Klosterleben nicht mehr mitmachen. Aber nicht allein diese an sich äußerlichen Zweckdienlichkeiten zwingen mich zu dem Entschluß, sondern in erster Linie meine durch ein ernstes Studium gewonnene klare Erkenntnis über das Wesen der mir anerzogenen Religion.

Als Bibliothekar hatte ich Gelegenheit, durch Forschen tiefen Einblick in meinen Glauben zu gewinnen, wie es an sich von Seiten des Ordens nicht nur nicht erwünscht, sondern verboten ist. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß Gott uns den Verstand und die Vernunft gegeben hat, um vermittels ihrer Anwendung in seine wunderbare Schöpferwelt einzudringen. Der Versuch, das Denken und Forschen auszuschalten oder gar systematisch abzutöten, wie man hier im Kloster zu tun sich erdreistet, heißt nach meiner Ueberzeugung Gott korrigieren, ich nenne es Gotteslästerung. Das Forschen in der Originalschrift des Wortes Gottes, das ich mir, wenn auch verbotswidrig, erlaubte, führt mich zu der Erkenntnis, daß das Wesen dieser Religion mit den Sitten und Moralbegriffen unseres Volkes nicht in Einklang gebracht werden kann. Tatsache ist jedoch, daß die Existenz des Stifters des Glaubens geschichtlich nicht nachweisbar ist. Es würde zu weit führen, wollte

ich auf die Entstehungsgeschichte dieser Religion eingehen. Ausschlaggebender für mich ist das Wesen dieser Lehre, und allein hierauf muß ich mich beschränken. Mein ernstes Studium gibt mir das Recht, auszusprechen, daß diese Weltanschauung keiner mir gemeinschaftlichen Seele entsprungen sein kann, sondern im Jüdisch-Orientalischen ihre Wurzel schlägt.

Sinn und Zweck dieses Handelns war allein, die Wahrheit zu ergründen. Unbefangen, mit wachen Augen und klarem Denken bin ich an das Studium der Schrift, die als maßgebliche Grundlage des Glaubens dient, herangegangen. Ich habe mir auf diesem Zettel die für meine Beweisführung notwendigen Stellen des Buches zusammengestellt. Um Sie nicht länger in Anspruch zu nehmen, verzichte ich darauf, die Worte einzeln vorzulesen, stelle jedoch das Blatt jedem der Anwesenden, sofern er interessiert ist, zur Nutzanwendung und Prüfung gern zur Verfügung.

Lassen Sie mich das Resultat meines Forschens dahin zusammenfassen:

Die Religion ist übernational, sie erstrebt die jüdische Weltherrschaft, schafft Priesterhierarchie, macht uns arm, zerstört das Volksleben, die Sippen, Moral und Sitte, sie entwürdigt die Frau, macht uns zur Schafherde und abwehrunfähig. Ich muß mich auf diesen kurzen Hinweis beschränken und es im übrigen den Fraters überlassen, diesen auf seine Richtigkeit hin zu prüfen.

Jedem denkenden Wesen muß es ohne weiteres einleuchten, daß eine Religion, die in ihrem Wesen gegen die einfachsten Grundbegriffe eines Volkstums verstößt, von jedem

gottsuchenden Menschen abgelehnt werden muß. Unserer Vernunft ist es nicht gegeben, das Göttliche sich vorzustellen, sondern die Seele, das Ich im Menschen, kann nur Gott erleben. Den persönlichen Gottesbegriff muß ich ablehnen, weil Gott nicht persönlich gedacht werden kann. Es ist mir auch nicht möglich, an Himmel und Hölle, Fegefeuer und an das ewige Leben nach dem Tode zu glauben. Mit dem Erlöschen des Bewußtseins ist der Mensch für immer tot. Die Anmaßung der Priester, sich als Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu stellen, ist unberechtigt, selbst auf ihre eigene Schrift nicht begründet, und lehne ich ab. Jeder Mensch singt sein eigenes Gottlied.

Zusammengefaßt habe ich festgestellt, daß diese Religion eine Propagandalehre für das Judentum ist, denn dort, wo der Jude herrschen und seinen unsauberen Machtgelüsten nachgehen will, sendet er zunächst seine frömmelnden Missionare. Diese haben wiederum die Aufgabe, den freien Völkern an Stelle ihres artgemäßen Gottesglaubens die jüdische Fremdlehre zu setzen. Geht es nicht auf friedlichem Wege, dann wird Gewalt angewendet. Ein Volk mit fremdem Glauben ist wie ein Mensch mit einer unheilvollen Krankheit und muß zu Grunde gehen. Liegt es aus dieser Tatsache heraus nicht im Volksinteresse, dafür zu sorgen, daß jedes Volk sein artgemäßes Gottlied singt? Muß nicht der Versuch, einem Volk einen Fremdglauben zu bringen, unter schärfste Strafen gestellt werden?

Sie werden verstehen, daß ich bei dieser meiner durch ernstes Forschen gewonnenen Einstellung nicht mehr zu ihnen gehören kann und deshalb den Wunsch äußere, aus dem Orden austreten zu dürfen.

Lassen Sie mich meine Ausführungen mit einem Gedicht schließen, das ihnen in einigen Zeilen so recht mein innerstes Seelenleben zu offenbaren vermag:

Mir ist der Himmel mehr als Kirchenenge,
Der Sturm mir lieber als der Glockenklang,
In Einsamkeit und fern der lauten Menge
Lausch' ich des Ewgen heiligem Gesang.

Denn, was Natur mir täglich offenbaret,
Das rührt zutiefst mich in der Seele an.
Und gibt mir mehr, als jenes Buch bewahret,
An das als Deutscher ich nicht glauben kann.

Was mir Gebet und Priesterwort nie schenkte,
Den tiefen Frieden in der eignen Brust,
Ich fand ihn wieder, als ich selbst mich lenkte,
Und ward des Gottes tief in mir bewußt."

(Erich Limpach)

Der Mönch Angelicus, alias Hans Schulte, hat gesprochen. Mit großer Leidenschaft und tiefster Empfindung sprudelten die Worte über seine Lippen, und es ist nicht zu leugnen, daß der Vortrag bei einigen Fraters, trotz ihrer Dressur, nicht ganz ohne Eindruck geblieben war. Stolz und aufrecht, den klaren Blick auf den Prior gewandt, erwartet er die Anweisung desselben. Das Bewußtsein, eine gerechte Sache verteidigt und der Wahrheit gedient zu haben, gibt ihm eine innere Sicherheit und Ruhe, die er während seines ganzen Klosterlebens nie gekannt hat.

Ohne eine Miene zu verziehen, blaß wie ein Leichengesicht, hat der Prior den Worten des jungen Mönches zugehört. Jetzt beginnt er zu sprechen:

„Gehen Sie in Ihre Zelle, Frater Angelicus, Sie werden von mir hören."

Gelassen und ruhig wendet sich der junge Mönch zur Tür und begibt sich in seine Zelle. Sein Gewissen ist von einer schweren Last befreit, er hat frei und offen, wie es einem deutschen Mann geziemt, gesprochen. Jetzt kann er seelenruhig die Dinge abwarten. Ein Geheimnis gibt es für ihn in diesen Mauern nicht mehr, trotzdem weiß er, daß seine Entlassung nicht ohne Schwierigkeiten von statten gehen wird. Das Kloster fürchtet die Oeffentlichkeit, und Angelicus ist zu aufgeweckt und aufgeklärt, als daß er diesem Orden nicht gefährlich werden könnte. Zu tief hat er in die Mißstände des Klosterlebens Einblick genommen. Vielleicht wird man versuchen, ihn unschädlich zu machen und ihn im Wege einer absichtlich herbeigeführten Krankheit sterben lassen. Deshalb ist es ratsam, die Augen aufzuhalten und auf der Hut zu sein.

Angelicus wendet sich seinem Schreibtisch zu, entnimmt Feder und Papier und entwirft einen langen Brief an Heide. Wie ein Bächlein rinnt es ihm aus der Feder. Alles, was sein gequältes und gemartetes Herz in klösterlicher Starrheit pflichtbewußt verbergen muß, ist von einer eisernen Fessel gelöst. Ja, die Aussicht auf die bevorstehende Freiheit versetzt ihn geradezu in einen Glückstaumel, dem er sich eine Zeitlang harmlos kindlich hingibt.

Wie fühlt er sich glücklich, hemmungslos sein ganzes Herz Heide offenbaren zu können, ihr zu schreiben, daß er

sie nie vergessen habe, daß er sich mit allen Fasern seines Herzens nach ihr sehne und sich unendlich auf die herrlichen Spaziergänge im heimatlichen Wald freue, daß er sie liebe und hoffe, sobald er seinen juristischen Beruf erworben habe, sie als seine glückliche, kleine, liebe Frau heimführen zu können.

Ach, wie wohl ist ihm zumute. Die goldene Freiheit winkt ihm durch alle Spalten und Schlitze dieses finsteren kalten Hauses.

Der Abend ist inzwischen hereingebrochen. Das Läuten der Klosterglocke mahnt zum Schlafengehen. Wie ein dunkles Tuch breitet sich die Nacht über die Erde aus und deckt allen Kummer und alles Leid wohltätig zu. Hans letzter Gedanke gilt Heide, und seelenfreudig findet er erst gegen Mitternacht den wohlverdienten, erquickenden Schlaf.

Dumpf und unheimlich schallt die Uhr durch die eintönigen, nackten und öden Räume des Klosters. Zwölf stumpfe Schläge verkünden den Beginn der Mitternachtsstunde, in welcher für abergläubische Seelen Gespenster und sonstige Phantasiegebilde ihren Spuk treiben sollen. Da schleichen über die langen, kahlen Gängen des Klosters zwei vermummte Gestalten, ein grausiges Bild für angstvolle Gemüter.

Der Mönch Angelicus ist in tiefem Schlaf versunken, und eine herrliche Traumwelt läßt ihn hinüberschauen in die Schönheit und Freiheit des Lebens. Plötzlich fühlt er sich durch einen Griff an dem Hals, der ihn zu ersticken droht, aus dem Schlaf gerissen. Er will um Hilfe schreien, aber ein in seinen Mund hineingepreßter Tuchballen hindert ihn daran. Mit aller Gewalt versucht er, sich zu wehren,

doch vergeblich, Hände und Füße sind ihm gefesselt. In diesem wehrlosen Zustand trägt man den Ahnungslosen durch die langen Gänge hinunter in den Keller, wo er rücksichtslos in das ihm schon bekannte Klostergefängnis geschoben wird. Dort wird er von seinen Fesseln befreit und die Tür schnell hinter ihm zugeschlagen. Das Vorschieben eines schweren Eisenriegels und das Schließen des Schlosses lassen ihn seine trostlose Lage schnell erkennen und jede Hoffnung auf Befreiung schwinden.

Am anderen Morgen sieht sich Angelicus die Zelle nochmals genau an. Seit seinem letzten Aufenthalt hat sich in ihr nichts geändert. Ueber die Holzpritsche, die zum Schlafen dient, befindet sich fast in Manneshöhe das kleine, mit einem Eisenstab vergitterte Fenster, wodurch nur sehr wenig Licht und Luft eindringen kann. Zwei volle Tage hat er bereits in diesem nach Moder duftenden Raum verbracht, ohne von einem liebenden Frater betreut zu werden und ohne irgend etwas Eßbares oder Trinkbares genossen zu haben. Endlich, am dritten Tag, frühmorgens öffnet sich das kleine Kläppchen der Gefängnistür und ein mit dünner Suppe gefüllter Teller wird ihm hindurchgereicht. Vom Heißhunger geplagt, würgt er gierig diese magere Kost herunter.

Angelicus ist sich über die Absicht der Ordensleitung vollkommen im klaren. Man will ihn langsam verhungern lassen und sich auf diese bequeme Weise eines Menschen entledigen, der durch sein Wissen dem Orden unter Umständen große Unannehmlichkeiten bereiten kann. Blitzschnell überdenkt er nochmals seine Lage. Jetzt muß gehandelt werden, koste es, was es wolle, denn die ihm täglich

gereichte Verpflegung läßt ein längeres Warten nicht mehr zu. Das wichtigste erscheint ihm, seine Tatkraft zu erhalten, die zum Befreiungsakt unbedingt erforderlich ist. Der Brief an Heide liegt wohl verwahrt in der Matratze seines Bettes versteckt. Keiner wird ihn finden können. So hat er die



Hoffnung, vor seiner Flucht doch noch einmal in seine Zelle zurückzukehren, um den Brief an Heide an sich zu nehmen. Angelicus hütet sich vor einem unüberlegten Handeln, er will zunächst die Tagesgewohnheiten überprüfen, ob hier gegebenenfalls in irgend einer Form die Verbindungen für den Sprung in die Freiheit gegeben sind. Der

vor dem Fenster befindliche Eisenstab wird sorgsam geprüft, doch für dessen Entfernung ist eine Eisenfeile notwendig, die nicht verfügbar ist.

Am vierten Tag öffnet sich seine Zellentür, und der ihn bedienende Frater fordert ihn auf, die Zelle zu reinigen und den für die menschlichen Bedürfnisse vorgesehenen Eimer zu entfernen. Angelicus schöpft neue Hoffnung. Umständlich beginnt er, mit den ihm zur Verfügung gestellten Gegenständen gründlich dieses finstere Loch zu reinigen. Der Eimer muß durch den langen Kellergang, der an seinem Ende durch eine steile Treppe auf den Klosterhof mündet, gebracht werden. Bedächtig schließt der Wärter die Türe auf. Jetzt wäre es vielleicht schon günstig gewesen, den Frater rücklings zu überfallen, ihn durch einen heftigen Kopfschlag zu betäuben und die Flucht zu versuchen. Angelicus läßt jedoch diesen Gedanken fallen. Er will dem Wärter gegenüber vertrauensvoll harmlos als ein demütiger, schwacher Mönch erscheinen, nur von dem einen Willen beseelt, dieser Welt zu entsagen und bald sterben zu dürfen.

Die ihm im Hof entgegenschlagende schöne, frische Frühlingsluft erfüllt ihn wieder mit heißer Sehnsucht, und es bedarf seiner ganzen Willensstärke, um immer wieder die Rolle eines Harmlosen, eines schon halb Verblödeten zu spielen. Mit den Augen eines Raubvogels überprüft er den Klosterhof, und es entgeht ihm nicht, daß nicht weit von der Kellertür Mönche Installationsarbeiten an einer Wasserleitung ausführen. Die fiebernden Blicke überfliegen den Installationstisch und richtig, dort liegen sie, die rettungverheißenden Feilen. Jetzt oder nie, schreit es aus seiner

Seele, und in dem Augenblick, als er den Tisch passiert, wirft er sich lang über ihn, einen Schwächeanfall vortäuschend. Der Wärter ist erschrocken, legt ihn mit Hilfe der herbeigeeilten Brüder auf den Boden und bringt den Eimer an die vorgesehene Stelle. Die dadurch gewonnene Zeit benutzt Angelicus, um die entwendete Feile in seinem Strumpf zu verbergen. Die von dem Wärter nunmehr angestellten Versuche, durch Besprengen des Gesichts mit Wasser Angelicus aus der Ohnmacht zu wecken, führen zu dem gewünschten Erfolg. Er schlägt ganz abwesend die Augen auf, murmelt einige unverständliche Laute, um sich dann langsam zu erheben. Von dem Wärter unterstützt, wird er in seine Zelle zurückgebracht.

Dieser Vorfall hat selbst das Herz des aufzupassenden Mönches erweicht, der sich daraufhin bewogen fühlt, ihm eine warme Suppe und einige Schnitten trockenes Brot zu bringen, das natürlich von Angelicus gierig hinuntergeschluckt wird. Angelicus legt sich auf das harte Holzbett und überlegt nochmals scharf seinen Fluchtplan. Zwei Möglichkeiten sind für die Flucht gegeben, entweder an einem Reinmachetag den Wärter niederzuschlagen, um dann über den Hof ins Freie zu gelangen, oder den Eisenstab zu entfernen, und durch das Fenster über den Klostergarten zu entfliehen. Das angespannte, scharfe Ueberdenken seiner Lage ermüdet ihn und ganz in seinen Gedankengängen vertieft schläft Angelicus ein. Es ist schon sehr spät, als er erwacht, und die schon eingetretene Dunkelheit mahnt ihn, unverzüglich mit der Arbeit zu beginnen. Geräuschlos stellt er den in der Zelle befindlichen Tisch auf seine Holzpritsche, um bequem das Fenster erreichen zu können, und

fast geräuschlos beginnt er die mühevolle Arbeit. Um die angefeilte Stelle nicht von der Zelle aus sichtbar zu machen, feilt er von außen nach innen. Es ist ihm bewußt, daß diese Arbeit mehrere Nächte in Anspruch nehmen wird, aber der Gedanke an die Freiheit gibt ihm die Kraft und die Ausdauer, das Werk durchzuführen. Diesen 20 mm starken Eisenstab mit einer kleinen Feile fast geräuschlos durchzuschneiden, mit der Möglichkeit entdeckt zu werden, ist fürwahr eine Nervenarbeit. So sind bereits drei Nächte vergangen, ohne daß nennenswerte Fortschritte erzielt wurden, denn der Stab ist noch nicht bis zur Hälfte durchgefeilt. Angelicus ist der Verzweiflung nahe. Sein Kräfte werden zusehends schwächer. Am nächsten Tag öffnet sich die Zellentür und Angelicus wird von seinem Wärter aufgefordert, wieder das Gefängnis zu reinigen. Jetzt oder nie, schreit es wiederum in dem gequälten Herzen des Gefangenen. Eben will der Wärter die Hoftür des Kellers aufschließen, als ihn ein heftiger Schlag auf den Hinterkopf trifft und ihn zu Boden streckt. Angelicus ergreift wie ein Blitz das Schlüsselbund des Aufpassers, eilt über den Klosterhof und versucht, vermittels eines der Schlüssel durch die Tür ins Freie zu gelangen. Da wird er von einem der im Hof arbeitenden Mönche erkannt. Das Herumhantieren mit den Schlüsseln hat ihn verdächtigt, und in dem Augenblick, als er gerade das Tor der Freiheit aufklinken will, wird er ergriffen. Erbarmungslos werfen sie ihn in seine Zelle zurück, dann bemühen sie sich um den Wärter, der jedoch inzwischen erwacht ist. Von nun an wird Angelicus von zwei Mönchen bewacht. Er ist der Verzweiflung nahe, aber bald erwacht in dem gesunden Bauernsohn wieder Mut und die

Entschlossenheit zum neuen Handeln, und schon in der nächsten Nacht begibt er sich mit frischen Kräften an die Arbeit, den Eisenstab zu entfernen. Es ist die letzte Hoffnung, den Weg ins Freie zu beschreiten, und dieser Gedanke läßt ihn wie im Wahnsinn arbeiten. Die kleine Feile zieht unermüdlich ihren Strich und erfüllt treulich ihre Pflicht, einem Menschen den Weg in die Freiheit zu bahnen. Stunden vergehen. Auf der Stirne des Flüchtenden stehen wie Perlen die Schweißtropfen. Seine Gedanken sind fiebernd auf das Gelingen seines Vorhabens gerichtet. Spannend verfolgt er den sich immer tiefer einschneidenden Schnitt. Eine Teufelsarbeit, die aber zur Symphonie sich steigert, je mehr und mehr sich das Werk seinem Gelingen nähert. Endlich, endlich in der zweiten Nacht ist die Arbeit vollendet.

Es ist ein Uhr nachts. Draußen ist es stockfinster, kein Lichtstrahl durchdringt die Nacht. Ein nasser Aprilsturm fegt um das kalte Gemäuer des Klosters. Heulend singt der Wind ein Lied von Freiheit und Gerechtigkeit. Die Türen und Fenster des Klosters lösen durch den Sturm gezerrt ein Gepolter und Knarren aus, das oftmals Angelicus in seiner Arbeit aufschrecken läßt. Sein geschärftes Gehör stellt jedoch fest, daß alle Geräusche eine für ihn gefahrlose Ursache haben und etwas Verdächtiges nicht dahinter steckt. Noch einmal lauscht er gespannt in die Finsternis seines Zimmers, denn jetzt erscheint ihm der Zeitpunkt der Flucht für gekommen.

Aber noch ein Hindernis ist zu entfernen. Die Eisenstange ist zwar an einer Stelle durchgefeilt, aber noch nicht weggebogen, um durchsteigen zu können. Diese Arbeit heißt es noch schnell zu verrichten. Mit aller Kraft und äußerstem

Willen, dessen er fähig ist, stemmt sich der niedersächsische Bauernsohn gegen das Hindernis und siehe da, es glückt. Der Weg in die Freiheit liegt offen. Nochmals lauscht er zurück in die Zelle.

Da hört er deutlich auf dem Flur des Kellers Schritte. Wie ein Blitz klemmt er sich durch das Fenster und eilt in Sturmschritten durch den Klostergarten der Stelle zu, die ihm Gewähr bietet, leicht die Klostermauer übersteigen zu können. Plötzlich durchdringt ein Lichtstrahl aus dem Fenster seiner Gefängniszelle die Nacht. Er hört Stimmen. Seine Flucht ist also entdeckt. Gespannt lauscht er in die Finsternis. Der Sturm fegt durch den Garten, Regen prasselt auf ihn herab, vollkommen durchnäßt erreicht er die Stelle von der er den letzten Sprung in die Freiheit wagen muß. Wie ein Panther schwingt Angelicus sich auf das Dach eines verwitterten Pavillons, der direkt an der Klostermauer angebaut ist. Schon hört er die Stimmen seiner Verfolger näher kommen, da springt er mit dem Ruf „Es lebe die Freiheit" hinaus in die schöne Welt. Der Sturm und Regen sind ihm zum Retter geworden.

Einen Augenblick verharrt er, atmet tief die frische Nachtluft ein und lauscht gespannt auf die Stimmen seiner Verfolger, die sich krampfhaft bemühen, das Dach des Pavillons zu erklimmen. Um jedoch keine Zeit zu verlieren schlägt er in Eilschritten die Richtung zur Landstraße ein, den Abstand zwischen seinen Peinigern erweiternd. Mancher Zaun und mancher Bach, der fröhlich in die Weite plätschert, hindern sein Vorwärtskommen, doch das herrliche Gefühl der Freiheit, der Gedanke diesem Leichenhaus entronnen zu sein, läßt ihn alle Hindernisse spielend über-

winden. Vor ihm, leuchtend wie ein Stern, steht Heide, seine Heide, der er sein ganzes Ich verschrieben hat, und fern hinter jenen Bergen lockt die Heimat, seine geliebte Heimat. Unaufhörlich prasselt der Regen auf ihn hernieder.

Ein Teil der Wiesen sind in einen kleinen See umgewandelt, was seine Flucht ungeheuer erschwert. Endlich erreicht er die Landstraße. Hans Schulte hat sich vorgenommen, nach Möglichkeit noch vor Tagesbeginn über die Brücke des breiten Stromes zu gelangen, um dann in dem dahinterliegenden, reich bewaldeten Gebirgszug auszuruhen, um über den weiteren Verlauf seiner Flucht nachzudenken. Ist erst der Fluß überguert, dann liegt die erste Gefahrzone hinter ihm und er kann ruhiger seine Lage übersehen. Bis dahin ist es allerdings noch über eine gute Stunde und die Späher des Klosters, die voraussichtlich seine Verfolgung mit dem Fahrrad aufnehmen, können ihn auf der Landstraße leicht einholen. Im Osten beginnt es langsam zu dämmern. Der Regen hat nachgelassen, und die ersten Morgennebel wälzen sich wie lange weiße Schwaden über die Felder und Wiesen, das Zeichen eines beginnenden schönen Frühlingstages.

Hans Schulte setzt sich auf das Steingeländer einer kleinen Brücke, um sich etwas auszuruhen. Vorsichtig schaut er zurück auf die hinter ihm liegende Landstraße, die jedoch infolge des leichten Nebels nur eine kurze Strecke zu übersehen ist. Da sieht er plötzlich, noch verschleiert, zwei dunkle Gestalten auf sich zu bewegen. Nichts Gutes ahnend, springt Hans Schulte die Böschung herunter und sucht Schutz unter dem Brückenbogen. Seine Nerven sind bis zum äußersten angespannt. Jetzt vernimmt er deutlich das

Herannahen zweier Räder, von denen zu seinem Entsetzen mitten auf der Brücke zwei Personen absteigen, die, nachdem sie die Räder an die Seite gestellt haben, sich auf das steinerne Brückengeländer setzen.

„Du, Gottfried", beginnt der eine zu reden, „wir machen hier Schluß, weiter kann der Mönch gar nicht gelaufen sein."

„Ja, Paul, ich habe auch keine Lust, weiter zu trampeln, laß den Abt selber sehen, wie er seinen Ausreißer wieder bekommt. Im übrigen tut mir der Mönch noch leid, der wird froh sein, daß er aus dem grauen Kloster heraus ist. Ich wäre auch schon längst ausgerissen, wenn man mich dort einsperren wollte."

„Deswegen Gottfried, verfolgen wir ihn nicht, weil er ausgerissen ist, sondern auf Grund der Anzeige des Abtes, wonach der Mönch einen anderen Mönch niedergeschlagen haben soll."

„Ach weißt Du, Paul, ob das alles stimmt? Der Mönch wird sich wohl bei der Flucht gewehrt und zur Notwehr gegriffen haben, um sich seines Verfolgers zu entledigen. Lassen wir den armen Teufel doch laufen, der tut bestimmt keinem Floh etwas zu leide."

„Gut, Gottfried, ich bin ganz Deiner Meinung, und ab Richtung nach Haus ins Bett."

Die beiden Polizeibeamten, um die es sich hier handelt, besteigen kurz darauf wieder ihre Räder und fahren zurück. Bald sind sie im Nebel verschwunden.

Vorsichtig tastet sich Hans Schulte aus seinem Versteck hervor. Mit gespannten Nerven hat er das Gespräch der beiden Männer mit angehört. Ja, jetzt ist er wieder drau-

ßen in seiner deutschen Heimat, unter deutschen Menschen, die an seinem Schicksal Anteil nehmen und für seine Lage Verständnis haben. Zum ersten Mal spürt er die völkische Verbundenheit mit seinen deutschen Brüdern, dieses Anteilnehmen, dieses Mitfühlen und dieses Mitleid, wie anders ist es doch, wie die kalten, gefühllosen, ja rohen Fraters des lichtlosen Klosters. Tränen treten ihm in die Augen. Eine Zeitlang verweilt er noch auf der Brücke, aber dann begibt er sich wieder auf die Straße.

*

Der erste Sonnenstrahl dringt hinter dem vor ihm liegenden Gebirgszug hervor und erfüllt das Herz unseres Ausreißers mit neuer Freude und neuem Hoffen. Mutig schreitet er weiter über die Landstraße in den blühenden Frühling hinein. Rechts und links von ihm grüßen ihn blütenschwere Bäume und tauchen ihre weiße Pracht in die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Das herrliche Vogelgezwitscher aus den nahen Wäldern dringt wie eine Simphonie des Lebens in sein Ohr und durchflutet seine Seele mit einem Gefühl göttlichen Erlebens. Ja, hier ist Gott, hier draußen in der Natur offenbart sich sein Wesen in dieser herrlichen Erscheinung. Hier spürt der Mensch die Größe und die Erhabenheit seiner Schöpfung, wenn er will, wenn er mit klaren, offenen Augen die Welt anschaut, wenn er seine Seele frei hält von allen menschlichen Einflüssen und Einwirkungen, wenn er sein Sinnen und Forschen hineintaucht in diese Welt göttlicher Erscheinung.

Hans Schulte ist auf einer Anhöhe angelangt. Von hier aus kann er die ganze, hinter ihm liegende Landschaft übersehen. Noch einmal wirft er einen Blick zurück dorthin,

wohin ihn sein Wille, gut zu sein und Gott zu dienen, trieb. Ganz fern sieht er deutlich von der Sonne bestrahlt jenes kalte Haus, das ihm in fast drei Jahren zur Hölle geworden ist, das Kloster. Ein nackter dreistöckiger Bau mit einem großen Giebeldach und vielen eintönigen Fenstern verunziert die mit vielen Wäldern reich gesegnete Gegend. Ist es nicht unverantwortlich und geradezu ein Wahnsinn, Söhne deutscher Eltern, die dem Vaterlande auf andere Weise dienlich sein könnten, in kalten Mauern abrichten zu lassen, sie auszuschalten aus dem Erzeugungsprozeß, ihnen die naturnotwendige Möglichkeit zu nehmen, eine Sippe zu gründen und Kinder zu zeugen? Ist es nicht eine ungeheure Schmach gesunde, in den meisten Fällen bäuerlichen Sippen entstammende Menschen aus ihrem Volkstum herauslösen zu lassen, um sie aus Unkenntnis und Unverstand einer jüdisch orientalischen Fremdlehre zu opfern? Die Ehre, den höchsten Dienst am Vaterlande zu erfüllen, ein deutscher Soldat zu werden, wird ihnen genommen. Für das Volksleben sind sie tot, als Drohnen und Nichtstuer eines Volkes wird ihnen die Verachtung des Diesseitslebens gelehrt und das Hoffen auf ein herrliches Jenseits empfohlen, das es nicht gibt. Ist es deshalb nicht dringend erforderlich, das Volk aufzuklären, die Zauberer und Hypnotiseure, die es irre führen, unschädlich zu machen, um damit den Kirchen und Klöstern den Nachwuchs zu entziehen?

Helle Empörung über solches verantwortungslose Handeln bemächtigt sich seiner wahrheitsuchenden Seele und Hans Schulte faßt den Entschluß, allen diesen Seelentötern den Kampf anzusagen.

Seine weiße Kutte ist inzwischen fast getrocknet. Der Hunger quält ihn mehr und mehr, so daß er beschließt, in dem nächsten Bauerngehöft vorzusprechen, um zu versuchen, seine Qual zu lindern. Doch zuvor will er die Brücke überqueren, um nicht Gefahr zu laufen, wieder eingefangen zu werden. Aus dem Gespräch der beiden Polizeibeamten ist Hans Schulte dahin unterrichtet, daß man ihn allein wegen des Niederschlagens eines Fraters und nicht wegen der Klosterflucht sucht. Also ist größte Vorsicht geboten. Er begibt sich mit größerer Eile zur Brücke, die in einem imposanten Bogen über den breiten Strom gespannt ist. Seinen wachsamen Augen entgeht es nicht, daß er durch sein weißes Mönchsgewand die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf sich lenkt, und so strebt er weiter, um sich diesen Blicken schnellstens zu entziehen. Endlich erblickt Hans Schulte nach einer weiteren Stunde tief im Gebüsch versteckt ein einsam gelegenes Bauerngehöft, das er in froher Erwartung betritt. Wie zu erwarten, wird der Dominikanermönch mit der größten Ehrerbietung und Gastfreundschaft bewirtet. Ja, die Bauersleute geben ihm noch ein reichliches Verzehr für den weiten Marsch mit und bitten ihn, so lange es ihm gefällt, bei ihnen zu wohnen. Doch es darf keine Zeit verloren gehen, und bereits am Abend des dritten Tages überschreitet Hans Schulte den letzten Hügelzug, der sich vor seinem Heimatort wie ein langer blauer Streifen im Schein der Abendsonne silhouettenhaft dahinstreckt. Hier oben bietet sich ein wunderbarer, freier Blick über die lang ausgedehnte Ebene, die vor vielen Millionen von Jahren einst von einem gewaltigen Meer überflutet gewesen sein mag. Muschelversteinerungen

des Kalksteingebirges sind Zeugen dieses gewaltigen Geschehens.

Hans Schulte blickt herunter in das stille Tal seines Heimatortes. Heimat, du liebe Heimat, wie oft habe ich dich herbeigesehnt, wie warst du mir immer der seelische Halt meines oft haltlosen Gemütes. Jetzt habe ich dich wieder, du Ort meiner sorglosen Jugend. Richtig, dort drüben liegt der väterliche Hof. Was wird Vater sagen, wenn ich ihm von meiner Flucht erzähle, wie wird er mein Handeln auffassen? Und drüben das Forsthaus. Wird Heide noch an mich gedacht haben? Ist sie zu Hause? Ein Glücksgefühl durchzieht seine Seele. Er denkt an den langen Brief, den er ihr kurz vor seiner Flucht mit seinem Herzblut schrieb und den er zurücklassen mußte. Nein, sie darf es nicht erfahren, daß er geflohen ist, noch nicht. Erst, wenn er sein juristisches Studium beendet hat und dadurch in die Lage versetzt wird, Heide zu heiraten, dann erst will er sie überraschen und sie als seine geliebte Frau heimführen.

Tief in Gedanken versunken, nähert er sich dem zum Grundstück seines Vaters gehörenden Teiche, der so manchen Jugendstreich in ihm wachrief, und jener Bank, auf der er mit seinem Vater und seiner Schwester so manchen Abend dem lustigen Gequake der Frösche lauschte. Doch verdeckt ihm noch ein großer Haselnußstrauch die Sicht zu diesem Ruheplätzchen, so daß ihm die beiden Menschen verborgen bleiben, die engumschlungen sich dieses herrlichen Frühlingsabends zu erfreuen scheinen. Ein wunderbarer Abendfrieden liegt über der herrlichen Landschaft. Kein Laut, kein Schrei durchdringt die Stille. Fledermäuse flattern geräuschlos durch die Luft. Sie jagen nach Mücken und andern Insekten, um ihren Hunger zu stillen.

Ein Gefühl der Zufriedenheit und des Wohlseins durchzieht die Seele unseres Flüchtlings. Er hat den Wunsch, dieses Erleben lange auf sich einwirken zu lassen und beschließt, noch einen Augenblick auszuruhen. Ein am Tage von der Sonne durchwärmter Platz vor dem Haselnußstrauch bietet dazu Gelegenheit. Im Wonnegefühl der köstlichen Freiheit streckt er sich lang aus und schaut zum unendlichen Abendhimmel hinauf, an welchem die letzten Sonnenstrahlen goldglühend Abschied zu nehmen in Begriff sind.

Plötzlich wird er durch das Gespräch zweier Menschen aus seinen Gedanken gerissen, die, wie er nunmehr feststellt, auf der Bank hinter dem Haselnußstrauch Platz genommen haben. Um nicht erkannt zu werden, verharrt er still, wird aber dadurch Zeuge einer an sich harmlosen Unterhaltung, die ihm jedoch von allergrößter Wichtigkeit erscheint. Schon nach den ersten Worten stellt Hans Schulte fest, daß es sich um den Großknecht seines Vaters, Heinrich und die Magd Gesine handelt. Zunächst muß er manches Liebesgeflüster über sich ergehen lassen, aber dann vernimmt er deutlich, Gesines Redewerk:

„Weißt Du, Heinrich, so sehr ich Dich auch lieb habe, so kann ich doch nicht froh mit mir werden."

„Aber, Gesine, Du willst wohl spinnen?"

„Nein, Heinrich, der so schnelle Tod der Bäuerin will mir nicht aus dem Kopf und manchmal denke ich, ob nicht doch der Zucker, den ich damals vom Kaplan bekommen hatte, um den Kaffee von unserem jungen Herrn Rolf zu versüßen, an dem Tod schuld ist, denn nachdem die Bäuerin den Kaffee getrunken hatte, der eigentlich für Rolf bestimmt war, aber an demMorgen, von ihm krankheitshal-

der nicht genossen wurde, ging es mit der Bäuerin immer weiter bergab. Ich habe schon so oft darüber nachgedacht, und mein Gewissen läßt mir keine Ruhe. Der Kaplan, dem ich meine Angst fast in jeder Beichte vortrage, vertröstet mich stets damit, daß das Unsinn von mir sei. Ich sollte so einen Unfug nur nicht anderen erzählen. Aber trotzdem bin ich immer unruhig."

„Nein, Gesine, da hat der Kaplan ganz recht. Es ist Unsinn von Dir, so einen Blödsinn sich zurecht zu denken. Solche Gedanken schlag' Dir nur aus dem Kopf. Es ist ja auch alles gleich, die Bäuerin ist tot, und wir können sie jetzt nicht mehr aufwecken. Doch komm, Gesine, sei wieder fröhlich und nett zu mir, denn es wird Zeit, den Heimweg anzutreten."

Gesine hat sich beruhigt, sie erheben sich und schreiten nun beide dem Hofe zu. Nach kurzer Zeit folgt ihnen der Dominikanermönch.

Vater Schulte ist nicht wenig erstaunt, seinen Sohn Hans plötzlich vor sich zu sehen. Mit großer Freude und innerer Erregung umarmt er überglücklich den verlorenen Sohn und heißt ihn herzlich willkommen.

„Vater", beginnt Hans die Unterhaltung, „ehe ich Dir diesen überraschenden Besuch erkläre, will ich mich zunächst umkleiden, gedulde Dich bitte einen Augenblick."

Noch nie hat Hans Schulte sich so schnell der Kleider entledigt wie an diesem Abend, jener Kleider, die ihn so unendlich viel Kummer und Herzensqual erleben ließen, in denen er sich nie glücklich gefühlt hat.

Bald erscheint er als ein neuer Hans Schulte vor seinem Vater und ihm ist, als wenn mit dem Ablegen seiner

Mönchskutte auch eine fremde Seele seinen Körper verlassen hat. Unwillkürlich erinnert er sich einer Stelle aus der Edda:

„Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint
Und richte dich selbst nach dir selber."

Ja, so ist es und soll es immer gehalten werden.

Vater Schulte hört mit Spannung und innerer Befriedigung den Erlebnissen seines Sohnes zu. Mit dem Vorschlag, Jura zu studieren, ist er sehr einverstanden. Jetzt ergreift er die Hand seines Sohnes Hans, schaut ihm in seine nordischen Augen und spricht: „Ja, mein Sohn, das Blut der Ahnin kreist ewig unwandelbar weiter von Generation zu Generation, es duldet keinen Zwang und kreist auch in deinen Adern bis hin zur Freiheit."

Ueber die breite Freitreppe, die zum Portal der Musikhochschule einer Provinzhauptstadt führt, schreitet die schlanke Gestalt einer hübschen, stattlichen jungen Dame. Mit einem leichten Mantel versehen, ohne Kopfbedeckung springt sie, in der rechten Hand ihre Musiktasche, beschwingt die Stufen der imposanten barockartig erbauten Treppe herauf. Die Frühlingssonne umsonnt das helle, blonde Haar, und der warme Lenzwind spielt liebevoll mit den Locken, die wohlgepflegt bis tief in den Nacken herabhängen. Heide Rieke macht diesen täglichen Weg nun schon bereits zwei Jahre. Nach Beendigung der Schulzeit und gut bestandenem Abschlußexamen studiert sie an der Musikhochschule. In erster Linie widmet sie sich neben dem Klavierspiel der Gesangeskunst, der sie sich mit ihrem ganzen Herzen verschrieben hat. Bereits nach einem Jahr sind ihre Leistungen so weit fortgeschritten, daß Professor Bernhard Brand, ihr Lehrer, sie schon in kleineren Veranstaltungen der Musikhochschule öffentlich auftreten läßt.

Das Leben in der Großstadt behagt Heide ganz und gar nicht, und oft sitzt sie vor dem Fenster ihrer kleinen Mietsstube im dritten Stock eines unfreundlichen Hauses, erfüllt mit sehnsüchtigen Gedanken an die Heimat, an das Elternhaus und den schönen Wald. Ueberall, wohin ihre Blicke schweifen, starren schmutzige, unschöne Dächer sie an, qualmige Schornsteine verpesten die frische Luft und ekelerregende Düfte steigen aus dem tief unter ihr liegenden Hof. Nur einige junge Stare und Sperlinge sind die einzigen

Frühlingsboten, die sie an die Natur erinnern lassen. Nein, ihre Seele fügt sich nicht ein in diese nervenaufreibende Stadt mit ihren Lockungen und Vergnügungen. Hier ist der Mensch nur ein Massenobjekt, eine Zahl, die man schreibt und fortwischt, versklavt an die Reklamemethoden der Großstadt, ohne Eigenpersönlichkeit und losgelöst von der Natur. Welches Gefühl innigster Zufriedenheit durchzieht die Brust beim Durchwandern eines herrlichen Frühlingswaldes, wenn das erste Grün schüchtern von warmen Sonnenstrahlen gekost wird und die frühen Sänger nach überstandenem kalten Winter ihr Danklied erschallen lassen. Das trockene morsche Laub raschelt von den nunmehr erwachenden Tieren, die der Sonne zustreben. Mükken tanzen zu Tausenden in den letzten Strahlen des Sonnenlichtes und verkünden einen neuen, schönen Tag. Der Landmann zieht mit kräftiger Hand die ersten Furchen durch den Acker. Ja, dort kann man leben, dort fühlt man sich frei. Solche Gedanken durchziehen sehr oft Heides Gehirn. Der Wille, in ihrem Studium weiterzukommen, etwas zu leisten und der Vollkommenheit zuzustreben, läßt sie manche Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens leicht überwinden.

Heide hat das Portal der Hochschule überschritten und eilt jetzt dem Musikzimmer zu, in welchem Professor Brand auf dem großen Konzertflügel Beethovens neunte Simfonie meisterhaft zu Gehör bringt. Leise, ohne sich bemerkbar zu machen, schließt Heide die Tür und zieht sich in die letzte Reihe des Musiksaales zurück, um ungestört die wunderbaren Klänge Beethovens in sich aufzunehmen. Ein gewaltiges Naturschauspiel, das der große Musiker in mei-

sterhafter musikalischer Form aus intuitivem Erleben schuf, das Ringen eines Menschenherzens, welches sich nach vielen Leiden und Mühen nach Freude sehnt, diese aber in ihrer Reinheit und Klarheit nie erlebt. Heide ist von der Musik so hingerissen, daß sie die Beendigung des Stückes seitens ihres Professors garnicht bemerkt hat. Mit geschlossenen Augen erlebt sie das gewaltige Tonwerk nach, erst der Gruß ihres Professors reißt sie aus ihrer Träumerei.

„Guten Morgen, Herr Professor, das war fürwahr ein Hochgenuß, Sie haben das Werk wunderbar vorgetragen. Wie gering ist dagegen mein Schaffen."

„Nur nicht zu bescheiden und keine Schmeicheleien, Fräulein Heide, jeder Mensch kann nur das geben, was in ihm steckt. Ich beneide Sie um Ihre schöne Stimme. Freuen wir uns beide, ein Jünger der Kunst zu sein. Wir wollen uns bemühen, etwas darin zu leisten, um Befriedigung in ihr zu finden. Das ist letzten Endes das Maßgebliche. Die wahren Künstler leben nun einmal in einer gottbegnadeten Welt. Sie sehen das Leben unbeschwert an, schwelgen in Idealen, und stehen dem Geschehen sorglos gegenüber. Ein Mensch, der zweckversklavt ist, kann dieser Auffassung kein Verständnis abgewinnen, er urteilt nur nach der pflichtgemäßen Erfüllung seiner zu erledigenden Aufgabe und sieht in den Künstlern ein leichtes Völkchen ohne Sinn und Zweck. Doch das ist vollkommen irrig, denn der Künstler lebt mehr den Wünschen des Göttlichen, er vergällt sich nicht das Leben mit materiellen Sorgen, sondern schaut wie ein harmloses, naives Kind in die große, sonnendurchflutete Welt. Freude und Begeisterung muß seine Seele erfüllen, denn beides gehört zum Schaffen. Ein freudloser,

begeisterungsunfähiger Mensch, ist ein armes, bedauernswertes Geschöpf. Doch nun, mein verehrtes Fräulein, lassen sie uns an die Arbeit gehen. Heute muß die Probe klappen, denn Sonnabend ist das große Konzert, ihr Konzert Fräulein Heide."

„Ach, Herr Professor, Sie haben recht, doch ich muß Ihnen gestehen, daß der Gedanke daran mich ängstlich macht.

„Aber Fräulein Rieke, warum sorgen Sie sich wegen des Lampenfiebers? Das legt sich. Das ist nicht nur eine Schwäche des Anfängers, sondern auch große Könner haben darunter stark zu leiden. Selbst der große italienische Tenor Caruso ist von dieser Krankheit nicht verschont geblieben. Deshalb nahm er vor jedem Auftreten Beruhigungstabletten ein, die er ständig bei sich trug."

Professor Brand und seine Schülerin Heide Rieke, verstehen sich außerordentlich gut. Trotz des erheblichen Altersunterschiedes von fast fünfundzwanzig Jahren und der Tatsache, daß der Professor verheiratet ist und selbst stolz eine sechzehnjährige Tochter sein eigen nennt, besteht zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältnis. Heide sieht in dem Professor ihren väterlichen Freund und Kamerad, dem sie fast alle ihre Erlebnisse anvertraut. Professor Brand dagegen empfindet Heide gegenüber mehr als ein Gefühl der Freundschaft. Ja, er weiß es genau, welches Unrecht er seiner Sippe gegenüber begeht. Sein Gewissen läßt ihn oftmals nicht zur Ruhe kommen, aber so sehr er sich auch dagegen zu wehren bemüht, immer wieder unterliegt er beim Anblick Heides seinen zu ihr tiefstempfundenen Gefühlen. Ist es der Einklang ihrer Interessen oder die

Bescheidenheit ihres Wesens, ist es das mit allen Vorzügen der Natur ausgestattete Weib oder der Reiz des Neuen, was ihn an Heide fesselt, hierüber ist Professor Brand sich nicht im klaren, nur eines weiß er, daß er in Heide restlos verliebt ist.

Heide schwärmt für ihren Professor. Er ist ein großer Könner, ein Klavierspieler, der sich sehen lassen kann; äußerlich eine mittelgroße Erscheinung mit langen dunklen zurückgekämmten Haaren, die seitlich etwas ergraut sind, dunklen stechenden Augen und einer scharfgeschnittenen Adlernase, innerlich ein wohlwollender, gutmütiger Mensch mit tadellosen Umgangsformen. So ist Professor Brand mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die ein schwärmerisches junges Mädchenherz begeistern können.

„Herr Professor", unterbricht Heide die vorgenommenen Vorbereitungen, „ich muß Ihnen noch etwas Interessantes von mir erzählen, das eigentlich der Grund meines Zuspätkommens gewesen ist."

„Na nu, Fräulein Heide, da bin ich aber wirklich gespannt. Also schießen Sie los."

„Nun, es war so, Herr Professor. Als ich heute vormittag von der Mozartstraße in die Schillerstraße einbiege, redet mich ein Herr an und erkundigt sich nach der Universität. Ich erkläre ihm, daß ich den gleichen Weg zu machen habe und stelle ihm anheim, mitzukommen, worin er scheinbar freudig einwilligt. Der Herr ist mir nicht unsympathisch, und als ich erfahre, daß er auf der Universität Jura studieren will, schlage ich sein Angebot, mit ihm im Palastkaffee eine Tasse Kaffee zu trinken, nicht aus. Zum Glück hat mich heute der schöne Frühlingstag früh aus

den Federn gelockt, so daß ich ihm ein halbes Stündchen widmen konnte. Kennen Sie zufällig einen Baron Bernd von Sasse?"

„Der Name ist mir nicht unbekannt Fräulein Heide, so viel ich mich entsinnen kann, liegt das Schloß des Barons von Sasse in der Nähe Ihres Heimatortes. Es ist eine wunderschöne Wasserburg. Auf einer von unserem Künstlerbund veranstalteten Besichtigungsfahrt niedersächsischer und westfälischer Wasserburgen, an der ich teilnahm, fiel mir besonders dieses schön gelegene Schloß auf. Aber, Fräulein Heide, Sie machen mir ja schöne Geschichten, hoffentlich hat das Herz standgehalten."

„Aber, Herr Professor, wie kommen Sie nur auf derartige Vermutungen? Eigentlich sollten Sie mich doch kennen. So schnell schießen die Preußen nicht. Doch ich glaube, es wird allerhöchste Zeit mit der Generalprobe zu beginnen, sonst ist es gleich Mittag."

Herr Professor Brand ist während des Spiels nicht bei der Sache, und diese Unachtsamkeit wirkt naturgemäß auch auf seine Schülerin aus. Der Gedanke, daß Heide vielleicht diesem Baron ihr Interesse zuwenden könnte, erfüllt sein Herz mit wehem Schmerz und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Unbefriedigt brechen sie die Probe ab und verlassen sich auf ihr Künstlerglück, das nun einmal bei allen Aufführungen ausschlaggebend ist.

An den Litfaßsäulen der Provinzialhauptstadt prangen an sichtbarer Stelle große gelbe Plakate, die mit riesigen schwarzen Lettern gedruckt, folgenden Inhalt tragen:

Am Sonnabend, dem 10. Mai, veranstaltet der Künstlerbund im großen Saal der Tonhalle einen Liederabend. Es singt die Meisterschülerin der Musikhochschule

Heide Rieke

Lieder von Schubert, Schumann, Wolff, Strauß usw.

Am Flügel:

Professor Bernhard Brand

Hierzu laden freundlichst ein

Die Veranstalter.

Heide Rieke und Professor Brand sind keine unbekannten Persönlichkeiten mehr. So ist es durchaus nicht verwunderlich, daß der Andrang zu dieser Veranstaltung außerordentlich groß ist. Vor dem eindrucksvollen Auffahrtstor der Tonhalle fahren kurz vor Beginn des Festabends in langer Reihe die Wagen. Festlich gekleidete, elegante Damen und Herren entsteigen ihren Equipagen oder Automobilen. Die Spitzen der Stadt sind vollzählig erschienen. Jeder, ob reich, ob arm, der ein musikliebendes Herz hat, oder zu haben glaubt, nimmt daran teil, keiner will sich diesen musikalischen Genuß entgehen lassen.

In dem Ankleidezimmer der Tonhalle sitzt Heide Rieke. Die Finger der rechten Hand trommeln leise auf die lederbezogene Lehne ihres Sessels. So erwartet sie den Augenblick des Beginns der Vorstellung. Professor Brand leistet ihr Gesellschaft. Der Anblick dieser blühenden, einzigartigen Frau hat ihn wieder ganz berauscht, und er ist stolz, dem Publikum seine hübsche, begabte Schülerin vorstellen zu können. Heide ist innerlich stark erregt, das befürchtete Lampenfieber will nicht weichen, und es bedarf eines erheblichen Aufwandes seitens des Professors, sie zu beruhigen, ist es doch der erste groß angelegte Abend, an dem Heide ihr Können vor einer zahlreichen kunstverständigen Hörerschaft unter Beweis stellen soll.

Soeben ertönt das Klingelzeichen. Professor Brand und seine Schülerin begeben sich auf die festlich ausgeschmückte Bühne. Großer Beifall empfängt sie. Von Lorbeerbäumen eingerahmt mitten in einem Blütenmeer rot leuchtender Hortensien steht der weiße Konzertflügel vor einem als Hintergrund dienenden, gleichfaltig gesteckten chamoisleuchtenden Vorhang. Ueberstrahlt von riesigen Scheinwerfern bietet das Ganze den Zuhörern ein geschmackvolles, gediegenes und anmutiges Bild. Heide tritt in das Rampenlicht. Ein langes, hellblaues, eng anliegendes Abendkleid läßt die Sönheit ihres Körpers in gediegener Form reizvoll zur Geltung kommen. Wie eine Märchenprinzessin erscheint ihre Gestalt inmitten der künstlerisch angeordneten Blütenausstattung. Wiederum wird sie mit stürmischem Beifall begrüßt, den Heide mit einem leichten Kopfnicken freundlich erwidert.

Professor Brand hat mit dem Vorspiel begonnen. Heide beginnt mit dem Lied von Richard Strauß „Zueignung".

Wie ein Glockenspiel klingt ihre wunderbare Stimme durch den Saal, gleich einem Quell, der frisch und kristallklar das Wasser aus der Tiefe des Berges hervorsprudelt, dringen die herrlichen Töne in die Ohren der andächtig lauschenden Zuhörer und nehmen sie vollkommen in ihren Bann. Kaum ist der Schlußakkord verklungen, als ein nichtendenwollender Beifallssturm durch den Festsaal braust. Immer und immer wieder muß Heide vor den Vorhang treten, umjubelt von begeisterten Musikfreunden. An Stelle der inneren Erregtheit ist eine ausgeglichene Ruhe eingetreten, und dieser Zustand gibt ihr die Möglichkeit, die vorzutragenden Werke in geradezu vollendeter Form zu Gehör zu bringen.

Gerade ist sie im Begriff, das letzte Lied „Meeresleuchten" von Löwe vorzutragen, als ihre Augen den Blick eines in der Loge sitzenden Herrn auffangen, der sie während des ganzen Vortrages unentwegt angesehen hat, in der erwartungsvollen Hoffnung, Heide auf sich aufmerksam machen zu können. Ueberhäuft mit herrlichen Blumensträußen kehrt die Sängerin in den Ankleideraum zurück. Beseelt von einem Glücksgefühl in dem Bewußtsein, ihr ganzes Können dargeboten zu haben, schaut sie mit unbeschränkter Freude in die vor ihr stehende farbenfrohe Blumenpracht. Ein entzückender Strauß roter Rosen weckt besonders ihre Aufmerksamkeit. Dem angehefteten Umschlag entnimmt sie eine Karte mit der Anschrift: Baron Bernd von Sasse.

Professor Brand hat sich von Heide verabschiedet, um mit seiner Familie den Heimweg anzutreten. Heide ist sich selbst überlassen. Ein bequemer Sessel gibt ihr die verdiente Ruhe und Gelegenheit, den Verlauf des ganzen Abends nochmals zu überdenken. Beethovens Lied:

„Ich liebe dich, so wie du mich
am Abend und am Morgen.
Es war kein Tag, wo du und ich
nicht teilten unsre Sorgen usw."

bildete auf dem Programm das letzte Lied des ersten Teiles. Ihre Gedanken haben bei diesem Lied auch wie damals auf dem Schützenfest, jenem Jugendfreund gegolten, der durch ein wahnsinniges Gelübde ihr verloren ging, den sie aber aus ihrem Gedächtnis nicht zu streichen vermag. Was würde Hans Schulte wohl sagen, wenn er sie heute hören könnte? Wie wird es ihm ergehen? Ihr ganzes Sinnen war auch in den Jahren ihres Studiums immer wieder er, und keiner der zahlreichen Verehrer vermochte sie an sich zu fesseln und zu einem tieferen Gefühl zu befähigen. Es scheint fast so, als ob dieses erste kleine Jugenderlebnis ausschlaggebend für den späteren Entwicklungsgang ihres Lebens werden soll. Heide weiß sehr gut, daß ihr stetes Denken an Hans Schulte nutzlos ist und ihr junges Gemüt stark belastet, sie fühlt sich jedoch trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit stark genug, nicht leichtsinnig mit einem anderen Menschen die Ehe einzugehen.

Jetzt klopft es an der Tür. Auf ihren Ruf „Bitte" öffnet sich die Tür, und vor ihr steht Baron von Sasse.

„Entschuldigen Sie, verehrtes, gnädiges Fräulein, wenn ich ohne vorherige Anmeldung in ihr Heiligtum eindringe.

Es ist mir jedoch ein Bedürfnis, Ihnen meine volle Anerkennung und meinen Dank für den herrlichen Gesang auszusprechen."

„Ich freue mich, Herr Baron, daß Ihnen mein Vortrag gefallen hat. Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen? Finden Sie nicht auch, daß meine Stimme für die große Tonhalle etwas zu schwach ist."

„Durchaus nicht, Verehrteste, Ihre Stimme war mit dem Raum vollkommen ausgeglichen. Vielleicht berücksichtigen Sie, daß der Saal voll besetzt war. Es ist durchaus zu verstehen, daß man von der Bühne betrachtet das Gefühl der Beengtheit haben muß. Nein, es war in allen Teilen durchaus eine vollendete Leistung."

„Keine Schmeicheleien, Herr Baron, darf ich mich erkundigen, wie es Ihnen hier gefällt?"

„Danke sehr für die gütige Nachfrage, ich habe mich sehr gut eingelebt. Würden Sie es mir übel nehmen, wenn ich Sie bitten würde, heute abend mein Gast zu sein? Ich habe in der Barberina-Bar einen sehr schönen Tisch reservieren lassen. Wollen Sie mir eine Freude bereiten und mein Gast sein? Kennen Sie übrigens schon eine Bar?"

„Vielleicht, Herr Baron, ist es unmodern, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich noch nie Gelegenheit hatte, dorthin zu gehen. Wenn Sie mich also mitnehmen wollen, so schlage ich ein. Man muß ja auch so etwas mal kennen lernen. Nicht wahr?"

„Es ist mir, gnädiges Fräulein, eine ganz besondere Ehre, Sie führen zu dürfen. Machen wir uns also auf den Weg. Mein Wagen steht unten fahrbereit."

An der Seite des Barons nimmt Heide in der rassigen Limousine Platz, und in flotter Fahrt geht es durch die Straßen der Stadt. Der Chauffeur hat soeben den Wagen gestoppt. Ein Pförtner reißt die Wagentür auf und öffnet gleichzeitig die Eingangstür zur Barberina-Bar. Heide und der Baron treten in die Vorhalle und entledigen sich bei der Kleiderablage ihrer Mäntel. Der Geschäftsführer begrüßt untertänigst die neuen Gäste und weist ihnen die vorgemerkten Plätze an. Heide ist über die prunkvolle Ausstattung dieser Bar erstaunt. Eine geradezu verschwenderische Lichtflut ergießt sich aus großen, prunkvollen Kristallleuchtern über den runden Raum. In der Mitte befindet sich die Tanzfläche, und kleine, weißgedeckte und blumengeschmückte Tische gruppieren sich in getrennten Nischen rund um die Fläche herum. An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befindet sich die eigentliche Bar. Hier herrscht schon Hochbetrieb, denn die vor dem Ausschenktisch stehenden Stühle sind besetzt. Damen von mehr oder weniger zweifelhafter Herkunft sitzen dort neben befrackten Herren und bemühen sich, durch entsprechend angebrachte Reize ihren männlichen Partnern zu gefallen.

Heide fällt es auf, daß der Baron von vielen dieser Halbweltdamen begrüßt wird und schließt daraus mit Recht. daß er ein häufiger Gast dieser Bar ist. Der Baron weiß Heide in galanter Weise zu unterhalten, und als die Musik die ersten Takte beginnt, bittet er sie um diesen Tanz. So schweben sie beide durch den Saal, verfolgt und gemustert von neugierigen Augen lästernder Neidlinge.

„Finden Sie es nicht herrlich hier, gnädiges Fräulein", unterbricht der Baron das Schweigen.

„Das will ich nicht abstreiten, Herr Baron, es ist für mich etwas Neues und Amüsantes. Jedoch würde mir ein häufigeres, sagen wir wöchentliches oder gar tägliches Verkehren in diesen Räumen zu inhaltlos sein."

„Eine Bar hat doch, und das werden Sie, verehrtes Fräulein, mir nicht abstreiten können, etwas Reizbares, Pikantes an sich. Hier vergißt man das Alltägliche. Man lernt interessante Menschen kennen aus allen Lagern, sogenannte hohe Tiere und einfache Bürger geben sich hier ein Stelldichein und wollen sich über den Ernst des Lebens hinwegtäuschen."

Aber dazu ist doch die Natur viel geeigneter, Herr Baron. Ein Gang durch blühende Auen, durch stolze Tannen und wogende Felder ist für ein besorgtes und gequältes Menschenherz ein Jungborn, während der Reiz einer Bar sich mehr auf dem erotischen Gebiet zu bewegen scheint. Sie ist eine Stätte insbesondere für solche Herren und Damen, die den Sinn des Lebens im gegenseitigen Amüsieren zu finden hoffen. Vielleicht glauben sie hierin eine Befriedigung zu finden, aber sie werden vergeblich sich bemühen. Befriedigen kann letzten Endes nur die Erfüllung einer Aufgabe, Werte zu schaffen oder zu geben, die dem Volke dienen. Denken Sie bitte nicht, daß ich ein Moralprediger bin. Nein, durchaus nicht. Ich liebe das Leben wie meine Kunst, der ich mich verschrieben habe, und hasse alle Dogmatiker. Fassen Sie meine Meinung auch nicht als ein maßgebliches Werturteil auf, sondern nur als meine Einstellung zu diesen Problemen."

„Ja, Fräulein Rieke, so wie alle Blätter am Baume sich ungleich sind, so verschieden sind auch die Auffassungen

der Menschen. Ich gestehe es Ihnen offen, daß ein Aufenthalt hier in der Bar mir immer viel Freude bereitet hat. Vielleicht liegt es daran, daß meine Lebenseinstellung eine leichtere ist, während Sie, im Vergleich zu Ihrem Alter, sehr ernst veranlagt sind. Vielleicht ist es auch gerade dieses ernste Wesen, was mich so magnetisch an Sie fesselt."

Der Tanz ist beendet und beide sind an ihren Tisch zurückgekehrt.

„Gestatten Sie mir, Fräulein Rieke", fährt der Baron fort, „daß ich Ihnen ein offenes Geständnis mache. Haben Sie am ersten Tage unseres Zusammentreffens nicht bemerkt, daß meine Erkundigungsfrage nach der Universität nur ein Mittel zum Zweck war? Ich hatte Sie bereits durch einige Straßen hindurch unbemerkt verfolgt, um Sie dann an der Schillerstraße zu stellen. Als ich Sie damals zum ersten Mal sah, wurde meine an sich schon leicht erregbare Begeisterung so gesteigert, daß ich Sie auf irgend eine Art und Weise kennen lernen mußte. Aus dieser Ursache heraus entstand mein Entschluß, Sie anzureden, trotzdem ich diese Art des Kennenlernens sehr daneben schätze. Was blieb mir jedoch in diesem Falle übrig? Vielleicht denken Sie jetzt, ich wollte Ihnen schmeicheln. Bitte, denken Sie das nicht. Ich spreche ganz offen zu Ihnen, wie es mir ums Herz ist. Im Palastkaffee lernte ich Sie näher kennen, und ich muß Ihnen gestehen, daß sich die Art Ihres Wesens in Ihre äußere Erscheinung harmonisch einfügt. Ich bin von Ihnen restlos begeistert, und die Zeit bis zu Ihrem Auftreten schien mir eine Ewigkeit zu sein. Wundervoll, wie eine Königin würdig und gelassen, standen Sie vor den Zuhörern, und der Klang Ihrer Stimme drang berauschend an mein Ohr."

„Herr Baron, darf ich Sie bitten, nicht weiter zu reden. Es ist mir äußerst peinlich, diese schmeichelnden Worte zu hören."

„Gern tue ich Ihnen den Gefallen, liebes Fräulein Heide, aber jetzt müssen Sie mir schon gestatten, daß ich mir mein Herz frei rede. Ich habe Nächte darüber nachgedacht, um über meinen Entschluß vollkommen Klarheit zu gewinnen, bevor ich es wage, Ihnen mit einer Frage näherzutreten, die auch für Sie und Ihr ferneres Leben von ausschlaggebender Bedeutung sein wird. Allerdings bin ich mir noch nicht klar darüber, ob ich die Ehre habe, Ihre Sympathie zu genießen. Fräulein Heide, würde Ihnen der Gedanke, meine Frau zu werden, unangenehm und undiskutabel sein?"

„Diese Frage, Herr Baron, ist etwas verfrüht, um hierauf eine entscheidende Antwort geben zu können, bedarf es des persönlichen längeren Verkehrs miteinander. Nun kenne ich Sie jedoch erst 4 Tage, eigentlich nur insgesamt fünf Stunden, die heutigen mitgezählt, und diese Zeit erscheint mir reichlich kurz bemessen, um hierzu entscheidend Stellung zu nehmen. Ihr Temperament geht mit Ihnen durch und später kommt die Reue. Sie sind mir absolut nicht unsympathisch, Herr Baron, aber um mich zu binden, bedarf es vor allen Dingen des harmonichen Einklangs zweier Seelen, des Vorliegens gleicher Interessen und der gegenseitigen Achtung beider Eheschließenden voreinander."

„Sie haben recht, Fräulein Heide, es ist auch heute nicht meine Absicht, weiter in Sie zu dringen, nehmen Sie mir meine offene Anfrage nicht übel."

„Ganz und gar nicht, Herr Baron, hier haben Sie meine Hand, wir wollen Freundschaft schließen."

So verlebt Heide einen herrlichen Abend, und als in vorgerückter Stunde in seliger Laune der Wein sie leicht beschwingt, da klingen zwei Gläser auf du und du.

Baron von Sasse ist der vollendete Kavalier. Alles, was er Heide von den Augen ablesen kann, bemüht er sich zu erfüllen. Fast täglich schickt er ihr die herrlichsten Blumen in ihre Wohnung und ihr Bitten, sich doch ihretwegen nicht diesen Bemühungen zu unterziehen, fruchten nicht. Heide empfindet diese Verehrung schon als peinlich, ist ihr doch keine Gelegenheit gegeben, sich irgendwie in ähnlicher Form erkenntlich zeigen zu können. So greift sie des öfteren zu einem Buch und übersendet ihm dieses als kleine Gegenleistung. Das Verhalten des Barons bleibt nicht ohne Wirkung auf Heide. Sie ist sich mit ihren Gefühlen nicht recht im klaren und hält sich aus diesem Grunde sehr zurück und gerade diese Zurückhaltung bewirkt bei ihm das Gegenteil, was sie erwartet, er wird mit der Verehrung immer stürmischer. Das aufbrausende, impulsive und heitere Wesen des Barons gefällt Heide sehr, und im tiefsten Grund ihres Herzens beginnt sie, sich für ihn zu interessieren. Sie, die ernste, ruhige, abwägende Natur, er, der Schmetterling, froh und lustig in den Tag hineinstürmend, zwei gegensätzliche Charaktere, die sich jedoch anzuziehen scheinen.

Heide und Bernd von Sasse sind seitdem fast täglich zusammen. Wenn es das Studium zuläßt, holen sie sich gegenseitig von den Hochschulen ab. Sie machen gemeinschaftliche Spaziergänge und Wochenendfahrten. Der Einfluß, den Heide auf Bernd ausübt, macht sich bei ihm bald bemerkbar, aber auch Heide lernt von ihm, von seiner sprudelnden Fröhlichkeit. Sie sind wie zwei treue Freunde oder Kameraden, die sich aneinander gewöhnt haben. Durch Bernd lernt Heide manchen Studienkamerad kennen, und die gemeinschaftlichen sonntäglichen Ausflüge seiner Verbindung bedeuten für Heide stets eine besondere Erholung. Sie fühlt sich unter diesen stürmenden und drängenden Menschen recht wohl, die sie natürlich in jeder Weise verwöhnen. Heide ist immer der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, und wenn sie inmitten dieser Schar Sonntags in den blühenden Frühling singend hinauszieht, dann erscheint ihr die Welt noch mal so schön.

Weg mit den Grillen und Sorgen,
Brüder, es lacht uns der Morgen
Noch in der Jugend so schön.

Bernd gehört einer schlagenden Verbindung an, und die vernarbten Durchzieher, die seine rechte Backe zieren, zeugen von mancher heißen Mensur. Er ist ohne Frage ein flotter, schneidiger Student, dem junge, schwärmende Mädchenherzen wie Schmetterlinge zufliegen. Für Bernd ist diese Schwärmerei eine große Gefahr. Er ist unbeständig, einmal hell aufflammend wie ein Feuer und dann

wieder geknickt, wie ein vom Sturm gefällter Baum. Seine Begeisterung für die Mädchenwelt ist meistens nicht von langer Dauer. Er stürmt darauf los, um zu erobern; in den meisten Fällen gelingt der Sturm, aber dann plagt ihn nach kurzer Zeit das eintönige Gleiche, er liebt die Abwechselung, so daß ein in heller Begeisterung angebahntes Verhältnis schon nach kurzer Zeit ein gerade nicht schönes, sondern oft unrühmliches Ende findet. Dieses rücksichtslose Imstichlassen einer kleinen Liebe war in den meisten Fällen der Anlaß zahlreicher Duelle, die natürlich stets mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden waren.

Heide hatte Bernds Charakter längst durchschaut, und um nicht auch in die Reihe der Vielgeliebten einrangiert zu werden, ist sie ihm gegenüber sehr zurückhaltend. Sie macht durchaus kein Hehl daraus und spricht sehr offen mit ihm darüber. Diese Zurückhaltung Heides bindet Bernd zusehends an sie, was andererseits wieder Heide mit Freude erfüllt, denn sie muß im Unterbewußtsein feststellen, daß ihr Bernd nicht gleichgültig ist. Es ist Heide schon zur Gewohnheit geworden, daß Bernd sie auf allen ihren Gängen begleitet, sie fast täglich von der Hochschule abholt und manche Besorgungen für sie erledigt, und der von ihr ausgeübte Einfluß ist schon so groß, daß er, entgegen seinen früheren Gewohnheiten, sich keine Unkorrektheit ihr gegenüber zuschulden kommen läßt.

Eines Tages, es ist Hochsommer, erhält Heide von Bernd einen Brief, in welchem er ihr mitteilt, daß seine Eltern sich freuen würden, sie auf dem Schloßsitz zum Wochenende kennen zu lernen. Bernd bittet sie, sich am kommenden Sonnabend um 2 Uhr bereit zu halten.

Heide ist diese Einladung zunächst peinlich, aber dann macht es sie wieder froh, daß Bernd seine Eltern bereits unterrichtet hat, und als der Sonnabend herangekommen ist, macht sie sich reisefertig.

Bald kündet ein dreimaliges Hupsignal die Ankunft Bernds, Heide fliegt die Treppe herunter, und nach herzlicher Begrüßung besteigt sie den Wagen. Vorsichtig schlängelt sich das Auto durch die verkehrsreichen Straßen und strebt dem südlichen Ausgang der Provinzstadt zu. Nach kurzer Zeit ist auch dieser erreicht, und hinaus geht es in die freie Natur, vorbei an blühenden Wiesen, fruchtbeladenen Aehrenfeldern, über blickfreie Hügel, durch schattige Täler, darüber der herrliche blaue Himmel. Kann es denn etwas Schöneres geben? Heides Herz jubelt vor Wonne und Glück.

Plötzlich biegt der Wagen von der Landstraße ab und fährt in eine Lichtung hinein. Hohe, eindrucksvolle Tannen umsäumen rechts und links den schmalen Waldweg. An einer sonnigen, freien Stelle stoppt Bernd seinen Wagen. Er öffnet den Türverschlag und bittet Heide, auszusteigen.

„Ist es hier nicht wundervoll, Heide? Komm, laß uns im Schatten auf meiner Reisedecke ein wenig ausruhen und über Dinge sprechen, die uns beide in erster Linie betreffen."

„Ja, Bernd, es ist himmlisch schön hier. Aber warum fährst Du von der Landstraße ab? Wir werden uns sicherlich beeilen müssen. Deine Eltern erwarten uns doch zum Abendbrot."

„Wir haben noch viel Zeit, liebste Heide, dem Glücklichen schlägt keine Stunde."

Bernd hat sich lang auf der Decke ausgestreckt, und Heide legt sich neben ihn. Ihre Blicke schweifen hinauf in den strahlenden blauen Himmel, wo sonnenbeleuchtete Wolken unermüdlich nach unbestimmten Zielen streben.

„Sieh mal, Heide", beginnt Bernd die Unterhaltung, „als ich Dich damals fragte, ob Du Dir vorstellen könntest, meine Frau zu sein, gabst Du mir zur Antwort, daß die Frage verfrüht sei. Heute kennen wir uns nun bereits ein halbes Jahr, fast täglich waren wir zusammen, so daß Dir ein Entschluß nicht mehr schwer fallen kann. Und so möchte ich heute an Dich dieselbe Frage richten: „Kannst Du Dir vorstellen, meine Frau zu sein?"

Bernd hat sich umgedreht, und indem er auf seine Ellenbogen gestützt Heide in ihre leuchtenden blauen Augen sieht, neckt er sie schelmisch mit einem Grashalm.

„Ja, Bernd, glaube mir, ich habe oft darüber nachgedacht, daß ich Dich gern hab', das weißt Du. Du bist mir ein lieber Kamerad, und ich könnte vielleicht für Dich tiefere Gefühle aufbringen, wenn ich eins mit Bestimmtheit wüßte, nämlich, daß ich Dich ganz allein besitzen würde."

„Heide, liebste Heide, ich schwöre Dir, nur Dich ganz allein lieb zu haben. Ich werde keine andere Frau mehr ansehen können."

Bernd drückt sie liebevoll an sich und bedeckt ihren schönen Mund mit heißen Küssen, dann holt er zwei schmale, goldene Fingerringe hervor und steckt einen davon seiner Braut an die linke Hand, Bernd strahlt vor Glück, während Heide so recht mit dem Herzen nicht dabei sein kann.



Nach knapp einer Stunde biegen sie in die lange Kastanienallee ein, die im Vorpark des Schlosses mündet. Der Wagen fährt über die Brücke der Wasserburg und hält vor einer großen Freitreppe, die zum Portal des Schlosses führt. Heide ist restlos begeistert von der Schönheit der Anlagen und Pracht des Schlosses. Ja, hier ist ein Fleckchen Erde, um wunschlos glücklich zu werden, und doch fühlt sie in ihrem Herzen ein nicht zu überwindendes Unbehagen.

„Bernd", unterbricht sie das Schweigen, „wissen Deine Eltern von unserer Verbindung? Hast Du ihr Einverständnis eingeholt? Ich habe das Gefühl, daß Du Dich übereilst und Du Dich leicht über Schwierigkeiten hinwegtäuscht, die

nie zu überwinden sind. Das ist alles zu schön und märchenhaft. Ich komme mir vor wie eine Märchenprinzessin, die in das Land einer schönen Phantasie einzieht. Ueberlege doch mal, es gibt doch so viele Damen Deines Standes, die gern als Schloßherrin mit Begeisterung hier einziehen würden. Bernd, bist Du Dir auch vollkommen im klaren über Deine Handlungsweise?"

„Es ist wirklich alles in Ordnung, liebste Heide, Du wirst überrascht sein, komm nur!" Mit diesen Worten hebt er sie aus seinem Wagen und springt mit ihr die Treppe herauf.

Eben sind sie im Begriff, in das Schloß einzutreten, als ihnen Förster Rieke entgegenkommt. Heide ist nicht wenig überrascht, ihren Vater hier zu treffen und mit einem Aufschrei, Vater, liebster Vater, wirft sich Heide um seinen Hals.

„Wie kommst Du nur hierher, Vater, erzähle doch. Wie geht es zu Hause? Wirst Du gut fertig? Bald ist Semesterschluß, dann komme ich zurück und helfe Dir tüchtig. Was gibt es Neues in der Heimat, erzähle, erzähle!"

„Gleich, mein Töchterchen, begrüße zunächst einmal die Herrschaften, sie brennen alle darauf, Dich kennen zu lernen. Danach gehen wir in den Park, und dann sollst Du alles erfahren."

Heide ist mit dem Vorschlag ihres geliebten Vaters einverstanden. Sie fühlt sich durch seine Anwesenheit sehr erleichtert, ein schwerer, sie beengender Stein ist ihr vom Herzen gefallen.

Der Weg zum Empfangszimmer führt über eine geräumige Diele, von deren beiderseitigen Wänden die Bilder der Ahnen vieler Generationen aus dunklem Hintergrund

hervorleuchten. Ein wunderbarer, riesiger, kunstvoll geschmiedeter Eisenkronleuchter hängt schwer in der Mitte des Raumes. Zwischen den Bildern der Ahnen sind zahlreiche eisengeschmiedete Leuchter angebracht. Eine große, breite Treppe mit einem ebenfalls eisengeschmiedeten, herrlichen Schutzgeländer führt in die oberen Räume des Schlosses. Von der Diele aus bahnen große, breite Türen den Weg in die einzelnen Räume. Direkt rechts der Eingangstür liegt der Empfangsraum.

Ein Diener hilft Heide beim Ablegen der Garderobe. Noch ein Blick in den Spiegel, und dann begleitet sie Bernd zu seinen Eltern.

Der alte Baron ist beim Anblick Heides überrascht. So schön hat er sich die Braut seines Sohnes nicht vorgestellt Lebhaft und gastfreundlich, wie es seine Art ist, geht er auf sie zu, nimmt sie in seine Arme und heißt Heide als Braut und zukünftige Hausherrin aufs herzlichste willkommen.

Die alte Baronin ist sehr zurückhaltend, ja es strahlt eine gewisse Kälte von ihr aus, die Heide unangenehm empfindet. Die Begrüßung ist etwas kühl, doch bittet sie Heide, sich hier wohl zu fühlen. Das Verhalten der Hausherrin trägt mehr den Stempel der Gezwungenheit und Steifheit, es ist die kalte, nackte, unnahbare Anwendung der Etikette, die Heide bisher nicht kannte, die ihr jedoch als unpersönliche Erscheinungsform so recht zum ersten Mal zum Bewußtsein kommt. Zweifellos wäre es der Baronin lieber gewesen, wenn ihr Sohn bei der Wahl seiner Braut sich mehr nach den Wünschen seiner Mutter gerichtet und eine Dame ihrer Gesellschaft zu seiner Auserlesenen gewählt hätte, als nur seinem Herzen zu folgen und ein einfaches

Försterstöchterchen sich zu erküren. Dieser falsche Dünkel belastet stark das Denken der Baronin. Der Gedanke, ihren Sohn an der Seite einer bürgerlichen Frau zu wissen, verletzt ihr Standesbewußtsein. Die Wahl ihres Sohnes wurmt sie ungeheuerlich, doch vermag sie nicht, sich davon frei zu machen.

Baron von Sasse ist ein lustiger, gemütlicher Herr in den besten Mannesjahren. Aus seiner Begeisterung für die entzückende Schwiegertochter macht er durchaus kein Hehl, und diese überschäumende Freude bringt er unbeschwert zum Ausdruck, womit er natürlich die Zuneigung seitens seiner Frau zu Heide nicht gerade fördert.

Die Baronin läßt Heide ihr Zimmer anweisen. Es befindet sich im zweiten Stockwerk des weit ausgedehnten Schlosses. Ein mittelgroßes Turmstübchen. Vier nebeneinanderliegende halbkreisförmig angebrachte Fenster gestatten einen herrlichen Blick auf den wundervollen, alten Park, in dem hohe blutrote Buchen und geblich gefleckte Ahornbäume zwischen stolzen Fichten, Lärchen und Blautannen als Zeugen geschmackvoller Gartengestaltung den Beschauer einen eindrucksvollen farbfrohen Anblick genießen lassen.

Das Schlafzimmer selbst ist schlicht ohne jegliches überflüssiges Beiwerk gehalten. Ueber dem Bette hängt ein großes Muttergottesbild, Maria mit dem Jesusknaben darstellend. Heide kann sich beim Anblick dieses Bildes eines kalten Schauers nicht erwehren. Schnell wirft sie ihren leichten Sommermantel über die Schultern und springt wie ein Reh die Wendeltreppe des Turmes herab, um zu ihrem Vater in den Schloßpark zu gelangen. För-

ster Rieke empfängt seine Tochter am großen Schloßtor, und von hier wandern sie hinaus in die herrlichen Anlagen. Ein breiter, sauberer Kiesweg führt an einer wohlpflegten Rasenfläche vorbei, auf welcher uralte Bäume in herrlicher, farbharmonischer Anordnung als Musterbeispiel vollendeter Gartenbaukunst sich in die Landschaft einfügen. Der mächtige Springbrunnen, im Stile des Schlosses gehalten, läßt übermütig aus den verschiedensten Figuren das Wasser hervorquellen, den sich tummelnden Goldfischen das frische Naß zuführend.

Förster Rieke und Heide lassen sich etwas ermüdet auf eine bequeme weiße Bank nieder, die am Ende des breiten Kiesweges den Vorübergehenden zur Rast einladet. Von hieraus genießt man einen herrlichen Blick auf das Schloß. Ein wunderschönes, barockartig errichtetes Gebäude, das mit seinem großen Portal und den langen Fensterreihen auf den Beschauer ohne Zweifel einen gegewaltigen Eindruck hinterläßt. Die beiden Seiten werden durch zwei Türme eingerahmt, in welchen sich die Treppenaufgänge befinden.

„Wie gefällt es Dir hier, Heide?", beginnt der Förster das Gespräch.

„Es ist herrlich, Vater, viel zu schön für mich, aber Vater, erzähl' doch mal, wie es Dir geht. Was macht die Heimat, was machen alle Bekannten von mir? Weißt Du, Vater, ich habe sehr oft, besonders in der letzten Zeit, Heimweh nach Euch allen gehabt. Gewiß, Vater, hier ist es sehr schön und auch mein Studium macht mir sehr viel Freude, aber die Heimat, der schöne Wald, und alles was mir dort ans Herz gewachsen ist, ruft mich immer wieder."

„Zu Hause, Heide, ist alles wohl und munter. Ilse Schulte führt mir jetzt den Haushalt, das habe ich Dir wohl geschrieben. Rolf Schulte ist noch mit Rotraut Rölling verlobt und Dein Bruder Harald, verkehrt treu und brav weiter mit Irmgard Schenker. Werner Rölling will sich demnächst mit Inge Gleising verloben, und nun das Neueste, das man sich im Dorf heimlich zuflüstert, Hans Schulte ist aus dem Kloster entflohen, er soll irgendwo in einer kleinen Universitätstadt Jura studieren, wie gesagt, man munkelt, gesehen hat ihn keiner."

Heide ist wie aus den Wolken gefallen. Hans Schulte, ihr Jugendfreund, er, an dem sie mit allen Fasern ihres Herzens hängt, er, den sie für sich als verloren buchte, er, um den sie in vielen, vielen Nächten sinnte und grübelte, Hans, dem wohl in Wahrheit dieses Sehnen galt, ist nicht mehr Mönch? Was mag ihn dazu getrieben haben? Warum hat er dem Kloster den Rücken gewandt? Wird Hans sie suchen? Wird er wohl an sie noch denken? Tausend Fragen und Antworten wirbeln durch das kleine Gehirn. Ja, was hat sie gemacht? Richtig, sie ist verlobt, verlobt mit einem Menschen, der ihr nicht unsympathisch ist, der ihr ein lieber Kamerad und Freund sein will. Aber hängt ihr Herz an ihm, so wie es sein müßte? Ist sie bei dem Gedanken an ihn so mit tiefer Erfüllung, verlangender Liebe und sehnsüchtiger Leidenschaft beherrscht, als das kleine Wort „Hans" in ihr zu erfüllen vermag? Jetzt erst wird es ihr klar, daß ihre Verlobung mit Bernd nicht auf festen Füßen steht und einen Verlegenheitsschritt bedeutet, um einen Menschen zu vergessen, der für sie als verloren galt. Ihre ganze Seele ist von Schmerz und Wehmut ergriffen. Eine

tiefe Traurigkeit überfällt Heide, und weinend wirft sie sich an die Brust ihres Vaters.

„Aber, liebes Kind, was ist denn nun geschehen?" beginnt Vater Rieke zu sprechen, liebevoll ihr das schöne, blonde Haar streichelnd. Komm, sprich Dich aus. Hier scheint mir etwas nicht ganz zu stimmen. Bist Du nicht glücklich? Dann ist es jetzt noch Zeit, andere Wege einzuschlagen. Sag mal, Heide, hast Du mit Bernd über die weltanschauliche Frage schon gesprochen? Weiß Bernd, daß Du aus der Kirche getreten bist? Baron von Sasse entstammt einer alten katholischen westfälischen Adelsfamilie und ich glaube kaum, daß Bernd und vor allen Dingen seine Mutter auf eine kirchliche Trauung, der Dein vorheriger Eintritt in die Kirche vorausgehen muß, verzichtet. Oder willst Du Dich katholisch trauen lassen?"

„Ja, Vater, du hast recht. Darüber haben wir überhaupt noch nicht gesprochen, und das ist ja das wesentlichste. Bernd selbst legt zwar keinen Wert auf solche Aeußerlichkeiten, aber seine Mutter wird sicherlich streng auf die Erfüllung kirchlicher Obliegenheiten bedacht sein. Ich werde aber gleich mit Bernd darüber sprechen, denn ein derartiges Verlangen kommt für mich nicht in Frage. Nun erzähle mir noch schnell, wie kommst Du eigentlich hierher?"

„Das ist sehr einfach, Heide, Bernd hat an mich geschrieben und um Deine Hand gebeten. Gleichzeitig bat er mich, wenn es einzurichten ginge, heute nach hier zu kommen, um im engsten Familienkreise Deine Verlobung zu feiern, und daß ich kam, war doch selbstverständlich."

„Dann hat mich Bernd überrumpelt, Vater, davon hat er mir kein Wörtchen erzählt. Wir haben uns ja erst vor

einigen Stunden verlobt. Er hat also über meinen Kopf weg über mich bestimmt; das ist natürlich ganz Bernd, aber ich finde trotzdem diese Art der Werbung reichlich eigenartig."

Durch das Herannahen menschlicher Schritte werden Vater und Tochter in ihrer Unterhaltung gestört. Es ist Bernd, der auf der Suche nach Heide bereits den ganzen Park durchforscht hat, um sie nun endlich an der äußersten Ecke zu finden.

„Es ist gut, Bernd, daß Du kommst, Vater will noch einen kleinen Spaziergang machen."

Der Förster verabschiedet sich, und Bernd setzt sich an seiner statt auf die Bank an Heides Seite.

„Bernd", beginnt Heide weiter zu sprechen, „wir haben ganz vergessen, uns über das Wesentlichste unserer Verbindung zu unterhalten, nämlich über den Glauben. Ich weiß nicht, ob es Dir bekannt ist, daß meine Sippe, also auch ich, keiner Kirche mehr angehört, daß Du also auf eine kirchliche Trauung verzichten mußt. Deine Familie ist, wie mein Vater erzählt, streng katholisch, und ich kann mir wohl vorstellen, daß besonders Deine Mutter, und das von ihrem Standpunkt aus gesehen vielleicht mit Recht, auf eine katholische zeremonielle kirchliche Feier großen Wert legt. Du wirst mir sicherlich recht geben, wenn wir in diesem Punkt Klarheit haben müssen, Bernd."

„Aber, meine liebe Heide, ich persönlich habe mich innerlich von solchen Dingen schon frei gemacht, das weißt Du, und meine Mutter wird sicherlich sich meinen Wünschen fügen. Doch, das überlaß mir nur. Zerbrich Dir darüber nicht Dein Köpfchen. Daß Du Dich immer mit solchen

schweren Fragen befassen mußt. Nun komm, die Eltern warten mit dem Essen."

Heide ist von Bernd's Antwort nicht befriedigt. Sie schweigt jedoch, um als Gast dieses Hauses keine Unstimmigkeiten aufkommen zu lassen. So begibt sie sich auf ihr Zimmer, wo sie sich für das Essen fertig macht. Als sie in die Diele eintritt, sind der Baron mit seiner Gattin, sowie Bernd und ihr Vater schon versammelt. Der Baron bittet um ihren Arm und führt Heide an den für sie vorgesehenen Platz. Das Speisezimmer strahlt festlich im hellen Glanz. Der entzückende, schwere Kristallkronleuchter hängt, wie tausend Brillanten glitzernd, über dem runden Eßtisch. Ein hübscher Silberleuchter mit weißen Kerzen überstrahlt das von schweren Silberbestecken eingerahmte alte Familienporzellan. Herrliche, auserlesene Blumen aus der Schloßgärtnerei zieren in verschwenderischer Fülle Tafel und Festraum, kurz, es ist alles geschehen, um dieser Feier den ihr gebührenden vornehmen Charakter zu verleihen. Die Festlichkeit verläuft, entsprechend dem Wesen der Baronin, steif und unpersönlich, und als Heide spät in der Nacht ihr Zimmer betritt, fühlt sie sich von einer Beengtheit befreit. Sie ist froh, wieder allein zu sein. Müde und abgespannt legt sie sich in das weiße Rokokobett, und ihre Gedanken schweifen dorthin, wo vielleicht einer mit der ganzen Glut seines Herzens an sie denkt, vielleicht ebenso wehmutsvoll wie sie an ihn. Lange, lange liegt sie sinnend noch wach, aber endlich schleicht der gütige Sandmann ins Zimmer und bestreut zwei blaue Augen mit einem tiefen Schlaf.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, als Heide aus ihrer seligen Träumerei erwacht. Schnell wirft sie sich

in die Kleider, um noch pünktlich am Frühstückstisch erscheinen zu können. Bernd hat sie schon erwartet, er strahlt über das ganze Gesicht, als Heide im duftigen Sommerkleid wie eine Fee die Treppe heruntergesprungen kommt.

„Guten Morgen, mein Liebling", begrüßt er sie. „Hast Du gut ausgeruht, und haben Dich die Schloßgespenster nicht gestört?"

„Danke Bernd, es war wundervoll, ich habe nur immerzu geträumt, doch bin ich ganz erschrocken, daß es schon so spät ist. Zürne deshalb nicht. Weißt Du, Bernd, ich habe mich entschlossen, Vater nach Hause zu begleiten. Bist Du mir deshalb böse? Bis zum Semesterschluß sind es nur noch einige Tage, und Vater freut sich, wenn er mich mitnehmen kann. Hast Du etwas dagegen?"

„Das kommt mir allerdings sehr überraschend. Lieber ist es mir natürlich, wenn Du hierbleiben und später mit mir zurückfahren würdest. Doch der Wunsch Deines Vaters und der Deinige gehen vor, und so füge ich mich ihm. Aber wenn Du gestattest, bringe ich Euch zur Bahn."

Die Stunden bis zur Abfahrt des Zuges gehen schnell dahin. Vater und Tochter Rieke verabschieden sich herzlichst und dankbar von ihren Gastgebern. Inzwischen ist Bernd mit seinem Wagen vorgefahren. Nachdem die Scheidenden Platz genommen haben, geht es in schneller Fahrt über weite Felder zum Bahnhof. Bernd fällt der Abschied von seiner Braut sehr schwer, während Heide im Grunde ihres Herzens die Trennung als die Erlösung aus einer Beengtheit empfindet. Sie freut sich auf die Stunden des Alleinseins in ihrem ruhespendenden, heimatlichen Wald.

Der Zug fährt in den Bahnhof ein. Bernd nimmt Abschied von Förster Rieke und Heide, der er einen wundervollen Rosenstrauß zum Abschied überreicht. Lange noch blickt Bernd dem davonfahrenden Zuge nach, bis letzterer im grauen Dunst des sommerlichen Tages verschwunden ist.

In einem gemütlichen Zimmer eines mittelalterlich gebauten Hauses der kleinen süddeutschen Universitätstadt sitzt, vor seinem Studiertisch über wissenschaftliche Bücher gebeugt der soeben frisch gebackene Dr. jur. Hans Schulte.



Heute morgen ist ihm die Doktor-Arbeit mit besonderer Auszeichnung überreicht worden. Noch einige Wochen trennen ihn von seinem Staatsexamen. Mit großem Eifer hat er in den letzten zwei Jahren seit seiner Flucht aus dem Kloster sich kraftvoll auf sein Studium gestürzt, wobei ihm

die im Kloster bereits heimlich angeeigneten Kenntnisse ungeheuere Dienste leisteten. Ein glänzendes Referendarexamen bildet die erste Stufe des gesteckten Zieles, und die heute zurückerhaltene belobigte Doktor-Arbeit läßt ihn hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Ein Gefühl innerer Befriedigung durchzieht seine Seele. Träumend starrt er vor sich hin, und unwillkürlich fällt sein Blick auf das kleine, unscheinbare, mit einer Blume geschmückte Bild, das seinen Schreibtisch ziert und ihn freundlich anlächelt. Er nimmt es liebevoll in die Hand, schaut wehmutsvoll in die feinen Gesichtszüge des Mädchens und gedankenabwesend spricht er zu sich selbst: „Heide, meine geliebte Heide, weißt du auch, daß ich immer noch an dich denke, daß meine ganze Arbeit, mein ganzes Streben, nur dir gilt, dir ganz allein? Eine Ewigkeit erscheinen mir die vor mir liegenden Wochen, Liebste, aber dann bin ich fertig, dann werde ich vor dich hintreten und dich bitten, meine kleine, liebe Frau zu werden. Sollte es sich bewahrheiten, daß du dich einem anderen verschrieben hast, wie mir in einem Brief von meiner Schwester Ilse angedeutet wurde? Nein, das kann ich mir nicht denken. Sieh hier, Heidelein, dieser kleine, unscheinbare Ring an meinem Finger, den du mir aus kindlichem Wehgefühl geboren, am Grabe deiner Mutter schenktest, war stets der einzige Halt meines mir oft so sinnlos erscheinenden Lebens. Von ihm holte ich mir die Kraft, den Kampf um die Freiheit zu führen. Aus ihm erstrahlte mir das kleine Licht der Freude, wenn alles tot um mich schien. Durch ihn wurde meine Seele wieder zu neuer Lebensfreude geweckt. Dir allein, liebste Heide, verdanke ich das!

Hans Schulte hat die letzten Worte vor sich hin gesprochen. Plötzlich springt er von seinem Stuhl auf und läuft erregt in seinem Zimmer auf und ab. Ja, was soll geschehen, wenn Heide ihr Herz verschenkt hat, wie kann ich Narr ihr zumuten, auf mich zu warten, nachdem ich sie damals hinter dem Gasthaus zur Linde bei unserem letzten Zusammentreffen so schnöde verlassen habe. Geflohen bin ich, wie ein feiger Hund. Der Gedanke macht mich wahnsinnig. Sie weiß ja gar nichts von meinem Entschluß. Vater und Ilse habe ich strengstens verboten, irgend etwas von mir verlauten zu lassen. Erst wollte ich fertig sein. Ja, bin ich ein Träumer? Heide ist hübsch, eine begnadete Künstlerin, sie wird umschwärmt werden wie ein Bienennest. Vielleicht ist sie schon verlobt, oder gar verheiratet.

Immer heftiger redet Hans sich diese Gedanken ein, so daß es ihm oft heiß und kalt durch die Glieder fährt. Nein, das kann nicht sein, von solchem Geschehen müßte er Näheres durch Vater oder Ilse erfahren haben. Nur noch ein paar Wochen, dann ist der Kampf um die Existenz zu Ende, und greifbar nahe lockt die Freiheit. Ja, dann wird Heide meine Frau, das Ringen und Sehnen kann doch nicht alles umsonst gewesen sein. Nein, nein, nein.

Hans Schulte hat sich wieder hingesetzt, und mit dem ihm eigenen Willen stürzt er sich nochmals auf die Arbeit. Hans ist ein großer, stattlicher Mann geworden. Seine 28 Jahre sieht man ihm trotz der vielen erlittenen Schicksalsschläge nicht an. Klare, stechende Augen, eine scharf geschnittene Nase und das energisch ausgeprägte Kinn mit großer, freier Stirn lassen den Typ eines Rechtsgelehrten deutlich erkennen. Das Leben im Kloster hat ihn zu einem Wahr-

heitsfanatiker geformt, und unbeirrt geht er seinen nun einmal von ihm als richtig erkannten Weg. Tausendmal muß er erfahren, wie mit dem Recht eines Menschen Schindluder getrieben wird, so sieht Hans seine schönste Aufgabe und Genugtuung darin, für das deutsche Recht zu streiten und sich ganz dafür einzusetzen. Es ist ihm wohl bewußt, daß die Grundlage dieses Kampfes die reine, wahre artgemäße deutsche Weltanschauung sein muß, denn nur auf dieser Linie läßt sich ein freies deutsches Recht aufbauen. Das römische Recht gründet sich auf die Bibellehre, also auf einen Glauben, der mit dem deutschen Gottempfinden nicht im Einklang steht. Aus dieser Tatsache heraus erklärt sich ohne weiteres, daß eine so begründete Rechtsauffassung mit germanischem Rechtsdenken nichts zu tun hat und oft im Widerspruch dazu steht. Geradezu empörend dünkt ihm die erniedrigende, unwürdige Stellung, die der deutschen Frau in dieser Fremdlehre zugedacht ist, und die ebenso im römischen Recht besteht. Für die Beseitigung dieser unhaltbaren Mißstände zu kämpfen sieht Hans Schulte als eine hohe und dankbare Lebensaufgabe an.

Der Zeiger der alten, lieben Pendeluhr rückt unbarmherzig weiter. Das Ticken dieses ihm lieb gewordene Hausgerätes wirkt beruhigend auf das oft so stürmische Gemüt unseres neugebackenen Doktors, und wenn seine Gedanken manchmal wild durcheinanderjagen und sein Seelenleben, von Unwägbarkeiten bis zum äußersten gereizt, sich nicht beruhigen will, dann ermahnt diese kleine Uhr ihn mit ihrer gleichmäßigen, eintönigen Pendelsprache an das Vergängliche dieser Zeit. Tick—tack, tick—tack, Ru—he—Ru—he! Jetzt setzt sie zum Schlag an. Sieben dumpfe Schläge lassen

ihn aus seinem Sinnen erwachen. Richtig, 7 Uhr, es ist Zeit, sich fertig zu machen. Heute wird auf einer kleinen aber reizvollen Bühne des Universitätsstädtchens von Schauspielern des Theaters der Provinzhauptstadt das Stück seines Lieblingsdichters Schiller „Die Räuber" zur Aufführung gebracht, und hierzu hat er das neunzehnjährige Töchterchen Inge seiner Wirtin eingeladen.

Ja, dieser Schiller, dieser Freiheitskämpfer, wie wird er von seinem Geist erfüllt. Hat er nicht ein ähnliches Schicksal durchlebt wie dieser Dichterfürst in der Karlsschule, hat Schiller nicht auch den ungeheuren Zwang seines damaligen Großherzogs ebenso spüren müssen, einen Zwang, der einer Freiheitsberaubung glich? War es nicht auch bei ihm der starre, dogmatische Drill, der ihm die Grundlage seiner Freiheitsgedanken schuf, und aus diesem heraus die Räuber schreiben ließ? Ja, dieser Feuergeist, dieser herrliche Schiller, er konnte doch gar nicht anders handeln. Aus dieser starren jesuitischen Dressur, der er in der Karlsschule unterworfen war, mußte naturnotwendig der Freiheitsdichter erstehen, so wie er es in seinem Reiterlied so treffend ausspricht:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Ja, seine ganzen Werke atmen den deutschen Schrei solchen Handelns nach Freiheit. Dieses edelste deutsche Wort, ohne das die deutsche Seele nicht zu leben vermag. Wehe dem Staatsmann, der die Freiheit eines Volkes nicht zu nutzen versteht, der an Stelle eines freien lebensbejahenden Schaffens das Kollektiv setzt und statt freie, verantwortungsfrohe Staatsbürger, die pflichtbewußt aus freiem Entschluß an der Erhaltung des Volkes mitarbeiten, Herden-

menschen erzieht. Ein solcher Staat muß verkümmern wie eine Eiche, der man ihre Art nehmen will. Gibt uns nicht der platonische Staat geradezu hierfür ein abschreckendes Beispiel? Schillers Geist erkannte die Auswirkungen solchen Handelns, und deshalb wendet er sich gegen die Korruption und Tyrannei, er offenbart uns in einer herrlichen, deutschen Sprache die gottdurchflutete deutsche Seele. Aus seinem Freiheitssehnen geboren, lehnte er religiöse Dogmen ab. Wunderbar ist sein Denken über Religion und das Göttliche:

> „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion!"

und weiter:

> „Suchst du das Höchste, das Schönste,
> Die Pflanze kann es dich lehren.
> Was sie willenlos, sei du es wollend,
> das ist's!"

Menschen mit gleichen erhabenen Freiheitszielen sind wahrlich selten geworden. Zu stark hat eine fast zweitausendjährige Fremdlehre die Seele des Volkes gehetzt und es aus seinem Volkstum herauserlöst. Ueberstaatliche Mächte wie Rom und Juda haben den Einfluß auf das Seelenleben eines Volkes klarer erkannt als das Volk selbst und sich diese Erkenntnis für ihre Herrschaftsziele ausgiebig zu nutze gemacht. Große, vom Geiste eines Schillers beseelte Männer haben im Laufe der Geschichte immer wieder versucht, durch Worte und Taten das Volk zur Freiheit zu führen, aber es war nur ein Aufflackern, ein leises Erglühen einzelner gleichdenkender Volksgenossen, die in ihrem Freiheitsdenken sich begeisternd in die Reihen der Vorwärts-

stürmenden stellten. Die Masse des Volkes stand diesem Ringen stumpf und verständnislos gegenüber. Der Herdengedanke, in Lohn und Zweck versklavt, hat zutiefst von ihrer Seele Besitz ergriffen. Wie einem Kranken, dem der Arzt eine Morphiumspritze verschreibt, begeistern sie sich, solange die Freiheitskämpfe sie mitzureißen vermögen, d. h. solange die Spritze wirkt, um dann gleich wieder in das Gegenteil umzufallen, sobald die in Aussicht gestellten Ziele nicht ereicht wurden.

Aber dieser Freiheitskampf, das Sehnen des deutschen Menschen nach persönlicher und geistiger Freiheit verstummt nicht, solange echtes deutsches Blut noch die Adern unseres Volkes durchflutet. Wahrlich, eine hohe und edle Aufgabe, für die es sich lohnt zu kämpfen.

Durch das Anklopfen an der Tür wird Hans Schulte aus seiner Grübelei gerissen. Diese Gedankengänge lassen ihn Raum und Zeit vergessen, und deshalb ist er ganz erschrocken, als auf sein „Herein" Fräulein Inge, schon fertig angezogen, in sein Zimmer tritt, um ihm sein Essen aufzudecken.

„Guten Abend, Herr Doktor!"

„Guten Abend, Fräulein Inge!"

„Aber Herr Doktor, Sie sind ja noch gar nicht fertig, und es ist schon über 7,30 Uhr. Das Theater beginnt um 8,15 Uhr, und wir haben noch einen viertelstündigen Weg zu machen."

„Nicht schimpfen, Fräulein Inge, nehmen Sie bitte einen Augenblick Platz. Hier haben Sie etwas Unterhaltungslektüre, und entschuldigen Sie mich bitte. In 10

Minuten stehe ich fertig vor Ihnen. Das Essen nehme ich mit, die Magenfrage wird während des Anziehens erledigt."

„Gut, beeilen Sie sich, Sie Philosoph. Uebrigens habe ich heute einen sehr netten Kollegen von Ihnen kennen gelernt, das erzähle ich nachher."

Hans Schulte springt in die Kleider. Es geht alles nach der Minute, so daß tatsächlich nach Ablauf der versprochenen Zeit er wie neugebacken vor dem Wirtstöchterchen steht.

„Was gibt es denn für Neuigkeiten, Fräulein Inge? Schießen Sie mal los."

Und während sie sich beeilen, noch pünktlich das Theater zu erreichen, erzählt Inge ihr Erlebnis.

„Denken Sie sich, Herr Doktor, heute morgen bin ich auf dem Gemüsemarkt und gerade im Begriff, vor einer Verkaufsstelle einzukaufen, als mir jemand, es war Doktor Neumann, auf die Schulter klopft und mich mit folgenden Worten anredet: „Guten Morgen, Fräulein Inge, wie geht es Ihnen, und Kollege Schulte? Bestellen Sie ihm bitte, daß ich mit einem neuen Kollegen heute abend ins Theater gehe." Im gleichen Augenblick stellt er mir seine Begleitung vor. Den Namen habe ich allerdings nicht genau verstehen können, sofern ich mich recht entsinne, sagte er so etwas von einem Baron. Uebrigens ein prima Kerl. Sehr lebhaft, hübsch, kurz alles, was ein Mädchenherz sich als Idealtyp eines Liebhabers vorstellt. Sie werden ihn übrigens auch gleich kennen lernen, und zwar haben wir uns nach dem Theater im Kaffee Maurus verabredet. Hoffentlich sind Sie damit einverstanden."

„Gut, Fräulein Inge, auf den jungen Mann bin ich wirklich gespannt. Der Herr Kollege muß ja großen Eindruck auf Sie gemacht haben."

Inzwischen haben beide das Theater betreten. Sie entledigen sich ihrer Garderobe und begeben sich auf ihre Plätze. Es ist jedoch auch die allerhöchste Zeit, denn kaum haben sie sich gesetzt, als das letzte Klingelzeichen den Beginn der Aufführung verkündet.

Der fesselnde Inhalt dieses Schillerschen Dramas reißt die freiheitsdurstende Seele von Hans Schulte vollkommen mit und hält ihn in seinen Bann. Aus diesem Grunde bemerkt er nicht, wie seine Begleiterin sich bemüht, Blicke aus der Loge auf sich zu ziehen, in der zwei Herren spannend den Verlauf des Dargebotenen verfolgen. Inge ist für dieses Gegenüber mehr interessiert, sodaß sie das baldige Ende des Stückes sehnlichst herbeiwünscht.

Endlich fällt der Vorhang des letzten Aktes. Hans Schulte ist wie berauscht und erhitzt von dem gewaltigen Eindruck, den seine Seele zutiefst erlebte. Wortlos folgt er seinem Wirtstöchterchen ins Kaffee Maurus, wo sie bereits von den zwei Herren erwartet werden. Hans Schulte wird dem Baron von Sasse vorgestellt. Die Nennung dieses Namens macht ihn stutzig. Sollte das jener Baron sein, von dem Ilse in ihrem Brief schrieb? Schnell wirft Hans Schulte einen Blick auf dessen Hand, stellt jedoch zu seiner Beruhigung fest, daß der Baron einen Verlobungsring nicht trägt. Baron von Sasse beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem hübschen Wirtstöchterchen und ist sehr bald mit ihr in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Hans Schulte unterhält sich mit seinem Kollegen, Dr. Neumann,

über Juristerei und das bevorstehende Staatsexamen. So gehen die schönen, entspannenden Abendstunden dahin, und allzufrüh mahnt das Schlagen der Turmuhr zur Heimkehr.

Hans Schulte und Inge verabschieden sich von den beiden noch zurückbleibenden Herren und verlassen das Kaffee.

Es ist eine herrliche Vollmondnacht. Die alten Giebeldächer des mittelalterlichen Städtchens werfen ihre breiten Schatten auf den geräumigen Marktplatz, den sie soeben überschreiten, ein wahres Bild des Friedens und der Ruhe, nur ein Kater oder ein liebebedürftiger Hund schleichen manchmal verstohlen vor ihnen über die holperigen Straßen. Mit langsamen, bedächtigen Schritten naht sich jetzt der Nachtwächter der Stadt, den Heimkehrenden im Vorbeigehen eine gute Nacht und angenehme Ruhe wünschend.

„Warum sind Sie so still, Herr Doktor", unterbricht Fräulein Inge das Schweigen, „wie hat Ihnen eigentlich der Baron gefallen?"

„Dazu kann ich sehr wenig sagen, Fräulein Inge, ich habe ja kaum ein Wort mit ihm gesprochen. Er hatte Sie doch ganz mit Beschlag belegt. Aeußerlich macht er keinen schlechten Eindruck."

Inge muß lächeln.

„Der Baron ist ein sehr lebhafter Mensch, Herr Doktor. Seine Vergangenheit kenne ich schon in- und auswendig. Mit einer geradezu imponierenden Offenheit erzählte er mir aus seinem bewegten Leben und machte aus seinem Herzen wirklich keine Mördergrube. In Punkto Liebe scheint er sehr großzügig zu sein, so eine Art Casanova, doch man kann ihm deshalb noch nicht einmal böse sein. Seine

Art zu plaudern ist sehr reizvoll und amüsant, und es ist durchaus nicht verwunderlich, daß ihm die Mädchenherzen nur so zufliegen. Ja, und die Aussicht, eine Baronin zu werden, lockt natürlich auch."

„So wie Sie ihn schildern, Fräulein Inge, habe ich ihn auch eingeschätzt. Dann hat er sich sicher schon des öfteren verliebt oder gar verlobt."

„Ja, richtig, Herr Doktor, augenblicklich ist er ziemlich niedergeschlagen, er hat sozusagen das erste Fiasko erlitten, denn die Verlobung wurde von Seiten der Braut gelöst, aber trotzdem schwelgt er noch in Begeisterung von jenem blonden Mädel, von jener Nachtigall, wie der Baron sie nannte, und die er heiß und innig liebte. Sie muß wohl eine große Sängerin sein und an einer Musikhochschule studieren. Der Name ist mir entfallen. Ich habe ihn noch nie gehört. Er hing jedoch mit der Natur zusammen."

Inzwischen sind Fräulein Inge und Doktor Schulte in ihrer Wohnung angelangt. Schnell sucht jeder sein Bett auf, um in den wenig übergebliebenen Stunden sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Hans Schulte liegt noch lange wach. Jetzt weiß er endlich, was mit Heide geschehen ist. Was mag der Grund der Auflösung ihrer Verlobung sein? Ist ein anderer in ihr Blickfeld getreten? Lange noch bemüht sich Hans Schulte, diese Frage zu klären, bis ein tiefer Schlaf ihn von allen ihn tief bewegenden Gedanken erlöst.

Ein neuer gewaltiger Krieg ist über Deutschland herein-
gebrochen. Die Wunden des Weltkrieges 1914/18 sind noch
nicht vernarbt, und wiederum müssen Deutschlands Söhne
den Kampf für die deutsche Freiheit antreten. Wiederum
sind es die gleichen Kräfte, vom Feldherrn Ludendorff als
die überstaatlichen Mächte bezeichnet und als solche ent-
larvt, die dieses ungeheuerliche Verbrechen über Deutsch-
land heraufbeschworen in der Absicht, aus dem entstehenden
Chaos der einzelnen Völker reiche Früchte zu ernten.

Hans Schulte entsinnt sich noch genau der spannenden
Unterhaltung, die er so oft mit seinem Vater über die Ur-
sache des Krieges 1914/18 gehabt hat. Auch hier das gleiche
Geschehen. Damals entsann sich das deutsche Blut in der
Todesstunde seiner großen Aufgabe, und ein einiges Volk
umjubelte seinen Herrscher. Alles Trennende, das absichtlich
vermittels vieler Parteien durch unverantwortliche Draht-
zieher in das Volk getragen wurde, verschwand wie der
Nebel vor der Sonne. Der Schuß von Serajewo, dem das
österreichische Erzherzogspaar zum Opfer fiel, war der
äußere Anlaß dieses nunmehr beginnenden Weltenbrandes.
Das jahrelange Wühlen geheimer Drahtzieher vermittels
einer hörigen Presse gegen ein völkisches, freies Deutsch-
land, die überstaatlichen Mächte der Juden und die römische
Priesterhierarchie, die durch ihre Geheimorden der Freimau-
rerei und des Jesuitismus zahlreiche Kanäle in die beste-
henden Parteien leiteten, waren für Sehende in Wirklich-
keit die Triebfedern dieses großen Kampfes. International

innigst verfilzt, warfen sie sich gegenseitig die Bälle zu, um Deutschland endgültig zu vernichten und zu versklaven. Der Schuß von Serajewo fiel auf Veranlassung der dem Judentum vollkommen untergeordneten Freimaurerei. Deutschlands Söhne stellten sich zu Hunderttausenden dem Vaterland. Es war eine Begeisterung und eine Einigkeit, wie sie nur in seltenen Stunden von einem Volk erlebt wird. Eine Einigkeit, in stolzer Freiheit aus der deutschen Seele geboren, ohne Zwang und Gewissensknebelung.

Als einer der ersten, die sich dem Vaterlande damals zur Verfügung stellten, war sein Vater. Begeistert wie alle Männer reihte er sich in die kämpfende Truppe ein und hatte das Glück, die Eroberung Lüttichs durch den Feldherrn Erich Ludendorff mitzuerleben. Später kämpfte seine Truppe im Osten, wo unter der genialen Feldherrnkunst Ludendorffs bei Tannenberg und in den Masuren ein zahlenmäßig bedeutend stärkeres russisches Heer vernichtend geschlagen wurde, so daß Rußland um Frieden bitten mußte.

Jetzt bei Ausbruch des neuen Weltenbrandes entsinnt sich Hans Schulte noch lebhaft dieser Kriegserlebnisse seines Vaters, und die Erinnerung an ihn erfüllt seine Brust mit Stolz und Ehrfurcht.

So ist es für Dr. Hans Schulte eine selbstverständliche vaterländische Pflicht, sich sofort dem bedrohten Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Er findet Gelegenheit, durch eine Notprüfung das Assessorexamen zu machen, das er mit besonderer Auszeichnung besteht.

Bald darauf wird er zu einer Panzertruppe eingezogen. An der Spitze der siegenden Truppe nimmt er teil an den

Kämpfen in Polen und Frankreich, erhält bei einem Sturm auf eine starke befestigte Stellung der Maginotlinie das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse, wird zum Unteroffizier und bald darauf nach Absolvierung eines Kursus zum Leutnant befördert. Der Krieg gegen Rußland sieht ihn auch hier an der Spitze eines Zuges siegreich den Feind schlagen, bis ein Granatsplitter bei einem erneuten Panzerangriff ihn am linken Unterarm so schwer verwundet, daß er bewußtlos ins Lazarett gebracht werden muß. Monate lang liegt Hans Schulte unter den größten Schmerzen in einem Lazarett. Immer wieder beginnt die Wunde zu eitern, als wolle sie sich gegen die Heilung zur Wehr setzen. Endlich nach Ueberwindung vieler kritischer Stunden tritt eine langsame Besserung in seinem Befinden ein, und als die Heilung fast vollzogen ist, schickt man ihn zur Nacherholung in ein herrlich gelegenes Sanatorium der bayerischen Berge.

Hans Schulte ist durch den Krieg mit seinen Schrecken ein noch ernsterer Mensch geworden. Die ständig körperlich und seelisch ertragenen Strapazen, das Heulen und Pfeifen feindlicher Geschosse, das heldenmütige Fallen seiner Kameraden und das Stöhnen und Schreien schwerverletzter Mitkämpfer sind nicht ohne Einfluß auf seinen seelischen Zustand geblieben. Hier oben in den Bergen fand sein schwer geprüftes Gemüt nun den Ausgleich, den es so dringend bedurfte. Der Anblick dieser herrlichen Natur mit den schneeglitzernden Berggipfeln, mit seinen friedlichen Tälern und prächtigen Wäldern lassen ihn wieder froh und frei werden. Täglich wandert er hinaus über die Brücke des lustig sprudelnden Gebirgsbaches in den herrlichen

Tannenwald. Ja, die Welt ist doch schön, warum und wozu bekämpfen sich die Menschen eigentlich? Warum herrscht keine Einigkeit, kein Frieden unter ihnen? Birgt nicht die ganze Erde Güter in Hülle und Fülle, warum dieser Streit? Und wenn Gott ein persönlicher Gott wäre, mit menschlichen Schwächen und Stärke ausgerüstet, würde er es nicht vermögen, solches Morden zu verhindern? Christen sind auch alle unsere Feinde, der Engländer, der Franzose, der Russe. Sie beten alle zu einem Gott und dienen ihm. Hier erbittet der deutsche Mensch von ihm den deutschen Sieg, dort zu gleicher Zeit die Franzosen und Engländer den ihrigen. Was soll nun Gott machen? Nein, Gott kann nicht persönlich gedacht werden. Gott offenbart sich der Menschheit durch unwiderruflich festgelegte, unwandelbare Naturgesetze. Weder jammerndes Flehen noch inbrünstiges Beten können diese Gesetze beeinflussen.

Hans Schulte ist wieder tief mit diesen Gedanken beschäftigt, Kant, Schopenhauer treten in sein Gedächtnis. Den Sinn des Lebens zu finden, über die Unvollkommenheit des Menschen und den Sinn des Todes Klarheit zu gewinnen, scheint ihm eine dankbare Aufgabe zu sein. Mit einem an Fanatismus grenzenden Willen drängt es ihn immer und immer wieder, diesem Ungeklärten nachzuforschen. Täglich besucht er die städtischen Bibliotheken und beschäftigt sich mit allen naturwissenschaftlichen Philosophen, greift zurück auf den schwedischen Naturforscher Linnee, gelangt dann über den Franzosen Georg Cuvier und Jean Lamarck zu dem englischen Naturforscher Charles Darwin, dessen Selektionstheorie ihn besonders beeindruckt. Eifrig studiert er die Keimesgeschichte und die Ent-

stehung des Menschen. Aber so tief er auch in die Schöpferwerkstatt hineingeschaut, den Sinn des Ganzen vermag er nicht zu ergründen.

Einen dreitägigen Urlaub benutzt Dr. Hans Schulte, um in die bayrische Hauptstadt zu fahren. Zurückgelehnt im weichen Polster liest er eifrig eine Tageszeitung, doch wird seine Aufmerksamkeit unwillkürlich auf das Gespräch zweier Herren gelenkt, die sich in ein philosophisches Gespräch lebhaft verwickelt haben. Er mischt sich in die Unterhaltung und erfährt von dem besonders für den Gedanken eintretenden Herrn, daß eine deutsche Frau von Kemnitz, die Gemahlin des Feldherrn Ludendorff, die Frage über den Sinn des Lebens gedeutet habe. Auf seine Bitte, ihm einige grundlegende Werke dieser Philosophie zu nennen, empfiehlt der Herr ihm, zunächst die beiden Werke, Triumph des Unsterblichkeitswillens und die Schöpfungsgeschichte zu lesen.

In München angekommen, beeilt er sich, die ihm empfohlenen Bücher schnellstens zu besorgen, und es gelingt ihm, die Bücher in der am Stachus gelegenen Buchhandlung zu erhalten.

Mit dem ihm eigenen Forschungsdrang stürzt er sich am Abend über das Buch „Die Schöpfungsgeschichte" und je weiter er sich in dieses Werk vertieft, um so schneller verschwinden die Nebel, die seinen Blick bisher trübten. Richtig, am Anfang war der Wille Gottes zum Bewußtsein. Schopenhauer sah die Welt als Wille, und dieser Wille wollte Bewußtsein, immer höheres Wachsein. Am Ende der Schöpfung steht der Mensch mit seinem Bewußtsein. Ja, dieses Wachsein, dieses Bewußtsein unterscheidet ihn

streng von jenen unterbewußten Tieren und unbewußten Pflanzen, die als eine der vielen Stufen des Deutlicher-Werdens dieses Weltenwillens auf dem Wege zum Bewußtsein liegen. So ist der Mensch das einzige Gefäß, in dem Gott sein einziges Bewußtsein hat. Und vermittels dieses Bewußtseins ist der Mensch in der Lage, gut oder schlecht zu handeln. Er hat als unvollkommenes Geschöpf die heilige Freiheit, sich selbst zu gestalten, d. h. die in ihm von Natur ruhenden göttlichen Wünsche, den Wunsch zum Schönen, den Wunsch zum Wahren, den Wunsch zum Guten und das göttliche Fühlen in sich zur höchsten Vollkommenheit gestalten zu lassen. Durch das in seinem Ich bewußte Aufleuchten dieser göttlichen Wünsche, ist der Mensch das Bewußtsein des Jenseits oder des Gottes.

Da diese Philosophin uns die Erkenntnis des göttlichen Willens gibt, wird sie von ihr „Deutsche Gotterkenntnis" genannt. Diese göttlichen Wünsche sind naturgemäß erhaben über jeden Zweck. Wer also alle die Wünsche ohne jeden Zweckgedanken in göttlicher Weise lebt, wird dadurch zum Vollender des Göttlichen selbst. Der Mensch wird, wie die Philosophin sagt, zu einem einmaligen, einzigartigen und nie wiederkehrenden Atemzug Gottes.

Und wie wunderbar deutet sie den Tod. Ja, wäre es überhaupt möglich gewesen, ohne den Tod das göttliche Ziel Bewußtsein zu erreichen. Hätte nicht der Einzeller, der die Todmöglichkeit besaß, aber nicht sterben brauchte, durch seine immerwährende Teilung jegliche Weiterentwicklung verhindert? Hier war noch kein Todesmuß, kein Alterstod, ja hier bestand die Möglichkeit der Unsterblichkeit. Hat nicht das Sterbenkönnen, nicht Sterbenmüssen

jenes ersten Einzellers seinen Selbsterhaltungswillen zur verstärkten Todabwehr entfacht, und ist dadurch nicht der Tod der Mitschöpfer des Lebens geworden? Freilich wuchsen im Widerspiel zwischen dem drohenden Tode und dem Selbsterhaltungswillen die einzelligen Lebewesen zu immer besseren Verteidigern ihres Lebens. Dieses zog nun wieder die größere Todmöglichkeit in den Kreis ihres Daseins. Nun hefteten sich die Einzeller nach der Teilung aneinander, und es bildeten sich die Vielzeller. Im Daseinskampf standen sie nun gefestigter da, aber dadurch vergrößerte sich die Todesgefahr und damit der Lebenswille.

In diesem gewaltigen Kampf zwischen Selbsterhaltungswillen und Todmöglichkeit schuf die erste Ahne des höheren Lebensaufstieges die Arbeitteilung unter den Zellen, in jene Zellen, die ein Sterbenmüssen nicht kannten, die Keimzellen und jene Zellen, die als Hüterin der ersteren sich zu opfern hatten, die Körperzellen. Damit war das sterbenmüssende Lebewesen geworden. Die Möglichkeit der Unsterblichkeit war den Körperzellen genommen, und dieses hatte wieder zum Anlaß, daß in ihnen der Unsterblichkeitswille bis zum äußersten entfacht wurde, um neue Lebensaufgaben zu lösen, es war der Wille, diese Unsterblichkeit auf irgendeine Weise wieder zu gewinnen. So wurde in ihnen der Wille zum Wandel äußerst angetrieben, und dadurch entstanden wiederum die verschiedensten sterblichen Zellen, wie Nervenzellen, Knorpelzellen, Muskelzellen, Gehirnzellen usw. und endlich jene Zellen, die als Erfüller des Wunschzieles Gottes das Bewußtsein tragen sollten, die Bewußtseinszellen. Diese Zellen ermöglichen uns nun, als bewußte Lebewesen zu gelten und vermittels die-

ses Bewußtseins durch das „Ich" Gott zu erleben, wenn wir wollen.

Hans Schulte ist es klar, daß Gott nie als Person gedacht werden darf, sondern als das letzte Ding an sich, als der Urgrund aller Erscheinungen. Und da dieser Gott sich nur während unseres Diesseitslebens durch unser Bewußtsein erleben läßt und mit dem Tode diese Möglichkeit verschwindet, ist wiederum der Tod der große Mahner, den Menschen immer wieder daran zu erinnern, den in ihm ruhenden göttlichen Wünschen zum Guten, Wahren und Schönen zu lauschen und den Einklang mit sich und dem Göttlichen während seines Lebens zu schaffen. Mit dem Tode verschwindet dieses Können auf ewig. Somit ward der Mensch mit der Entstehung der Bewußtseinszellen der „Todwisser".

Der Tag beginnt bereits zu grauen, als Hans Schulte endlich das Buch fortlegt. Er ist vollkommen erschlagen und begeistert von der Erkenntnis dieser großen deutschen Philosophin. Jetzt endlich sieht er allmählich den Schleier entlüftet, der bis zur Stunde das letzte Geheimnis verdeckte. Sein Wissens- und Forscherdrang läßt ihn nicht mehr zur Ruhe kommen, und es ist für ihn selbstverständlich, daß er sich durch das Studium sämtlicher Werke der Philosophin tiefer und ernster mit den letzten Fragen des Lebens beschäftigen will. Freilich vernichtet sie folgerichtig die christliche Weltanschauung, weil deutsche Gotterkenntnis im Einklang steht mit den heutigen wissenschaftlichen Naturerkenntnissen und sich nicht im mindesten mit diesen im Widerspruch befindet.

Jeglicher Gottesbegriff muß abgelehnt werden, weil Gott mit der Vernunft nicht gedacht werden kann. Gott ist jenseits unseres Vernunftdenkens, jenseits von Raum, Zeit, Ursächlichkeit, jenseits aller Erscheinungen. Neben dem Erkenntnisorgan, der Vernunft, besitzt der Mensch in seiner Seele noch ein zweites, das Ich. Dieses Erkenntnisorgan „Ich" führt zu dem Erkennen des Göttlichen durch Intuition, durch das Erleben, also in ganz anderer Form als die Vernunft, die an Raum, Zeit und Ursächlichkeit gebunden ist und sich nur mit der Erscheinungswelt innerhalb der Vernunftsgrenzen befassen kann, jedoch vermag sie nicht, das Wesen dieser Erscheinung zu ergründen. Hierzu ist nur das andere Erkenntnisorgan, das „Ich", befähigt, und zwar durch innerseelisches Erleben. Die Tatsächlichkeit dessen, was wir mit Gott bezeichnen, wird nur durch das Erleben zur Gewißheit in der einzelnen Menschenseele, vorausgesetzt, daß dieser Mensch das Göttliche in seiner Seele selbst erleben kann, daß seine Seele göttlich durchdrungen ist.

Hans Schulte kommt aus dem Denken nicht heraus. Endlich, als die ersten Sonnenstrahlen sich leise in sein Zimmer stehlen, wird er übermüdet vom Schlaf erlöst, von dem er erst in den späten Vormittagsstunden erwacht.

Das Schrillen des Zimmertelefons läßt ihn aus einem tiefen Schlummer erwachen. Der Portier teilt ihm mit, daß ein Herr und eine Dame in der Vorhalle auf ihn warten. Mit soldatischer Eile beginnt Hans Schulte seine Morgentoilette, und während er diese nach dem allmorgentlichen Schema erledigt, grübelt sein Gehirn über den gemeldeten Besuch nach, den er am allerwenigsten hier in München

vermutet, zumal von seinem hiesigen Aufenthalt nur das Lazarett unterrichtet ist. Aber so sehr er sich auch bemüht, dieses zu erraten, es will ihm nicht gelingen.

Doch nun ist er fertig. Hastig, von Neugierde getrieben wirft er sich in seinen Mantel und begibt sich herunter in die Halle. Er ist nicht wenig erstaunt, seinen Bruder Rolf mit seiner Braut Rotraut Rölling vorzufinden.

„Guten Tag, Rotraut, guten Tag, Rolf, ach das ist ja großartig, mich hier zu besuchen, aber wie habt Ihr nur meinen Aufenhalt erfahren?"

„Das ist sehr einfach, Hans", erwidert Rolf, nachdem er seinen Bruder herzlichst begrüßt hat, „ich habe von München das Lazarett angerufen, und so erfuhr ich von Deiner Reise nach hier und das Hotel, in dem Du wohnst. Hoffentlich bist du über unseren unerwarteten Besuch angenehm überrascht?"

„Wißt Ihr, ich freue mich mächtig, nach so langer Zeit endlich wieder einmal aus der Heimat zu hören. Wie geht es Euch allen, was macht der Vater, was macht die Heimat? Nun müßt Ihr erzählen."

Rolf und Rotraut begleiten Hans in den Frühstücksraum, und während Hans für sein leibliches Wohl sorgt, erzählt Rolf aus der Heimat. Ausführlich berichtet er über die große Schwurgerichtssitzung gegen die Magd Gesine und den Kaplan wegen Mord an der Bäuerin.

„Ja, Rolf, das interessiert mich natürlich sehr. Ich habe seinerzeit, nachdem ich unfreiwillig das Gespräch zwischen Gesine und Heinrich hinter der Bank belauschte, Verdacht gegen den Kaplan geschöpft und Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet. Ich selbst bin bereits mehrmals kom-

missarisch verhört worden, habe jedoch von dem Ausgang der Verhandlung nichts gehört.

Die Verhandlungen, Hans, haben sich natürlich sehr in die Länge gezogen. Der Kaplan leugnet alles. Er spielte, wie das meistens der Fall ist, den empörten und beleidigten Mann. Selbst der Bischof, an den er sich wandte, wurde vorstellig und versuchte, eine Bresche für den Kaplan zu schlagen. Seine Angaben, er habe Gesine ein billigeres Versüßungsmittel zum Versuchen gegeben, wirkten geradezu lächerlich, und selbst der amtierende Richter konnte sich bei der Aussage eines Lächeln nicht entwehren.

„Herr Kaplan", so fragte ihn der Staatsanwalt, „welchen Zweck wollten sie mit der Hergabe dieses sogenannten Zuckerpakets an die Magd Gesine erreichen. Was hatte dieses Verhalten für einen Sinn, und warum empfahlen Sie der Magd, gerade dem Sohn Rolf den Zucker zu servieren?"

Der Kaplan wurde auf diese Frage unsicher, dann antwortete er: „Herr Staatsanwalt, ich muß widerrufen, die Magd lügt. Gesine beklagte sich, daß in ihrem Zimmer sehr viel Ratten wären, und daraufhin habe ich ihr ein Päckchen mit Rattengift gegeben."

„Dann wollen Sie, Angeklagter, damit sagen, daß die Magd Gesine absichtlich die Bäuerin vergiftet hat. Die Obduktion der Leiche hat einwandfrei Vergiftungserscheinungen ergeben."

„Jawohl, Herr Staatsanwalt, Gesine hat sich über die Behandlung durch die Bäuerin sehr beschwert und oftmals bei mir darüber geweint. So ist ihr Verhalten durchaus erklärlich."

„Das ist nicht wahr, Herr Richter, der Pfarrer stellt alles auf den Kopf, um sich rein zu waschen", schrie Gesine. „Er hat mir ausdrücklich gesagt, daß das Päckchen Zucker enthielte, der viel sparsamer sei, als der sonst übliche. Die Bäuerin beschwerte sich wohl darüber, daß ihr Sohn Rolf so viel Zucker im Kaffee tränke. Als ich dieses dem Kaplan erzählte, übergab er mir das Päckchen und riet mir, nur keine Verwechselungen eintreten zu lassen und vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß der Sohn Rolf den Zucker bekäme, ich solle jedoch niemanden etwas davon sagen. Das ist die volle Wahrheit. Mein Bräutigam, der Großknecht Heinrich, kann beschwören, daß ich ihm sofort alles erzählt habe, als ich merkte, daß die Bäuerin an zu kränkeln fing."

„Was haben Sie dazu zu sagen, Angeklagter", fragte der Richter.

„Ich bleibe bei meiner Aussage. Die Magd Gesine ist nicht vertrauenswürdig", antwortete dieser.

„Das ist unerhört, Herr Richter", mischte sich jetzt der Vater ein, „Gesine ist fast zehn Jahre bei mir, und sie hat sich in den vielen Jahren auch nicht das Geringste zuschulden kommen lassen. Ich muß gegen die Aeußerung des Herrn Kaplans schärfstens Stellung nehmen. Es ist das eine Beleidigung eines einfachen Mädchens, die wohl nur ausgesprochen wurde, weil der Herr Kaplan auf Grund seiner Stellung als Priester glaubt, sich dieses leisten zu dürfen. Auch die Angaben über das Verhalten meiner Frau Gesine gegenüber sind durchaus unrichtig. Meine Frau war in der Wirtschaft streng und sehr genau, und dieses Verhalten

erweckte manchmal den Schein der Ungerechtigkeit. Gesine hat sich mir gegenüber nie darüber beklagt."

„Das war sehr mutig von Vater", unterbricht Hans die Unterhaltung, „und wie ist die Sache nun verlaufen?"

„Durch die Aussage des Apothekers, von dem der Kaplan das Gift gekauft hatte, wurde klar bewiesen, daß es sich bei dem sogenannten Zucker nicht um gewöhnliches Rattengift sondern um Strychnin gehandelt hat, das der Kaplan sich unter falscher Verwendungsangabe von dem Apotheker erschwindelte. Das Schwurgericht verurteilte ihn zu 20 Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebzeiten. Gesine wurde freigesprochen."

„Siehst Du, Rolf, jetzt hast Du einen Einblick in das Wirken jesuitischer Kreise. Du solltest nach dem berühmten Wort: Zweck heiligt die Mittel, hinweggeschafft werden, damit der Hof in keine, sagen wir, heidnischen Hände fiele. Ich denke, du hast die Folgen daraus gezogen, und bist aus der Kirche getreten."

„Noch nicht, Hans, ich will den Schritt mit Rotraut gemeinschaftlich tun und zwar noch vor unserer Hochzeit."

„Dann können wir zusammen den Fall erledigen, Rolf. Auch ich habe die Absicht, der Kirche den Rücken zu kehren, nachdem ich nun durch das Studium einer deutschen Philosophin über den Sinn des Lebens und des Todes, über die Unvollkommenheit des Menschen volle Klarheit gewonnen habe. Aber darüber erzähle ich Euch alles später. Das war ja äußerst interessant, von Dir den Verlauf dieser Sitzung zu hören. Es ist doch ein großes Unglück, daß Mutter diesem Verbrechen zum Opfer fiel. Nach meinem Empfinden hätte der Kaplan mit dem Tode bestraft wer-

den müssen. Wenn auch die Sachverständigen sich auf den Standpunkt stellten, daß man nicht mit Gewißheit den Tod allein auf das Gift zurückführen könne, so mußten diese doch andererseits berücksichtigen, daß Mutter vorher vollkommen gesund war."

„Und nun Rolf, noch eine Frage, was macht Heide Rieke, hast Du mal etwas von ihr gehört? Ich habe ihr verschiedentlich aus dem Felde geschrieben, aber erhielt nur einmal eine Karte, auf der sie mir mitteilte, daß sie sich ebenfalls dem Vaterlande zur Verfügung stellen würde. Ist sie etwa Rotekreuzschwester geworden?"

„Nein, Hans, das nicht. Soviel ich gehört habe, singt sie in Begleitung ihres Professors auf Wohltätigkeitskonzerten zu Gunsten unserer verwundeten Soldaten. Sie soll eine fabelhafte Stimme haben, und alle, die sie hören, sind restlos von ihr begeistert. Außerdem hat sie sich körperlich sehr herausgemacht. Ich kann mir vorstellen, daß sie auf der Bühne eine durchaus hinreißende Erscheinung darstellt."

„Weißt Du gar nicht, wo Heide augenblicklich gastiert, Rolf? Ich bekomme in ca. 3 Tagen drei Wochen Erholungsurlaub, und diesen Urlaub möchte ich in der Heimat verbringen. Da fände ich es nun sehr schön, wenn Heide zu Hause wäre, ich habe mit ihr noch sehr viel zu besprechen."

„Das scheint mir sehr verdächtig, Hans, ich will dir jedoch gern behilflich sein und mich bei ihrem Vater erkundigen. Du erhältst von mir so schnell wie eben möglich Nachricht. Uebrigens hätte ich bald ganz vergessen, Dir zu erzählen, daß Herr Rieke und unsere Schwester Ilse bald heiraten. Wir haben schon überlegt, ob wir keine Doppel-

hochzeit machen wollen. Ich freue mich für Ilse, daß sie einen derartigen fabelhaften Mann erhält. Förster Rieke ist ein Ehremann vom Scheitel bis zur Sohle, und seine Tochter Heide ist durchaus sein Ebenbild."

„Das ist mir nun ganz etwas Neues, Rolf. Vater hat wohl mal in einem Brief in dieser Richtung etwas angedeutet, aber daß es schon so weit ist, darüber bin ich nicht unterrichtet. Ich freue mich jedoch mit Dir über Ilses Wahl. Und wie geht es Deinem Vater, Rotraut?"

„Danke, Hans, Vater geht es gut. Er pflegt und hegt seine Musik, und diese geht ihm über alles. Sehr oft hat er sich nach Dir erkundigt und stets mit großer Anteilnahme Dein Los verfolgt. Besonders war es ihm eine große Freude, als Dein Vater ihm von Deiner Flucht aus dem Kloster erzählte. Sie waren alle hell von Dir begeistert. Es war natürlich Tagesgespräch, vor allen Dingen das unverantwortliche Handeln des Kaplans gegen Rolf. Du wirst Dir denken können, wie die Dorfbewohner die Köpfe zusammengesteckt haben, und was darüber gesprochen wurde."

„Das freut mich besonders, Rotraut, zu hören, daß es Deinem Vater gut geht. Es war damals mein fester Entschluß, mich der auferlegten Fessel zu entledigen. Jetzt bin ich frei, wenn ich jedoch daran zurückdenke, ergreift mich immer noch ein Schaudern. Aber nun laßt uns aufbrechen, um uns München etwas anzusehen, ich habe die Absicht, zunächst das deutsche Museum zu besichtigen. Habt Ihr Lust, mitzukommen?"

Rolf und Rotraut erklären sich gern bereit, ihn zu begleiten. Da das Wetter sehr schön ist, beschließen sie, den

Weg zu Fuß zurückzulegen. Die Straße führt sie vom Hauptbahnhof über den Stachus durch das Karlstor bis zum Marienplatz. Der Turm der Frauenkirche, das Wahrzeichen Münchens, wird bestiegen. Von hier aus genießen sie einen wundervollen Blick über die riesige Stadt, und fern am südlichen Horizont sieht man in klarer Sicht die weiße Kette der schneebedeckten Alpen. Die Fassade des Rathauses am Marienplatz beeindruckt Hans sehr. Weiter geht es über die Isarbrücke bis zum deutschen Museum. Inzwischen ist es Mittag geworden, so daß alle, in Anbetracht des geleisteten Marsches, zunächst zu einem Imbiß raten.

Nach dem Mittagessen wird zur Besichtigung des Museums geschritten. Zwar haben unsere Besucher von der Großzügigkeit der Ausstellung sehr viel gehört, aber das, was sie zu sehen bekommen, übertrifft jedoch bei weitem ihre Erwartungen. Aus allen Gebieten des Lebens, insbesondere der Technik, wird hier den Beschauern das Wesentlichste im Original vorgeführt, ja selbst ein ganzes Bergwerk mit seinen Stollen, Schächten und Fahrzeugen ist originalgetreu dargestellt. Die Besichtigung dauert mehrere Stunden, und als Hans mit seinen Gästen das Museum ermüdet verlassen, sind sie nur von dem Wunsch erfüllt, sich von den Anstrengungen des Betrachtens und Schauens irgendwo besinnlich auszuruhen. Eine herbeigerufene Autotaxe wird von Hans beauftragt, sie in das Kaffee Carlton zu bringen. Abgespannt und müde legen sich unsere Besucher in die Polster des Wagens, und im Eiltempo geht es durch die Straßen Münchens.

Plötzlich gibt Hans durch Klopfzeichen an der Trennscheibe dem Autoführer zu verstehen, sofort zu halten und einen Augenblick zu warten. Seine Augen haben im Vorbeifahren an einer Anschlagsäule den Namen „Rieke" aufgefangen, und ohne Rolf und Rotraut davon zu unterrichten, springt er aus dem Wagen, der Reklamesäule zustrebend.



Er will seinen Augen nicht trauen, ja, irrt er sich auch nicht, ist es Dichtung oder Wahrheit, deutlich liest er die Worte. Heide Rieke. Heide Rieke singt morgen zu Gunsten der verwundeten Soldaten, begleitet von Professor Bernhard Brand, in München in der Stadthalle, nachmittags 4 Uhr

einige Lieder bekannter deutscher Meister. Ein Freudenschauer durchzieht seine Seele, doch wieder mischt sich in dieses Wonnegefühl ein Wehmutstropfen, der ihn etwas bedrückt. Sein Urlaub ist gerade morgen abend beendet, und der letzte Zug fährt um einhalb sieben Uhr, so beschließt er, die Stadthalle anzurufen, um zu versuchen, Heide noch vor ihrem Auftreten zu sprechen. Schnell eilt er zu dem Wagen zurück und berichtet seinen beiden Gästen das soeben Erlebte, die darüber nicht weniger erstaunt und erfreut sind.

Im Kaffee Carlton angelangt, verbindet sich Hans mit der Stadthalle, muß aber hier erfahren, daß Heide und Professor Brand erst im Laufe des morgigen Nachmittags hier eintreffen, und das Absteigehotel nicht bekannt ist. So verbleibt ihm also nur die Möglichkeit, zu versuchen, Heide am Schluß des Vortrages kurz zu sprechen. Hans Schulte empfindet diese Tatsache bitter, aber der Gedanke, Heide endlich nach so langer Zeit wiederzusehen, erfüllt ihn mit ungeheurem Glück. Er ist überselig und geradezu ausgelassen, sodaß Rolf seinen Bruder in diesem Zustande kaum wieder erkennt. In dieser übermütigen Stimmung bittet Hans seinen Bruder und Rotraut Rölling, mit ihm ins Weinrestaurant Schwarzwälder zu gehen, um noch einige vergnügte Stunden zu verleben. Es ist ein äußerst angeregter Abend, und Hans erzählt so manche lustigen Ereignisse aus seinem Leben, die die Lachmuskeln unausgesetzt in Tätigkeit setzen. Die Wirkung des Weines läßt nicht auf sich warten, und in dieser frohen Laune sieht er die Welt ganz anders als sonst. Sein Ernst verwandelt sich in harmlose Fröhlichkeit und Schwärmerei für jenes

Mädel, auf das er nun so viele, viele schmerzvolle und entbehrungsreiche Jahre gewartet und dadurch gelitten hat, und als sie in vorgerückter Stunde noch fast allein in der Gaststube verweilen, singt er vor sich hin in seligem Andenken an Heide:

In jedem vollen Glase Wein
Seh' unten auf dem Grund
Ich deine hellen Aeugelein
Und deinen süßen Mund.

Die Turmuhr schlägt mahnend zwei dumpfe Schläge und erinnert daran, daß alles Leid wie alle Freud' einmal ein Ende nehmen muß. Eine herbeigerufene Taxe bringt sie schnell in das Hotel zurück. Da Rolf und Rotraut am andern Morgen mit einem Vormittagszug ihre Rückreise antreten müssen, verabschieden sich beide herzlichst von Hans. Sie geben nochmals ihrer Freude und Dankbarkeit über den wohlgelungenen, schönen Tag und besonders über die überaus fröhlichen letzten Stunden Ausdruck.

Hans Schulte zieht sich in sein Zimmer zurück, und ein langer, erquickender Schlaf läßt ihn in den neuen Morgen, in den Tag seiner Erfüllung hinüberträumen.

Der Hamburger D-Zug fährt brausend und zischend in die Münchener Bahnhofshalle ein. Ein Strom von Reisenden ergießt sich über den leeren Bahnsteig. Fast zuletzt entsteigen einem Wagen 2. Klasse ein Herr und eine Dame. Sie rufen den nächsten Gepäckträger herbei, der ihnen die zahlreichen Koffer zu dem an der Sperre wartenden Hausdiener des Hotels Exelsior bringt.

Heide und Professor Brand haben den Nachtzug benutzt, um noch am Vormittag in München einzutreffen. Sie sind beide sehr ermüdet, so daß sie sich noch einige Stunden der Ruhe widmen wollen. Nach getätigtem Mittagessen ziehen sie sich auf die ihnen angewiesenen Zimmer zurück. Heide entkleidet sich schnell, sie wirft sich erschöpft in die Kissen, um bald den heißersehnten Schlaf zu finden. Pünktlich wie angeordnet, wird sie durch schrilles Läuten des Zimmertelefons geweckt. Sie kleidet sich an und genießt noch eine kurze halbe Stunde innerer Sammlung.

Seit Kriegsbeginn ist sie nun mit ihrem Lehrer, Professor Brand, Woche für Woche auf Vortragsreisen gewesen, um den verwundeten und kämpfenden Soldaten einige genußreiche Stunden zu verschaffen, und die Gewißheit, unseren Kämpfern Freude zu bereiten, gibt ihr eine Genugtuung und innere Befriedigung. Aber bei allem Beifall und aller Verehrung, die ihr stets von allen Seiten entgegengebracht werden, bleibt in ihr etwas unerfüllt, das Letzte, das heimliche Suchen nach dem Etwas, was ihre Seele sich so lange ersehnt. Immer wieder hat sie gehofft,

in einem ihrer Konzerte Hans Schulte zu finden und diese immer wiederkehrenden Enttäuschungen, können ihre Seele trotz vieler glänzender Erfolge nicht ganz froh werden lassen. Durch das ständige Reisen können sie viele Briefe nicht erreichen, und so nur ist es erklärlich, daß nur ein Brief von Hans Schulte während der letzten Jahre in ihre Hände kam. Diesen Brief trägt sie ständig bei sich, und wenn sie von tiefster Sehnsucht erfüllt, Stunden der Wehmut erlebt, dann sind es seine lieben Zeilen, die sie zur Freude und zu innerer Ausgeglichenheit zurückfinden lassen.

Heides Gedanken verweilen, wie so oft, wieder bei ihm. Sehnsüchtig schaut sie auf die mit Menschen und Lärm gefüllte Straße, und wieder steigt in ihr die Hoffnung auf, vielleicht Hans Schulte heute wiederzusehen. Noch einmal erquickt sie sich an dem lieben Brief ihres Jugendfreundes, der sie, wie so oft, froh und glücklich macht.

Da schrillt das Telefon. „Herr Professor Brand lassen gnädiges Fräulein bitten, in die Halle zu kommen", tönt es durch den Hörer an ihr Ohr. Sie wirft sich in ihren Konzertmantel und geht die Treppe zum Vorraum des Hotels herunter, in der sie von ihrem Lehrer herzlichst empfangen wird. Professor Brand ist immer noch ein glühender Verehrer seiner Schülerin. Nicht nur einmal ist Heide gezwungen gewesen, ihm in aller Freundschaft zu sagen, daß sie ihm die Liebe, die er von ihr erwarte, nicht geben könne. Doch seine Verehrung zu Heide scheint ihn blind zu machen, und immer wieder versucht er, ihre Liebe voll zu gewinnen. So lebt er ständig in innerem Zwiespalt seiner eigenen Familie gegenüber, ohne Hoffnung, jemals seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Heide versteht es,

mit viel Takt und Mitleid ihm sein gequältes Herz zu erleichtern, indem sie sich bemüht, ihn zu seiner Familie zurückzuführen.

Aber so sehr sie ihn auch als Lehrer verehrt und achtet, und so gern sie die Zusammenarbeit ihrer Vorträge schätzt, so sehr quält sie das Wissen, von ihm geliebt zu sein und diesem seinem Drängen nicht nachgeben zu können. Ja, oft hegt Heide den stillen Wunsch, von ihm getrennt zu werden.

Das vor dem Hotel wartende Auto bringt die beiden Künstler zur Stadthalle, wo bereits das Hineinströmen einer riesigen Menschenmenge zu beobachten ist. Die beiden Vortragenden wenden sich in die für sie vorgesehenen Zimmer, um sich noch einiger Minuten innerer Sammlung hinzugeben. Das schrille Läuten der Bühnenglocke veranlaßt sie, sich für den Auftritt fertigzumachen. Nachdem das Zeichen zum drittenmal ertönt ist, begeben sich Heide und Professor Brand auf die Bühne, auf welcher ein großer Konzertflügel inmitten einer überschwenglichen Blumenpracht aufgestellt ist. Tosender Beifall empfängt die nun bereits sehr bekannten Künstler.

Heide singt Lieder von Beethoven, Bach, Mozart, Wolf, Schumann, Löwe und Schubert, die jedesmal von nicht endenwollendem Beifall belohnt werden. Viele der Zuhörer sitzen still und teilnahmsvoll auf ihren Plätzen. Zutiefst hat das Erleben dieser so wundervoll dargebrachten Lieder von ihrer Seele Besitz genommen. Leise, wie zartes Harfenspiel ziehen die Töne durch ihr Gemüt und lassen ewig göttlich eingeborene Wünsche in ihrem Inneren aufleuchten, sie wecken Erinnerungen an Freud und Leid und mahnen,

mehr und mehr dem Göttlichen zu lauschen und hierin die Erfüllung des Lebens zu erschauen. Der zweite Teil der Darbietungen geht nunmehr seinem Schluß entgegen. Wundervoll klingen die Töne dieser begabten Sängerin durch den Saal.



Heide singt ein altdeutsches Liebeslied, betitelt „Liebesklage", und ihre Gedanken sind wieder dort, wo sie so oft verweilen. Unwillkürlich läßt sie ihre Blicke über die ersten Reihen des Saales gleiten. Plötzlich stößt sie auf zwei ihr nicht unbekannte Augen, die sie voll tiefster Bewunderung anstarren. Ihr Herz droht vor innerer Erregung stille

zu stehen. Mit aller Kraft muß sie sich zusammennehmen, um nicht hinzufallen, leicht und unbemerkt lehnt sie sich an den Flügel und wehmutsvoll klingen die Worte an Hans Ohr „Weil ich mein Lieb verloren hab'". Ueber ihre Gesichtszüge gleitet ein froher Glanz, und als der Beifall nicht enden will, entschließt sie sich zu einer Zugabe. Professor Brand beginnt das Vorspiel, und mit großer Freude und Ergriffenheit singt sie dem Verlorengeglaubten das Lied von Ludwig van Beethoven:

„Ich liebe dich, so wie du mich,
Am Abend und am Morgen,
Noch war kein Tag, wo du und ich
Nicht teilten unsre Sorgen.
Auch waren sie, für dich und mich
Geteilt, leicht zu ertragen;
Du tröstetest im Kummer mich,
Ich weint' in deine Klagen".

Unablässig sind ihre Blicke auf ihn gerichtet. Hans Schulte entsinnt sich noch sehr gut dieses Liedes, das Heide damals in der Zeit ihrer ersten Gesangstunden am Schützenfest des Heimatortes zum Vortrag brachte, und das er, innerlich zerspalten, unbemerkt hinter dem Fenster des Saales erlauschte.

Jetzt ist er berauscht von der Macht und Schönheit ihres Gesanges, und als das Konzert zu Ende ist, beeilt er sich, Heide zu erreichen. Sie kommt ihm entgegen, stürmisch küßt er ihre feine, zarte Hand. Kann man es in Worte kleiden, dieses Gefühl des Wiedersehens? Worte müssen schweigen, wo die Seele ihren Flug in das Jenseitige anhebt, wo sie hineinschwingt in das Reich edler Minne. So

stehen beide sich eine Zeitlang still gefaßt gegenüber. Wie Tautropfen glänzen die Tränen in beider Augen und zeugen von innerem, frohem, heiligem Erleben. Aber dann kann der Mund nicht mehr schweigen.

„Heide, wie bin ich glücklich, Dich endlich, endlich gefunden zu haben. Wie geht es Dir? Hast Du mich nicht vergessen? Wie wundervoll Du gesungen hast, ich danke Dir für das schöne Lied. Ich habe Dich gut verstanden. Wie bin ich unglücklich, daß mein Stadturlaub zu Ende ist und ich jetzt fort muß. Schon in einer halben Stunde fährt der letzte Zug. Sag' nur schnell, gehst Du von hier zurück in die Heimat? Uebermorgen bekomme ich drei Wochen Urlaub, den ich zu Hause verbringe. Ich habe Dir so viel zu sagen. Kommst Du?"

Heide kann vor innerer Erregung nichts sagen. Sie ist vollkommen abwesend und kann das Glück nicht fassen, das ihr nun endlich begegnet ist.

„Hans, ich komme, in acht Tagen bin ich zu Hause."

Hans Schulte muß sich sehr beeilen, seinen Zug zu erreichen. Herzlich verabschiedet er sich von Heide. Traurig und doch froh erregt sieht sie ihm nach. Einen Strauß roter Rosen hält Heide in ihrer Hand, und Tränen der Freude benetzen wie Morgentau die Blütenblätter.

In der Heimat ist es Herbst geworden. Die Natur hat ihr Festtagskleid angelegt. Wie gleißendes Gold leuchten die farbenprächtigen Blätter der Bäume in den letzten Sonnenstrahlen des herbstlichen Abends. Am Grabe ihrer Mutter sitzt Heide traumversunken und denkt an die Tage glücklicher Jugendzeit, in welcher sie von Mütterleins Hand umhegt, sorglose, frohe Tage verlebte. Leise spricht sie den Text eines Liedes:

„Mutter, liebste Mutter,
Schönste Jugendzeit,
Denk' ich an die Stunde,
Wird das Herz mir weit.
Möcht' dich an mich drücken,
Kindlich mich erfreu'n,
Deine Hand erfassen,
Einmal glücklich sein.
Alles geht vorüber,
Jugendzeit und Glück.
Einsam muß ich wandern,
Sehnsucht bleibt zurück."

Liebevoll legt sie einen schönen Heidestrauß auf das Grab. Jetzt erhebt sie sich. Tief atmet sie die herrliche, schon etwas frische Luft des Abends ein. Sie schreitet den langen ihr so lieb gewordenen Tannenweg entlang. Wie herrlich bist du doch, du deutscher Wald! Kühnen Recken gleich ragen die stolzen Fichten gen Himmel und lassen in wundervoller Harmonie die schweren Zweige wie riesige Fächer

weit über den Weg ragen. Ab und zu lugt zwischen ihnen neugierig eine Birke hervor. Wie vertraut ist ihr doch jeder Baum, ja, jeder Strauch und Stein der am Wege steht, spricht zu ihr tausend liebe Worte der Erinnerung. Heide erreicht den Waldrand. Dort ist die Bank, die Stelle, an der sie sich mit Hans verabredet hat. Sie setzt sich, und da es noch früh ist, kann sie sich der Erinnerung hingeben. Ja, so glücklich wie jetzt ist sie noch nie gewesen. Jahre des qualvollen Hoffens und Sehnens liegen nun hinter ihr. Sie will nicht mehr daran denken, nur sich freuen. Welch ein herrlicher Abend, welch ein Friede und welch eine Ruhe! Vor ihr liegt, wie ein Teppich ausgebreitet, die weite Ebene voll blühender Heide. In den letzten Strahlen der Sonne spielen Tausende von Mücken ihren Liebestanz.

Vom Dorf her ertönen acht dumpfe Schläge. Da wird Heide aus ihrer Träumerei herausgerissen. Aus dem Dunkel des Waldes tritt Hans Schulte. Pünktlich hat er sich eingestellt.

„Guten Abend, Heide."

„Guten Abend, Hans."

Er setzt sich zu ihr auf die Bank, erfaßt dann stürmisch ihre Hand und alle die lieben Worte, die er in den vielen Jahren des Sehnens nach ihr in seiner Seele zurückgehalten hat, sprudeln wie ein lebendiger Quell über seine Lippen.

„Meine liebe, liebe Heide, wie habe ich mich nach Dir gesehnt, wie habe ich in manchen Nächten gewacht und Deiner gedacht. Alles, was ich tat, galt nur Dir. Mein Herz war und ist erfüllt mit heißer Liebe zu Dir. Jetzt bist Du mein, meine liebe, liebe Heide."

Heide hat ihren Kopf an seine Schulter gelegt. Er blickt ihr in die wunderschönen Augen, die wie ein kristallklarer See vor ihm stehen. Zärtlich streicht er ihr über das herrliche blonde Haar. Dann reißt er sie an sich, und mit der ganzen Glut seines Herzens bedeckt er ihren lieben Mund mit heißen Küssen.

„Hans, mein geliebter Hans, ja, nun bin ich Dein."

Sie hat sich erhoben, setzt sich auf seinen Schoß und streichelt liebevoll sein gelocktes, zerzaustes Haar.

Lange sitzen sie eng umschlungen, schweigend alles gebend und nehmend, was sie so lang entbehren mußten.

Aus dem Walde ist ein Rudel Rehe getreten, und über ihnen hoch in den Zweigen singen Vögel ihr letztes Abendlied „Weil ich mein Lieb gefunden hab'".

Heide und Hans haben sich unendlich viel zu erzählen.

„Kannst Du mir verzeihen, Heide, daß ich damals von Dir floh, Dich so schnöde im Stich ließ? Weißt Du, die ständige Beeinflußung, der ich durch den Kaplan ausgesetzt war, hatte in mir einen Zwiespalt erzeugt und mich zu einem unklaren Menschen gestempelt. In meiner Seele war ein heißer Kampf zwischen Freiheit und Pflicht ausgebrochen. Das Blut raunte den ewigen Ruf nach Freiheit, das Herz schrie qualvoll nach Dir, und die Einflüsse des Kaplans, die Suggestionen, ermahnten mich an meine Pflicht und drohten mit furchtbaren Höllenqualen. Siehst Du, Liebste, da war ich feige, ich fürchtete mich vor Strafe, statt der Stimme des Blutes zu folgen. Jetzt erst wird es mir klar, warum die verschiedensten Religionen die jungen Seelen der Kinder im zartesten Jugendalter für sich beanspruchen. Unfreiwillig werden sie in die Religionsgemein-

schaft hineingetauft, zu der sich ihre Eltern bekannt haben, d. h. in der auch diese unfreiwillig aufgenommen wurden. Dort, wo das artgemäße Gotterleben ausgelöscht ist und an seine Stelle eine dogmatische fremde Religionslehre tritt, herrscht der Priester, als Vollstrecker des Juden dessen Weltherrschaft aufzurichten, nach den ihm in Jahrtausenden angelernten Erfahrungen, „wer die Seele eines Volkes besitzt, beherrscht es."

Es dauert mich um all die unzähligen zarten Kinderseelchen, die auch heute noch diesen Erziehern ausgesetzt sind. Doch einmal wird die Zeit kommen, wo durch unermüdliche Aufklärung auch diesen Seelentötern das unheilbringende Handwerk gelegt wird, wenn nicht unser Volk an seelischer Verkümmerung elend zu Grunde gehen soll und seinen Gottesstolz verliert.

Der Feldherr Erich Ludendorff verlangt, daß in einem völkischen Staat seelische Schädigungen an der Volksseele höher unter Strafe gesetzt werden als körperliche Verletzungen. Und das mit vollem Recht, denn sieh, liebste Heide, eine Wunde geht den natürlichen Heilungsprozeß, dagegen ist eine durch eine religiöse Fremdlehre aus dem Volkstum herauserlöste Seele für den völkischen arteigenen Staat verloren. Nur große Charaktere werden vielleicht in späteren Jahren sich zur Klarheit durchringen können, die Masse lebt in dem Wahn einer fremden Weltanschauung und ist, und das ist die große Gefahr, in Stunden höchster Volksgefahr nicht abwehrfähig.

Die uns anerzogene Lehre ist die Vollstreckerin des Todesurteiles, welches das Judentum und alle überstaatlichen Mächte über unser Volk verhängt haben.

Denn, und das wird auch Dir, Heidelein, sicherlich vollkommen einleuchten, es ist nicht damit getan, den Juden rein körperlich aus einem Volk zu entfernen, sondern man muß in erster Linie seine Lehre, d. h. seine Weltanschauung verbieten. Solange die jüdisch orientalische Fremdlehre frei und unbehindert durch Tausende von priesterlichen Vertretern dem Volk verkündet werden darf, ist es um das Judentum nicht schlecht bestellt. Um den Juden zu schlagen, muß aus der Seele des Volkes durch unermüdliche Aufklärung dessen Lehre gerissen und hierfür deutsche Weltanschauung gesetzt werden, dann verschwindet der Jude ohne jegliches Blutvergießen. Er weiß sehr wohl, daß in einem Lande, in dem nur deutsch gedacht und deutsch gefühlt wird, kein Betätigungsfeld für ihn vorhanden ist.

Je eher und schneller die Staatsführung das Volk in seiner Gesamtheit darüber aufklärt, um so früher wird Deutschland den Weg des seelischen Aufbaues erleben und damit zu einer unüberwindlichen Macht werden. Jeglicher Zwang muß dabei ausgeschaltet sein, denn Weltanschauung gilt es zu erkennen, nicht zu erzwingen. Wo Zwang und brutale Macht herrschen, kann das Samenkorn der deutschen Freiheit nicht gedeihen. Der Mensch ist wie jedes Blatt wie jede Pflanze nur einmalig. Gott trat in Erscheinung durch Vielheit. Doch ist das Gotterleben eines jeden Menschen ein anderes, im Vergleich so, um mit Deiner Kunst zu sprechen, wie jeder Mensch, der Deinen herrlichen Tönen lauscht, die Kunst anders empfindet, wenn auch innerhalb der Art oder Rasse ein gewisser Uebereinklang besteht. Kurz, es ist ein Verbrechen,

in die jungen Seelen unserer Kinder das Gift einer jüdisch orientalischen Lehre zu pflanzen und ihnen an Stelle ihres artgemäßen Gotterlebens als höchstes Wesen jenen strafenden und schrecklichen Judengott „Jehova" zu predigen.

Aber jetzt, liebste Heide, will ich davon aufhören."

„Nein, sprich nur ruhig weiter, Hans, das interessiert mich außerordentlich. Vater freut sich schon, mit Dir über diese ihn so sehr bewegenden Fragen plaudern zu können. Wir erwarten Dich morgen nachmittag zum Kaffee."

Heide ist begeistert von der Art seines Redens und von dem Feuer, das aus seinen Worten spricht. Immer wieder schaut sie ihn an, und immer wieder küßt er ihren roten Mund.

Es ist schon sehr spät geworden, als Heide und Hans den Rückweg antreten. Heide hat sich in seinen Arm gehängt und fühlt sich bei ihm ganz geborgen. Hans hat soviel zu plaudern, er erzählt ihr von seiner Vergangenheit, von den seelischen Qualen, denen er im Kloster ausgesetzt war, von seinem Entschluß, zu fliehen, um frei zu werden und um Rechtswissenschaft studieren zu können.

„Es war ein harter, bitterer und nervenzerstörender Kampf, den ich zu führen hatte, Heide. Wenn meine Kräfte zu sinken drohten, dann stand Dein Bild wie ein leuchtender Stern vor meinen Augen. Das Verlangen, Dich zu besitzen, Dich zu erobern, mein Leben an Deiner Seite verbringen zu dürfen, gab mir immer wieder den Mut, durchzuhalten. So habe ich es allein Dir zu verdanken, liebste Heide, daß ich die Freiheit erhielt. Wer nicht kämpft, verdient die Freiheit nicht."

Der Mond scheint in vollem Glanz vom Himmel herab und sendet seine Strahlen lächelnd durch die Zweige der Tannen auf die Liebenden, wenn diese im Sehnen nach Liebe das Gehen unterbrechen und in sich verschlungen, sich ihr Höchstes schenken. Es ist ein Geben und Nehmen in seliger Vergessenheit, ein Drängen, Wünschen und Hoffen auf den Tag der Erfüllung. Hans ist voller Seligkeit über das Glück, Heide so fest in seinen Armen halten zu dürfen. Voller Leidenschaft trinkt er ihre Küsse, wenn er eng mit ihr aneinander geschmiegt, ihren wundervoll geformten Körper spürt und ihre Brust sich in Glückseligkeit hebt und senkte. Gibt es etwas Schöneres, als die reine Minne zweier Herzen, die in gleicher Harmonie dem Ziele des Sichhingebens zustreben? Ist es nicht wie ein Frühling, der mit der ganzen Kraft seiner Eigenart den Winter vertreibt und alles in der Natur zum neuen Leben erwachen läßt? Das ist der Sinn der reinen Minne. Durch Wahlverbindung zweier gleichgesinnter liebender Menschen entsteht das neue Leben, damit das Bewußtsein nicht ausstirbt und Gotterleben möglich ist.

Hans und Heide haben das Forsthaus erreicht. Die Trennung fällt ihnen gar zu schwer, sie wollen das Glück, das sie in seligen Stunden in vollen Zügen genossen haben, nicht von sich gehen lassen, sie wollen es halten und in sich verketten. Aber die Zeit schreitet unerbittlich weiter. Vom Dorfe tönen 12 dumpfe Schläge zu ihnen herüber.

„Jetzt ist es Zeit, Liebste, nach Hause zu gehen. Schlafe gut und träume einen schönen Traum."

Noch einmal drückt er Heide fest an sich und küßt sie herzlichst auf den Mund, dann reißt er sich los, und bald ist Hans im Wald verschwunden.

Heide und Hans liegen beide in ihrem Bett. Zwei Menschen im Sinnen um die gleiche Liebe, um die gleichen Wünsche auf die Stunde, wo sie in Erfüllung ihrer Aufgabe sich ganz besitzen dürfen.

Erst als im Osten der Tag die ersten Lichtstrahlen in den Aether hinaussendet, überfällt sie der erquickende Schlaf und führt sie in eine Traumwelt voller Glück und Seligkeit.

*

Das hat das Dorf Eichelhorst noch nicht erlebt. Auf dem niedersächsischen Bauernhof des Bauern Wilhelm Schulte geht es hoch her. Der Großknecht Heinrich und die Magd Gesine haben seit Tagen alle Hände voll zu tun, um den Hof für den Empfang der Hochzeitsgäste vorzubereiten. Sauber, wie aus dem Ei geschält, muß der Eichenhof blinken und blitzen. Eine dreifache Hochzeit der drei Kinder des Bauern wird vorbereitet.

Rolf mit Rotraut Rölling, Hans mit Heide Rieke und Ilse, die Bauerntochter, mit dem Förster Ernst Rieke.

Auf der Diele des Hofes ist unter Mithilfe aller weiblichen Kräfte in Hufeisenform die große Tafel aufgebaut, deren Ausschmückung von Heides geschickter Hand vorgenommen wurde. Für das leibliche Wohl sorgen Rolf und Rotraut.

So ist der Tag der Hochzeiten herangerückt. Die drei Brautpaare haben sich im Schmucke ihrer Hochzeitsge-

wänder schon am Vormittag zum Standesamt begeben. Anschließend werden die Gäste mit einem guten Imbiß reichlich bewirtet. Um 2 Uhr beginnt die eigentliche Feier. Vater Schulte hat als Besitzer in einem Sessel unter der Eiche Platz genommen. Die Paare versammeln sich mit



den Gästen um die große Eiche, die nicht weit von der vorderen Eingangstür ihre mächtigen Zweige zum Himmel streben läßt. Lehrer Rölling hat es sich nicht nehmen lassen, die Feier mit musikalischen Darbietungen zu verschönen. Er selbst spielt auf einem Harmonium das Adagio aus der Pathetique von Ludwig van Beethoven. Der von ihm ge-

leitete Schülerchor bringt verschiedene herrliche Volkslieder zum Vortrag. Wundervoll klingen die hellen Kinderstimmen über den weiten Hof.

Jetzt tritt Dr. Hans Schulte vor und hält in einer wundervoll geformten Rede eine Ansprache über den Sinn des Lebens und der Minne. In packender Weise versteht er es, die Aufmerksamkeit der Gäste auf seine Worte zu lenken und ihnen darzulegen, daß jedes Volk nur dann bestehen kann, wenn es das ihm vom Schöpfer nun einmal gegebene eigene Gottlied singt, deshalb sei es Pflicht, klar zu erkennen, daß die uns anerzogene Lehre für die Deutschen eine Fremdlehre sei, die ihre Wurzeln tief in die jüdisch orientalische Weltanschauung schlage. Diese Erkenntnis habe sie alle dazu geführt, aus der Kirche zu treten, um frei das Göttliche in sich aufnehmen zu können. „Die Ahne, die vor nunmehr tausend Jahren lieber sterben wollte, als ihren alten Glauben zu lassen, ist nicht umsonst den Leidensweg geschritten", so ruft Hans Schulte aus. „Der niedersächsische Schultenhof ist wieder frei. Mögen unsere Enkel den freien Bauernhof hüten wie ein Kleinod und ihn gegen jeglichen Versuch der seelischen Versklavung mutig verteidigen."

*

Hans Schulte hat geendigt. Die Wirkung seiner Worte ist nicht ohne Eindruck geblieben. Viele Neugierige des Dorfes haben sich eingefunden und auf Mauern, Hecken und Zäunen stehend, gespannt zugehört.

Der Schülerchor des Lehrers Rölling beendigt mit dem Lied „Ich hab' mich ergeben" die schlichte und würdige feierliche Handlung. Im Anschluß daran begeben sich die geladenen Gäste auf die Diele, wo bei reichlichen, leiblichen Darbietungen noch manche Reden gehalten werden.

Als der letzte Gast in später Nachtstunde den Hof fröh verlassen hat, ziehen sich die drei Hochzeitspaare in die bereitstehenden Zimmer zurück. Drei hell erleuchtete Fenster senden ihre Lichtquellen in die dunkle Nacht, doch plötzlich erlöschen sie nacheinander.

In tiefste Ruhe gehüllt, wie einst in fernsten Zeiten, liegt der Schultenhof im Dunkel der Nacht. Durch die Kronen der uralten, stolzen Eichen, singt der Wind sein ewiges Lied vom Werden und Vergehen. Der Geist der Ahne weht geheimnisvoll um das Giebeldach des Bauernhauses und ein Raunen erfüllt die Luft:

„So hab' ich doch gesiegt!"

